Die Entwickelung
der
deutschen Poesie
von Klopstocks erstem Auftreten bis zu
Goethe's Tode.

Vorlesungen,
gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung
von Männern und Frauen.

Mit
litterarhistorischen Ausführungen.

Von
Johann Wilhelm Loebell,
Dr. d. Philos., Geheimen Regierungsrathe, ord. Prof. d. Geschichte an d. Univers. zu Bonn, Ritter d. rothen Adler-Ordens 3. Cl. m. d. Schl. u. d. belg. Leopold-Ordens, corresp. Mitglied d. Akad. d. Wissensch. zu Berlin.

Zweiter Band.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1858.

Vorrede.

Mit Rücksicht auf mehrseitige Erinnerungen über den ersten Band dieses Werks, die ich als begründet anerkenne, ist in dem vorliegenden zweiten das Verhältniß der Anmerkungen und Excurse zum Texte ein anderes geworden. Jene sind jetzt unabhängiger von diesem, abgerundeter und in größere Massen zusammengefaßt. Kleinere, nöthig scheinende Zusätze zu den mündlich gehaltenen Vorträgen sind in den Text verwebt. Dagegen sind die Anmerkungen zu Ausführungen geworden, welche ihrer Natur nach einen ungleich größern Raum ansprechen dürfen als die Umrisse, die der Text gibt.

Unter der Feder ist mir die Darstellung Wielands zu einem einen Band füllenden Um-

fang angewachsen, daher Lessing und Goethe's Anfänge für den folgenden zurückgelegt werden mußten. Daß jene Darstellung fast wie eine Monographie erscheint, wird sich vollkommen rechtfertigen lassen. Das Ungenügende aller bisherigen Behandlungen Wielands springt bei der näheren Beschäftigung mit ihm in die Augen; und wie das Urtheil über ihn in den allermeisten unserer Litteraturgeschichten mit überwiegender Ungunst abgefaßt ist, ist er selbst der heutigen Lesewelt ganz fremd geworden. Gewiß aber verdient ein Schriftsteller, für den die Großväter der jetzigen Generation geschwärmt, von dem sie sich in ihren Ansichten haben leiten lassen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Sollten seine Vorzüge und seine Mängel auf gerechter Wage gewogen werden, so mußten seine Werke kritisch betrachtet und ihr Verhältniß zum Entwickelungsgange des Autors bestimmt werden. Es ist der erste Versuch einer solchen kritischen Beleuchtung, den ich hier vorlege, und jeder erste Versuch darf auf Nachsicht Anspruch machen.

Manche werden eine Untersuchung, ob Lessing über ein Werk Wielands so oder anders gedacht hat, unerheblich finden; ich glaube, daß es keine Ueberlieferung von Lessing gibt, bei der nicht die Unterscheidung des Wahren und des Falschen einer bedächtigen Erwägung werth ist. Uebrigens müssen solche Detailforschungen einer Bearbeitung der Geschichte unserer Litteratur, wie wir sie von der Zukunft erwarten dürfen, vorangehen. Mit Erlaubniß Derjenigen, welche eine solche Geschichte schon für fertig und vollkommen halten!

Die Leser dürfen nicht fürchten, daß die Behandlung eines jeden der nun folgenden Heroen unserer Litteratur so umfänglich ausfallen wird, wie die Wielands, oder selbst, nach dem Maße ihrer größern geistigen Kraft und Tiefe, noch ausgedehnter. Im Gegentheil. Ich werde mich über sie kürzer fassen können. Wieland mußte auch seinem Inhalt nach dem Publicum erst wieder bekannt gemacht werden; auf dem nun zu beschreitenden Gebiet kann die Kenntniß des Stoffes vorausgesetzt werden.

Aeußere Vollständigkeit, so weit sie zu meinem Zwecke nicht erforderlich war, habe ich übrigens auch hier nicht erstrebt. Zur Ergänzung des in diesem Betracht Fehlenden verweise ich wiederum auf Kobersteins treffliches Werk.

Wenn es einen hervorragenden deutschen Schriftsteller gibt, dem der Zusammenhang mit fremden Vorgängern und Vorbildern auf der Stirn geschrieben steht, so ist es Wieland. Dies ist bekannt genug, und doch ein Punkt, über den sehr irrige Meinungen verbreitet sind. Hier war daher die Rücksicht auf die ausländische Litteratur, die ich mir in diesem Werke überhaupt zur Pflicht gemacht habe, doppelt nöthig.

Auch der längere Excurs über die verschiedenen Auffassungen und Darstellungen der sinnlichen Liebe in der alten und der neuern Poesie wird sein Recht auf den Platz, den ich ihm hier eingeräumt, behaupten können. Um zu beurtheilen, in wie fern Wieland auf diesem Felde gesündigt oder nicht gesündigt hat, müssen die früheren Malereien solcher Art und die Urtheile darüber in Betracht gezogen werden.

Vergebens sah ich mich nach einer vom historischen Standpunkt aus angestellten Untersuchung des Gegenstandes um, auf die ich hätte verweisen können; ich fand nicht einmal eine Vorarbeit. Ich mußte mir den Weg selbst bahnen, und mich in der Vorlegung der Ergebnisse so kurz als möglich fassen. Wiederum ein erster Versuch, der auf ein nachsichtiges Urtheil hoffen darf.

Den Grad von Beachtung, den ich für Wieland wieder zu erwecken wünsche, verdient er erst, wenn man in ihm nicht nur den Dichter sieht, sondern auch seinen Platz in der Geschichte der deutschen Cultur ins Auge faßt, der mindestens eben so bedeutend ist, wie der auf dem Parnaß; wenn anders auf die Beschaffenheit und Farbe der geistigen Cultur die Entwickelung und der Stand der Meinungen vom größten Einfluß sind. Goethe sagt einmal, Wieland dürfe als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden. Und dies ist vollkommen begründet. Er repräsentirt nicht bloß die dem Klopstockschen Spiritualismus entgegenstehende

Weltansicht und Poesie, sondern zugleich einen gewissen mittlern Durchschnitt der Lebensauffassung, der Wünsche und Meinungen, welche unter den Gebildeten Deutschlands während der der Revolution vorangehenden Jahrzehende die verbreitetsten waren und die geistigen Wirkungen der Revolution bestimmten. Diese eigenthümliche Mischung von poetischem Aufflug und prosaischem Kleben am Boden, von Schwung und Spießbürgerlichkeit, von kosmopolitischem Streben ins Weite und Unbegränzte und Beharren bei behaglicher Gemächlichkeit, von Sehnsucht nach der Befriedigung durch höhere Ideen und Genügen an dem durch die sinnliche Wahrnehmung Begreiflichen — nirgends wird sie so anschaulich als an ihm, dem zwischen diesen Gegensätzen rastlos Umhergetriebenen. Aus ihnen quillt für die Geschichte seiner Werke eine Fülle von Stoff, den zu beschränken und zurückzuweisen bei ihrer Behandlung das Schwierigste ist.

Bonn, den 6. Februar 1858.

J. W. Loebell.

Inhalt.

Vierte Vorlesung.

Hochverehrte Versammlung!

Die verschiedenen Arten der Lyrik, welche uns in unserer letzten Zusammenkunft beschäftigten, die Klopstocksche, die ihr nahe verwandte der Barden- und Skaldenpoesie und die kriegerischen Preußengesänge, erschöpfen die lyrischen Töne dieser Zeit noch nicht. Es ließen sich neben ihnen noch andere vernehmen, theils ernster Art, doch ohne die feierliche Erhabenheit des Klopstockschen Fluges, theils scherzender und heitrer, welche den Lebensgenuß, Liebe und Wein feierten, in einer Weise, welche man, nach dem alten griechischen Poeten Anakreon, die Anakreontische zu nennen pflegt. Es sind unter den Dichtern, welche einen dieser Töne oder auch beide anschlugen, geachtete Namen, Männer von poetischem Talent keineswegs entblößt, wie Ewald Christian v. Kleist, der zuweilen weit inniger ist als Klopstock, Johann Peter Uz, Johann Nicolaus Götz und wiederum Gleim; da sie aber kein

Hauptmoment in der Entwickelung der deutschen Poesie bilden, können wir uns ihrer nähern Betrachtung füglich entschlagen. Die der lebensfrohen Richtung zugewandten Gesänge dieser Poeten würden als ein Gegengewicht gegen die spiritualistische Ueberschwenglichkeit Klopstocks und seiner Nachahmer Bedeutung haben gewinnen können, wenn sie die reale Wirklichkeit des Daseins in ihren mannigfachen Beziehungen zum Innern des Menschen und zu seinen Aufgaben zu fassen gewußt, und eine reichere Begabung besessen hätten.

Ganz anders aber stellte sich die Sache, als ein sehr bedeutendes Talent auftrat, welches sich die Aufgabe stellte, den weisen Genuß, wie man ihn nannte, durch die Poesie zu verherrlichen und als das echte Lebensziel hinzustellen. Die Wirkung war stark und bedeutend, und wenn dadurch der Klopstockschen Einseitigkeit eine andere, von der wahren Natur und Aufgabe der Poesie gleichfalls abirrende, entgegengestellt wurde, so war es doch eben eine durch jene wo nicht hervorgerufene, doch in ihrer Art bestimmte, und sie förderte und entwickelte Manches, was der deutschen Litteratur Noth war.

Dieser Dichter von hervorragender Begabung war Christoph Martin Wieland, geboren 1733 in der damals freien Reichsstadt Biberach in Schwaben. Sein Leben hat einen einfachen Verlauf. Zunächst nach den Universitätsjahren lebte er eine Zeit lang in

Zürich bei Bodmer, der, weil er große Dinge von ihm erwartete, ihn zu sich eingeladen hatte, wie einige Zeit vorher Klopstock. Später erhielt er ein öffentliches Amt in seiner Vaterstadt, welches ihn indeß, da er sehr leicht und schnell arbeitete, nicht hinderte, mit rasch auf einander folgenden litterarischen Erzeugnissen aufzutreten, die großes Aufsehen machten und ihm 1769 einen Ruf als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an die Universität Erfurt verschafften. Aber ein öffentliches Lehramt entsprach seinen Neigungen wenig; nur drei Jahre bekleidete er es, und übernahm nun die Erziehung des Erbprinzen von Weimar und seines Bruders. Dieses Geschäft war nach wenigen Jahren vollendet, und von da an lebte Wieland in glücklicher, nur schriftstellerischen Arbeiten gewidmeter Muße in oder bei Weimar, der erste in der Reihe der litterarischen Berühmtheiten, welche diese Residenz zierten. Hochbetagt starb er im Jahre 1813.

Der Geist und die Absicht der Poesie, welche Wieland berühmt und beliebt machten, stellten sich, wie ich sagte, der schroffen Einseitigkeit Klopstocks gegenüber, und dieser Rückschlag ist um so merkwürdiger, weil er in des Dichters eigener Seele vor sich ging. Denn in seiner Jugend war er, nach verschiedenen farblosen Versuchen, mit Schriften aufgetreten, in welchen unklare Seelenschwärmerei und Empfindungsseligkeit herrschen,

eine bald christliche, bald idealphilosophische Ekstase, die sich zu erheben strebt, aber schwunglos und matt bleibt. Rasch wechselte er mit seinen Richtungen, bald ließ er sich auf den, bald auf jenen Weg locken, immer glaubte er den ihm besonders eignenden gefunden zu haben, und immer verließ er ihn bald wieder. Eine Zeit lang war ihm damals auch Klopstock, dessen entschiedenster Gegenfüßler er nachher wurde, ein hochverehrtes Muster. Aus dem Streben, ihm im christlichen Epos nachzueifern, ging der „Geprüfte Abraham", ein ganz mißlungenes Gedicht, hervor. Als Wieland in höheren Lebensjahren seine Werke sammelte, war ihm selbst die Mittelmäßigkeit dieser Jugendarbeiten, in denen er sich nicht wiedererkannte, so einleuchtend, daß er sie größtentheils in Supplementbände verwies.

Noch nicht dreißig Jahre alt, hatte er sich überzeugt, daß christlich fromme und platonisirende Bestrebungen der wahren Beschaffenheit seines Geistes und Herzens fremd seien, daß er sie sich nur aufgelogen und seiner Poesie damit eine lästige, hemmende Fessel angelegt habe, die er abstreifen müsse. Auf einem ganz andern, ja auf dem entgegengesetzten Gebiete habe er, nach Ueberzeugungen, die er in seiner weitern Entwickelung gewonnen, der wahren Natur seines Geistes gemäß, die Quelle und Wurzeln zu schaffender Geisteswerke fortan zu suchen; dann erst werde er als Poet

wirken. Eifrigst las er die englischen und französischen, von dem Geistesumschwung des achtzehnten Jahrhunderts erfüllten, dem Ansehen überlieferter und althergebrachter Lehren widerstrebenden Schriftsteller, und je mehr Geschmack er an ihren Schriften — besonders der gemäßigteren unter ihnen — fand, desto mehr befestigte er sich in seinen neuen Grundsätzen. Er wollte nicht, wie etwa Klopstock, aus neuen Wendungen oder Fortschritten des menschlichen Geistes Stützen und Waffen für Ideen der Vergangenheit hernehmen. Vielmehr stellte er sich mitten in jene Strömung des Jahrhunderts. In ihr fand er die Nahrung, deren er für seinen Geist, für die Befriedigung des Triebes, auch Andern diese Nahrung zuzuführen, zu bedürfen glaubte. Von ihr befruchtet, mußten seine eigenen Erzeugnisse dem neuerungsbegierigen Streben angehören, aber revolutionär kann man sie nicht nennen. Allem Gewaltsamen und Heftigen war er abgeneigt, die stürmische Ungeduld der Weltverbesserer lag ihm fern. Auf ruhigem und behaglichem Wege, meinte er, könne und solle das menschliche Geschlecht zum höchsten Ziele gelangen, zunächst aus seinem eignen Innern heraus der einzelne Mensch. Ueber dieses Ziel, über das höchste Gut, was dem Menschen zu Theil werden könne, stimmt Wieland mit ältern und neuern Eudämonisten, den allgemeinen Grundsätzen nach, überein, in den besonderen Bestimmungen ist er nicht

ohne Eigenthümlichkeit, aber auch nicht consequent; denn im Ausbau des Systems stieß er auf Schwierigkeiten, die er während seiner langen Laufbahn bald auf diese, bald auf jene Weise lösen wollte. Doch kann Folgendes als der Kern seiner aus seinen Hauptwerken abstrahirten Ueberzeugungen angesehen werden.

Der Mensch ist von der Natur nicht darauf hingewiesen, der Sinnenwelt den Rücken zu kehren, und in der Richtung seines Geistes auf die übersinnliche Welt und Macht, Befriedigung zu suchen. Durch das mühselige Forschen und Grübeln über diese dunkeln, unerreichbaren Gebiete, das ihn in tausend quälende Zweifel stürzt, stört er nur die Seelenruhe, die ihm eine wohlthätige Gottheit so gern gewähren will. Sie bietet seinem Geist und Herzen im unbefangenen Genuß der Lebensgüter, in deren Mitte er sich befindet, eine ganz andere Befriedigung, das wahre Glück dar. Aber damit der Lebensgenuß den Seelenfrieden herbeiführe, muß er von der Vernunft bestimmt und geleitet werden, d. h. er muß mäßig sein, weil er sich sonst selbst vernichtet, auf Gerechtigkeit gegründet, weil sonst Jeder den Ansprüchen der Mitmenschen auf denselben Genuß entgegentreten würde, mit Wohlwollen, Menschenliebe und Edelmuth gepaart, weil in allen edlen Gemüthern Sympathie für diese Tugenden lebt, und weil ihre Uebung ein freudiges und erhebendes Gefühl hinterläßt, welches wohlgestimmten Seelen den

schönsten und feinsten Genuß gewährt. Die sinnlichen Triebe müssen nicht unterdrückt, aber gedämpft und gezügelt, der thierische Theil des Menschen muß vom geistigen überwacht und geleitet werden.

In der redlichen Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Sätze hielt Wieland ihre Mittheilung und Verbreitung für seine heiligste Pflicht und seine höchste Lebensaufgabe, und — da auch in ihm Mensch und Dichter in einander aufgingen — zugleich für die wahre Erfüllung seines Dichterberufs, da er ihnen in der Hülle der Poesie die gefälligste und anregendste Form geben wollte. Er sah darin auch ein Mittel, sie in sehr verschiedenen Gestalten auftreten zu lassen, was zu thun er nicht ermüdete, und vermöge seiner großen Productionskraft wurde ihm eine stete Erneuerung seiner Lehren in veränderter Einkleidung nicht schwer. Es war noch ein anderer Umstand, der ihn dazu trieb — jene Bedenklichkeiten und Zweifel nämlich, die ihm, wie ich sagte, in der Ausbildung seiner Glückseligkeitslehre aufstießen — wobei sich seine Grundsätze bald einer mehr, bald einer weniger strengen Ansicht zuneigten. Sie mit diesen Modificationen darzustellen, und Mißverständnissen zu begegnen, die es entweder wirklich waren, oder die er als solche angesehen wissen wollte, schuf er manches Werk, oder veränderte ein älteres. Doch sind dies nicht wesentliche Veränderungen seines Systems. Im Ganzen und

Großen sind seine Ansichten seit jener Umwandlung seines Innern dieselben geblieben.

So kam in die deutsche Poesie durch die angestrengten Bemühungen eines unläugbar großen Talents jener den Klopstockschen Zielen und Wegen vollkommen entgegengesetzte Inhalt: die Verherrlichung eines stillen Seelenfriedens durch den rechten Gebrauch der Gaben der Gottheit und Natur im sinnlich erscheinenden Leben. Zur Schilderung eines von solcher Weisheit geleiteten Wandels bietet unser Dichter die einschmeichelndsten Reize und Lockungen seiner Poesie auf. Aber die Realität des Lebens, die er auf diese Weise feiert, wird ihm doch nicht zu einer innerlichen, die poetische Erfindung und Darstellung unmittelbar und aus sich selbst heraus beherrschenden Kraft. Vielmehr steht in einem guten und dem bedeutendsten Theile seiner Werke die Poesie unter der Herrschaft der Reflexion, und die erfundene Begebenheit ist zuweilen ein gar zu dünnes und durchsichtiges Gewand um jene Lehren geworfen, an deren Einschärfung dem Dichter Alles gelegen ist. Dadurch bekommen diese Werke — auch wenn man das Recht einer poetischen Gattung sich vorzugsweise und bestimmt als didaktisch geltend zu machen zugibt — einen zu entschieden lehrhaften, das poetische Element zurückdrängenden Charakter. Es entstehen dadurch, bei aller Uebermalung mit gefälligen Farben, zuweilen eine Trockenheit und ein der Mannigfaltigkeit des

lebendigen Daseins entgegengesetzter Formalismus, die dazu herausfordern, an den hindurchgehenden Faden der Lebensphilosophie den kritischen Maßstab zu legen, den man bei Lehrgebäuden der philosophischen Moral anwendet. Und da trifft denn der Tadel, welchen man, wie ich in der zweiten Vorlesung bemerkte, über die Glückseligkeitslehre aussprechen muß, Wieland als Dichter mit doppelter Schwere, da die höhere Poesie ihren Flug nach Gebieten richtet, in welchen jene Lehre nur die Stätte leerer Träumereien sieht.

Lehnen diese Ansichten sich schon gegen die philosophischen Systeme auf, die dem Menschen das Reich des Geistes als seine wahre Heimath anweisen, so können sie sich noch viel weniger unter Lehren beugen, welche diese Ueberzeugung von irgend einer einmal festgestellten Autorität ableiten. Wenn Wieland und seine Gesinnungsgenossen aber glauben, daß sie vermöge dieser Meinungen reale Gestaltungen in Händen haben, während die Weltansicht ihrer Gegner auf bloßen Gedanken beruht, so sind sie in einer großen Täuschung befangen. Die Befriedigung, welche der Mensch durch das ihm von der Glückseligkeitslehre verheißene Behagen empfangen soll, ist auch nur eine Voraussetzung, nur ein Gedankending. Und Wieland ist, trotz aller seiner Flucht vor dem Ideal, dem Schicksale nicht entgangen, den Palästen seiner Lebensphilosophie und seiner Dichtung eine ideale Spitze geben zu müssen.

Diese Spitze hat freilich den Vorzug einer der erscheinenden Wirklichkeit entlehnten faßbaren Gestalt, während die Klopstocksche sich in Nebel und Wolken verliert. Aber diese hält in dem Ringen nach ihren Nebelbildern die Kräfte wach und stählt sie, wogegen Wielands Wege bequem sind, sein Ziel erschlaffende Ruhe ist, oder doch sehr leicht dazu ausarten kann. Auf beiden Seiten lauern Gefahren. Die Neigung zieht die Menschen da oder dorthin. Der poetische Geschmack und das Leben stehen in näherer Beziehung als man gewöhnlich glaubt. Der Form nach ist der Gegensatz zwischen beiden Richtungen abgethan, aber unter anderen Gestalten ist er wieder auferstanden und dem Wesen nach derselbe geblieben. Schon darum thut Unrecht, wer eine nähere Betrachtung der Werke dieses Dichters versäumt. Noch mehr darum, weil in seinen Tagen die Glückseligkeitslehre eine weit größere Rolle spielte als bei der folgenden Generation, und es daher für das Verständniß unserer Culturentwickelung wichtig ist, sie in den Schriften eines Mannes kennen zu lernen, der sie einschmeichelnder und darum wirksamer vortrug als irgend ein anderer. Wenn man zuweilen glaubt, er rede ganz die Wahrheit, so kommt das daher, daß er den in seiner Lehre liegenden Wahrheitskern — für so klein man ihn auch halten mag — mit großer Gewandtheit und Sorgfalt benutzt. Manches aus ihm ist in unzählige, weit verbreitete populäre

Bücher, zuweilen mit seinen eigenen Worten, übergegangen, hin und wieder sogar in solche, die als christliche Erbauungsschriften auftraten.

Aus der Reaction gegen Klopstocks Richtung ist die Wielands hervorgegangen, daher sie, wie alle Reaction, in der Flucht vor einem falschen Extrem dem entgegengesetzten nicht minder falschen verfiel und es zuweilen mit Behagen recht stark betonte. Der Realismus, den Wieland dem Spiritualismus jenes Dichters und seiner Schule gegenüber zu stellen trachtete, bekam unter seinen Händen eine stark sensualistische Richtung und Färbung. Gern bringt er Schilderungen aufgeregter Sinnlichkeit an, die, wenn er ein lüsternes Behagen daran kund gibt, was ihm nicht selten widerfährt, ein schlimmer Flecken seiner Poesie sind.

Mildern und verfeinern will Wieland die sinnliche Richtung seiner Poesie durch Anmuth der Gestalten, Charaktere und Situationen. Gewiß ist keine Eigenschaft, mit der die Poesie sich schmücken kann, lieblicher und lockender als die Anmuth, und Wieland ist unter die Dichter zu rechnen, denen dieser Schmuck zu Gebote stand. Aber er verdirbt seine Wirkungen nicht selten dadurch, daß er das Bewußtsein davon zur Schau trägt, und bis zum wahren Uebermaß wiederholt, wie entzückend und lohnend der Dienst der Grazien sei. Diese Absichtlichkeit und diese häufigen Wie-

derholungen sind nun nichts weniger als graziös, und die Göttinnen selbst scheinen eine solche Art ihnen zu opfern nicht wohlgefällig aufgenommen zu haben. Denn ein ihnen besonders gewidmetes, nach ihnen genanntes Gedicht ist eines der mißlungensten, die aus des Dichters Feder gekommen sind, dürftig in der Erfindung, schleppend, ermüdend, langweilig in der Ausführung.

Es ist charakteristisch für Wielands Darstellungen der eudämonistischen Lehren, daß sie fast immer Polemik gegen die Störer des natürlichen Glücks einflechten und stark hervorheben. Diese Störer zerfallen für unsern Autor in zwei Classen: die eine begreift die ehrlichen, verzückten Enthusiasten, zum Theil hochbegabte Geister, wie Plato, aber immer Schwärmer, von einem großen, aber ihrer Schwärmerei wegen schädlichen Einfluß auf edle Gemüther, die sich durch sie verführen lassen, von den einfachen Wegen, die die Natur selbst vorgezeichnet hat, abzuweichen, und auf schwindligen Pfaden Wolkenbildern nachzujagen. In dem Kampf gegen diese sind des Dichters Rückblicke auf Stimmungen, die einst ihn selbst beherrschten, deutlich genug zu erkennen.

Die zweite Art der Störer und Verführer wird von den Unredlichen, den Betrügern und Heuchlern gebildet, die sich des Hanges, im Uebersinnlichen ein erträumtes Glück zu suchen, das so viele Menschen

verführt, bedienen, sie für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten und sie zu beherrschen. Daß er zu dieser Classe einen guten Theil der Priester aller Religionen gerechnet, darf nicht erst bemerkt werden.

Am wirksamsten, glaubt der Dichter, wird gegen redliche und unredliche Schwärmer gewarnt, wenn sie lächerlich gemacht und verspottet werden. Er wendet daher besonders gern und häufig die Waffen der Satire, der Ironie, des Witzes und der Laune gegen sie an. Hier ist er oft sehr ergötzlich, denn wenn seine Komik auch nicht die tiefste ist, hat er doch für eine gewisse Region derselben ein bedeutendes Talent. Heuchler gibt er gern durch Zufälle, die ihnen die Larve abziehen, der Verachtung Preis; Schwärmer der erstern Art und Philosophen, hochmüthig auf ihre Grundsätze, in der sie die sicherste Schutzwehr gegen alle Anfechtungen sehen, liebt er in Lagen zu bringen, wo sie den Versuchungen der Sinne erliegen, ertappt, verlacht und verhöhnt werden. Indem er aber nur die falsche Schwärmerei zu verspotten scheint, sich auch selbst einbildet, daß er es nur mit dieser zu thun hat, verspottet und verhöhnt er auch den Enthusiasmus, und ist somit als Poet beschäftigt, die tiefste Grundlage der wahren Poesie zu unterhöhlen, obschon er auf der andern Seite wieder zu viel von der Natur des Poeten hat, um dieser antipoetischen Richtung treu zu bleiben.

Er war, wie ich schon bemerkte, mit einem unläugbar großen Talent ausgestattet, die Vorstellungen, die ihn erfüllten, auf mannigfache Weise auszudrücken und zur Anschauung zu bringen; aber es ging mit seiner Poesie wie mit den Ueberzeugungen seines spätern Lebens. Sie hatten zwar in seiner eigenen Natur schon schlummernd gelegen, aber sie waren von fremden Anregungen geweckt worden und blieben stets unter deren Leitung. Und dies hat nicht bloß in seinen Gedanken, sondern auch in seiner Darstellung die Originalität zurückgedrängt. Wie er sich als Jüngling frommer Schwärmerei hingab, war er von Vorbildern solcher Art völlig abhängig; mit dem Durchbruch seiner wahren Geistesrichtung stellte sich von selbst weit mehr Eigenthümlichkeit ein, daneben aber auch ein gewisser Grad dauernder Abhängigkeit von den Autoren, die seine Umwandlung besonders bewirkt hatten, und fortwährend einen mächtigen Einfluß auf ihn übten. Diese Autoren begegnen uns in seinen Werken in doppelter Weise. Er führt sie häufig an, beruft sich auf sie, liebt es von der Bewunderung, die sie ihm einflößen, zu sprechen; und wenn er sie auch weder nennt, noch deutlich auf sie anspielt und hinweis't, sehen wir doch häufig und deutlich genug, wie er im Inhalt und in der Form ihren Spuren folgt, von ihren Vorstellungen, ihrer Weltanschauung ausgeht, Gedanken von ihnen borgt und weiter ausspinnt. An den ersten Ideen

und Plänen zu seinen Werken haben auch häufig diese Autoren mehr Antheil als das Leben.

Solche Schriftsteller sind denn besonders die, welche die Lebensweisheit, die er zu der seinen gemacht hat, theilen, und sich wider die Gegner derselben der Waffen des Witzes und feiner Verspottung mit großer Wirksamkeit bedient haben, oder von ihm, wiewol mit Unrecht, als Genossen seiner Lebensanschauung angesehen werden. Unter den alten Schriftstellern sind es die, welche bei der schon sinkenden Kraft und Eigenthümlichkeit der antiken Welt sich zu eudämonistischen Ansichten bekannten, und ein großes Talent, sie mit feiner Menschenkenntniß zu entwickeln, zu empfehlen und die Lacher auf ihre Seite zu ziehen, besaßen, namentlich unter den Griechen Lucian, unter den Römern Horaz. Die Seite der Menschenkenntniß und der Portraitirkunst ist es auch, die ihn zu einem begeisterten Bewunderer zweier der allervorzüglichsten modernen Dichter macht, des Shakspeare und des Cervantes, da er sonst in die eigentliche Tiefe ihrer Poesie nicht eindringt. Aus dem erstern, von dem er den Deutschen sogar zuerst eine Uebersetzung gegeben hat, zieht er in seinen Bereich, was er sich verwandt glaubt; zu der großartigen Darstellung des Heroismus, der gewaltigen Leidenschaften, der tragischen Geschicke in Shakspeare's Dramen sucht er selbst keine Beziehungen. In einem andern Verhältniß steht er zum Cervantes,

oder vielmehr zu dem Hauptwerke desselben, dem Don Quixote. Die heroischen und tragischen Seiten der menschlichen Natur fehlen zwar auch hier keineswegs, aber sie liegen nicht auf der Oberfläche. Auf dieser scheint nur die menschliche Thorheit ihre Rolle zu spielen, welcher Schein den Anlaß gegeben hat zu Mißverständnissen, in denen damals die Allermeisten befangen waren, und auch noch heut zu Tage Viele sind. Dieser Ansicht zufolge hat Cervantes bei jenem Romane, den wir wol den vortrefflichsten und vollkommensten von allen, die je gedichtet sind, nennen dürfen, keinen andern Zweck gehabt, als Verspottung der schlechten, rohen Ritter- und Zaubergeschichten, für welche man in seinen Tagen leidenschaftlich eingenommen war, was ihm denn auch vollständig gelungen ist durch sein außerordentliches komisches Talent und durch die Unerschöpflichkeit seiner Erfindungsgabe. Es ist wahr, daß Cervantes diese auf der Hand liegende Absicht hegte; sie ist die nächste Veranlassung zu seinem unsterblichen Werke, aber in die wahre Bedeutung desselben blickt Keiner, der dabei stehen bleibt. Wir dürfen nur beachten, daß Don Quixote nur im Punkte der Rittergeschichten und seines Berufs, den Helden derselben nachzueifern, närrisch ist, sonst aber auch wieder höchst verständig, überall wo es auf die Beurtheilung der geistigen Lebensverhältnisse ankommt, ungleich einsichtsvoller als die gewöhnlichen Leute, die ihm be-

gegnen, und als manche kluge und feine, die über ihn lachen — wir dürfen, sage ich, dies nur beachten, um uns zu überzeugen, daß der Dichter einen weit tiefern Gegensatz zur Anschauung bringen will, als den zwischen einem hirnverbrannten Thoren und dem gesunden Menschenverstande. Und dies ist der Gegensatz der poetischen Betrachtung des Weltlaufs und des prosaischen, wenn jene das Ideal, diese die äußere in die Sinne fallende Erscheinung allein für das Wahre und Wirkliche halten. Wie der Ritter vollkommen Recht hat, wenn er die Idee, das Leben dem Schutze der unterdrückten Unschuld und der Bestrafung der Ungerechtigkeit zu weihen, für eine große und schöne hält, und nur dadurch Narr ist, daß er diese Gedanken in jedem Augenblicke ohne alles Weitere zur Ausführung bringen zu können meint; und wie sein bäurischer Schildknappe die Erscheinungen der gemeinen Wirklichkeit mit klarem Blicke sieht, aber nichts vom Geistigen in ihnen; und wie ferner die sich hoch und klug Dünkenden, indem sie den über sein Ziel hinausschießenden Thoren zum Besten haben, ihre Unfähigkeit, eine Idee zu fassen, an den Tag legen; so theilen sich die Menschen überhaupt in der Auffassung der Verhältnisse und der Zielpunkte des Lebens. Nicht an der Idee als solcher wird man zum Narren, sondern an dem Wahn und unklugen Streben, sie ohne Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse sofort zur Wirklichkeit gestalten

zu können; und wer in den Bestrebungen, der Idee zu dem ihr zukommenden Recht zu verhelfen, nur etwas Vergebliches und Lächerliches sieht, verspottet sich durch das Kleinliche, Leere und Zwecklose seines Beginnens selbst am meisten. So durchzieht ein großartiges ironisches Element die ganze wunderbare Dichtung, es richtet sich gegen Alles, was die Welt nur von dem eignen einseitigen Standpunkt aus sieht, und von ihm aus zu begreifen wähnt, auch gegen den Enthusiasmus, aber nur in so fern, als er für die Realität blind ist. Dadurch entsteht der Schein, als wolle der Dichter, der von der echtesten Begeisterung erfüllt ist, die Begeisterung überhaupt verspotten. Diesen Irrthum widerlegt aber schon die deutliche und häufige Hinweisung des Dichters auf den Punkt, wo sich die Wirklichkeit für die Anforderungen der Poesie öffnet und sie in sich aufnimmt. Dies ist der Sinn der zahlreichen Liebesgeschichten, welche Cervantes dem Werke keinesweges bloß als liebliche Episoden, des Reizes der Mannigfaltigkeit wegen, einflicht, sondern weil er das Reich, in welchem die Liebe der Herzen herrscht, als das bezeichnen will, wo jener Gegensatz in der That gelös't ist, wo das erscheinende Leben sich wirklich und wahrhaft poetisch zeigt, wo Poesie und Prosa, wenn auch nur für eine kurze Blüthezeit, sich durchdringen. — Ist jene Meinung von der Verspottung des Enthusiasmus dadurch widerlegt, so wird die noch ungleich ge-

ringere Auffassung, welche den Dichter nur die thörichte Vorliebe für die Rittergeschichten verlachen läßt, durch diese Erwägung und durch die ganze Haltung des Buchs vollends zu Schanden. Diese letztere ganz platte Ansicht theilt Wieland nicht, er begreift vollkommen, daß man hinter einem solchen Dichterwerk etwas ganz Anderes suchen muß; aber in welches Licht Cervantes den Enthusiasmus eigentlich hat stellen wollen, darüber ist er eben so schwankend, wie es das Verhältniß ist, das er selbst zum Enthusiasmus einnimmt.

Ungleich näher, wie der Zeit so der Aehnlichkeit in der Auffassung der Lebensverhältnisse nach, stehen Wieland drei seiner Lieblinge, die Engländer Shaftesbury, Fielding und Sterne. Ich nannte hier keinen Franzosen, da man doch gewohnt ist, die Schriftsteller dieser Nation als die eigentlichen Meister und Muster unsers Dichters anzusehen, und wirklich ist nichts gewisser, als daß er bei ihnen, bei Voltaire und Andern, emsig in die Schule gegangen ist. Auch hat er sich von ihrer Welt- und Lebensansicht Manches, und zu viel angeeignet. Aber es ist doch weniger diese, der er folgt, als ihre Darstellungsweise, ihre Manier, ihre Charakter- und Situationsmalerei, und auch dies mehr im Allgemeinen, als im Hinblick auf einen einzelnen Schriftsteller. Keines französischen Autors Weltanschauung und Kunst hat ihn so angelockt, daß er sie ganz zu der seinigen hätte machen mögen, daß

er in ihr ein Ideal, dem nachzuringen sei, erblickt hätte.

Wie Wieland in der Auffassung der Dinge und der Menschen dem wirklichen Leben und seinen Bedürfnissen weit näher steht als Klopstock, so ist er auch in der Wahl der Gattungen ungleich zeitgemäßer. Während Klopstock sich abmüht, den Geist des unwiederbringlich entschwundenen erhabnen Epos wieder heraufzubeschwören, und durch das Schauspiel, für welches ihm Einsicht und Begabung versagt sind, zu wirken; erkennt Wieland nach einigen gänzlich verfehlten Versuchen, daß beides außer seiner Sphäre liegt, und noch weit mehr die Lyrik, und daß sein Talent ihn auf die nicht feierliche erzählende Poesie mannigfacher Art hinweis't. Fast Alles, was er seit seiner gewandelten Richtung hervorbringt, gehört dem romantischen Rittergedicht, dem komischen Epos, dem Märchen, der kleinern poetischen Erzählung an, oder es hat die Form des Romans, lauter Gattungen, die innerhalb der Begabung und des Verständnisses eines modernen und reflectirenden Jahrhunderts stehen und dessen Anforderungen entgegen kommen.

Ich will Ihre Aufmerksamkeit nur für eine kurze Charakteristik der merkwürdigsten unter den zahlreichen Werken Wielands in Anspruch nehmen. Zuerst nenne ich die, welche seine im Allgemeinen sattsam geschilderten Lehren von dem, was der Mensch zu erstreben und was

er zu fliehen hat, enthalten, am ausdrücklichsten. Es ist im Jahre 1764, also gleich nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, einer Epoche, an die sich so manche neue Gestaltung in Deutschland knüpft, wo Wieland die Reihe dieser Werke mit dem Don Sylvio von Rosalva eröffnet, einem Roman, dem Jeder auf den ersten Blick ansieht, daß es damit auf eine Nachbildung des Don Quixote abgesehen ist. Wie dieser an der seltsamen Einbildung leidet, daß alle die Ritter- und Zaubergeschichten, in die er sich vertieft, sich wirklich begeben hätten, so soll hier ein anderer erdichteter Spanier, Don Sylvio, sich durch beständige Lectüre von Feenmärchen in den Kopf gesetzt haben, daß es wirklich Feen gäbe, ausgerüstet mit großer Macht über die Schicksale der Menschen und über die Natur, und umherschweifen, Feenzauber aufzufinden und zu genießen, wie Jener, um Ritterabenteuer zu suchen. Indeß ist Don Quixote, wie wir sahen, noch etwas ganz Anderes als ein Verrückter, wogegen sein Landsmann in der That nichts ist, als ein junger Thor, und zwar ein matter und fader, der durch eine Liebe, wie sie in allen Romanen vorkommt, von seiner Schwärmerei, wie Wieland das nennt, geheilt wird. Heilung von Schwärmerei überhaupt soll der Sinn des Ganzen sein; da sie aber hier eine so leere ist, und der ihr gegenüber tretende nüchterne prosaische Verstand allein im vollen Rechte, so können auch Kampf und Sieg nur sehr un-

bedeutend sein, und mit ihnen ist es das Ergebniß des Buches. Das Interessanteste darin ist die unbewußte, oder doch nur dunkel zum Bewußtsein gekommene Ironie des Dichters über sich selbst. Er macht sich über die Feenmärchen und über das Wohlgefallen an ihnen, als an geistlosen abgeschmackten Erfindungen lustig, und wirklich sind sie oft Geschöpfe der eben so rohen als dürftigen Einbildungskraft ihrer Verfasser und Verfasserinnen. Zugleich aber gibt er durch große Belesenheit in dieser Litteratur, durch die genaueste Bekanntschaft mit den in ihr spukenden Feen, Geistern, Zaubrern, Rittern, Prinzen und Prinzessinnen und durch das Behagen, mit welchem er dabei verweilt, deutlich genug kund, daß diese Märchen auf ihn selbst eine nicht geringe Anziehungskraft geübt haben. Auch hat er damals und später mit sichtlichem Wohlgefallen Stoffe für seine Poesie aus ihnen entlehnt.

Don Sylvio sollte also eine Verdammung der Schwärmerei, eine Verwahrung gegen die über die Grenzen der Wirklichkeit hinausschweifende Begeisterung sein; aber der Roman war zu kraftlos, als daß er die Aufmerksamkeit auf den Dichter und auf den Kampf, den er für seine nunmehrigen Ueberzeugungen beginnen wollte, besonders hätte lenken können. Dies geschah im hohen Maße durch die Geschichte des Agathon, dessen Anfang zwei Jahre später an's Licht trat. Dieser Roman, dessen Schauplatz das alte

Griechenland ist, die Zeit das vierte Jahrhundert v. Chr., hat in so fern eine historische Grundlage, als ein Theil der darin auftretenden Personen in dem Charakter spricht und handelt, den er in der Geschichte wirklich, oder doch nach der Vorstellung, welche sich Wieland gebildet hatte, besaß. Er nennt ihn einen philosophischen Roman, und gibt in der Einleitung als den Zweck desselben an, zu zeigen, wie viel zur Weisheit und Tugend die bloßen Kräfte der Natur thun, und wie viel Erfahrung, Fehltritte und öftere Veränderungen in unserer Denkart dazu beitragen müßten. Daß die Veränderungen der Denkart, auf die er damit anspielt, sich auf das beziehen, was ihm am meisten am Herzen liegt, auf Heilung von verderblicher Schwärmerei, die er nur auf diesem Wege für erreichbar hält, sagt er hier nicht, sondern überläßt es dem Leser, es aus dem Roman selbst, aus den Begebenheiten und den reichlich eingestreuten Betrachtungen und Lehren zu entnehmen. Agathon tritt auf als ein wunderschöner, aber auch an Geist vorzüglich begabter junger Mann, der in den Lebensjahren, wo man die Kindheit verläßt, eingeweiht worden war in die orphische Philosophie, die schwärmen lehrt für den Zustand der Geister, welche, des groben thierischen Leibes entledigt, im Anschauen des Unvergänglichen, des ewig Schönen und Göttlichen ein seliges Leben führen, Lehren, die Agathon später mit denen seines Zeitgenossen Plato vollkommen überein-

stimmend findet. Dadurch läßt der Dichter seinen Helden die wirklichen Dinge in einem ganz falschen Lichte sehen, und ihn chimärische, völlig unausführbare Pläne fassen. Aber mit diesen schon an und für sich sehr nachtheiligen Folgen des Glaubens an die Wahrheit jener wesenlosen Träume begnügt er sich nicht. Er will zeigen, daß sie auch auf gefährliche sittliche Abwege verlocken, selbst einen so reinen Sinn wie den des Agathon. Dieser Sinn reicht allerdings hin, ihn zu waffnen gegen die ruchlosen Grundsätze, die ihm der Sophist Hippias vorträgt und dringend empfiehlt. Hippias will ihn zum gröbsten Materialismus bekehren, zu einer Lebensansicht, welche keine andere Triebfeder der menschlichen Handlungen anerkennt, als das selbstsüchtige Verlangen nach Vortheil und Genuß, zu dessen Befriedigung alle Wege erlaubt sind, wenn sie nur mit Klugheit eingeschlagen werden. Eine so schmachvolle Sittenlehre weis't Agathon allerdings mit Entrüstung und Abscheu von sich. Aber es gibt Verführungen feinerer Art. Die reizende, höchst liebenswürdige, aber zugleich höchst buhlerische Danae wendet alle Künste der feinsten Coquetterie an, den schönen jungen Mann in ihren Netzen zu fangen, anfangs weil Stolz und Laune sie treiben, auch diesen platonischen Schwärmer ihren Reizen zu unterwerfen, dann weil sie sich darüber alles Ernstes in ihn verliebt, und sich in die süßen Träumereien zärtlicher Empfindsamkeit verliert. In

Agathons Seele lebt zwar das holde Bild eines unschuldvollen Mädchens, seiner ersten, auf Sympathie und Seelenverwandtschaft gegründeten Liebe. Dennoch erreicht die Verführerin ihren Zweck. Agathon gibt sich ihr hin und fällt, und zwar, wie der Verfasser ausführt, hauptsächlich darum, weil er in seinen poetischen Träumereien befangen, auf die allmächtige Stärke der idealen Tugend, die seinen Sinn erfüllt, trotzt, und keine Behutsamkeit kennt gegen das verführerische Laster, dem Schönheit und Anmuth ihren Glanz leihen. Das ist der große Trumpf, den Wieland ausspielt, mit dem er allen Platonismus vollkommen geschlagen zu haben meint. Unter den Flügeln der begeisterten Liebe zum Schönen, sagt er, hatte die Leidenschaft für Danae sich in Agathons Herz geschlichen, hatte das Ideal sich der Wirklichkeit untergeschoben. — Als ob in ein entzücktes Schauen übergegangene Ahnungen von der Schönheit der übersinnlichen Welt den Geist nothwendig blind machen müßten für die Unterscheidung des Guten und des Bösen in der erscheinenden! Als ob eine Lehre dafür verantwortlich gemacht werden könnte, daß ein enthusiastischer Jünger, der sie einseitig und übertrieben aufgefaßt, in einer unbewachten Stunde, in ihr den Schutz nicht gefunden hat, den er sich von ihr versprochen!

Natürlich wird Agathon nun mißtrauisch gegen die schützende Kraft seiner Tugendideale, und dies erzeugt

einen großen Wendepunkt in seiner Denkart und in seinen Schicksalen. Zu welchen Ueberzeugungen Agathon aber von diesem Wendepunkte aus gelangt, das behandelt der Dichter in der ersten Gestalt des Romans sehr flüchtig, erst mehr als ein Vierteljahrhundert nachher in einer spätern Auflage gab er der Geschichte seines Helden einen ausgeführtern, das Ziel, welches er erreichte, mehr hervorhebenden, im Grunde aber ungenügenden Abschluß. Was damals für ihn die Hauptsache war, ist es in der That geblieben, daß Agathon, von den orphisch-platonischen Verzückungen geheilt und ungestört von ihnen, ein nahe liegendes Glück zu ergreifen bemüht ist, wie der Dichter selbst von der theils platonischen, theils fromm christlichen Schwärmerei zurückgekommen, den Weg der zum ruhigen Glück führt, kennen gelernt zu haben glaubt, und seine Mitmenschen darauf zu führen strebt. In so fern ist viel vom Autor selbst und seinen innern Erlebnissen in dem Roman; auch der Einfluß einer schwärmerischen Jugendliebe ist nach eigener Erfahrung geschildert, und so konnte er die Geschichte seines Agathon gar wol als die seines eigenen Seelenlebens, der irre führenden und der fördernden Einflüsse, die er erfahren, betrachten. Darum darf man aber nicht annehmen, daß bei den Portraits der berühmten Griechen, die er hier entwirft, deutsche Zeitgenossen gesessen haben, etwa beim Plato Klopstock. Plato erscheint

in dem Roman allerdings in keinem günstigen Lichte, aber weit weniger als ein auf junge Gemüther verführerisch einwirkender, wie als ein zur Leitung der Staatsangelegenheiten untauglicher Geist. Auch hatte der leibhaftige, d. h. der in seinen Schriften lebende Plato, dem Dichter zu viel zu schaffen gemacht, das Lossagen von seinen Lehren war ein zu wichtiger Act in seinem eigenen Leben gewesen, als daß er den berühmten Philosophen im Roman wie ein Zeichen und Bild für eine andere Persönlichkeit hätte brauchen sollen, die in der That sehr wenig mit ihm gemein hat.

Agathon machte großes Aufsehen und wurde nicht wenig bewundert. Das erklärt sich leicht. Allerdings hatte der Dichter, so wenig wie die Personen, die geistigen Zustände seiner Griechen genau nach den deutschen copiren wollten, aber die Gegensätze behandelte er so, daß sich die letztern darin spiegeln sollten. Und so sahen es die Zeitgenossen an. Umhergeworfen zwischen dem französischen atheistischen Materialismus und der Klopstockschen körperlichen Engelwelt sahen sie in dem Wege zwischen den entgegengesetzten Klippen des Hippias und des Plato, auf welchem Wieland seinen Agathon in den Hafen führt, eine Rettung für die Tugend. Aber auch tiefere Geister, die einer solchen Auskunft nicht bedurften, begrüßten in dem Roman ein den Fortschritt der nationalen Entwickelung bezeich-

nendes Werk. Lessing sagte, es gehöre unstreitig unter die vortrefflichsten des Jahrhunderts.

Diejenigen, welche die Verbindung tugendhafter Mäßigung mit behaglichem Lebensgenuß einfacher und kürzer gerechtfertigt sehen wollten, fanden ihre Rechnung noch mehr als beim Agathon in einem gleich darauf erschienenen, der Form nach erzählenden, dem Wesen nach didaktischen Gedichte: Musarion oder die Philosophie der Grazien. Zwei Philosophen, ein Stoiker und ein Pythagoräer, haben einen jungen Athener für die Lehren strenger Weisheit gewonnen. Seine Geliebte überführt ihn durch den Augenschein, daß diese angeblichen Weisen den Lockungen der gemeinsten Sinnlichkeit nicht zu widerstehen vermögen, und führt ihn dadurch auf den Weg der von dem Dichter als die wahre und echte gepriesenen Befriedigung. Wieder also ein falscher, nur diesmal viel gröberer, halb geheuchelter Tugendstolz, der zu Falle kommt, und eine sich daran knüpfende Bekehrung. Die Schulphilosophie erleidet die beschämendste Niederlage gegen die natürliche des Maßes und der Anmuth, welche der Titel ausspricht.

Zwei Jahre nach der Musarion gab Wieland einen erdichteten Nachlaß des Diogenes von Sinope heraus. Der berühmte Cyniker erscheint hier von einer durchaus liebenswürdigen Seite als einer der edelsten, wohlwollendsten Menschen. Wieland will damit — ohne

Zweifel gegen Solche, die ihn beschuldigten, daß er nur verfeinerte Sinnlichkeit im Auge habe — zeigen, daß es bei der Ausübung seiner Grundsätze nur auf die Gesinnung und Seelenstimmung ankomme, daß sich das Behagen der Zufriedenheit bei einer bis an die äußerste Grenze getriebenen Enthaltsamkeit und Bedürfnißlosigkeit eben so gut erreichen lasse, wie bei dem Genusse erlaubter Sinnenfreuden.

Wiederum zwei Jahre später fällt die Herausgabe eines politischen Romans: der Goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian. Das Glück der Staaten, wird hier gelehrt, hängt zuerst ab von der rechten Stimmung und dem naturgemäßen Streben der Einzelnen, das wahre Glück zu erreichen — und in so fern wird auch hier wieder Alles auf einen recht verstandenen Eudämonismus zurückgeführt — dann von der das Ganze zusammenhaltenden Ordnung, der Zügelung der sie störenden Leidenschaften und falschen Begierden Einzelner durch gute, weise, pflichtgetreue Regenten. In dem hier aufgestellten Musterbilde eines solchen soll allen Fürsten ein leuchtender Spiegel vorgehalten werden; daher der Titel des Buches. Rücksicht auf den Zusammenhang der staatlichen Zustände und des geselligen Lebens mit der Nationalität und der Besonderheit der geschichtlichen Entwickelung darf man bei Wieland nicht suchen. Diese Rücksicht widerspricht, wie den Grundsätzen und Forderungen der

strengen Idealisten, so denen der Kosmopoliten und Eudämonisten, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Für das Wohlbehagen im Genusse ruhigen Glücks, für welches jedes Streben in's Weite und Unbegränzte mehr hemmend als fördernd ist, tritt die Eigenthümlichkeit der Völker und Zeiten ganz in den Hintergrund. Wieland war von ganzem Herzen Kosmopolit, und wenn Klopstocks vaterländischer Sinn auch ein ziemlich unbestimmter war, hatte er doch ein viel stärkeres Gefühl für Volkseigenthümlichkeit. Dagegen ließ Wieland, als politische Fragen durch die französische Revolution eine große praktische Bedeutung bekamen, Urtheile über diese Weltbegebenheit in Gesprächsform ausgehen von einer Einsicht, die seine früheren politischen Urtheile übertrifft.

In der 1781 erschienenen Geschichte der Abderiten hat die Wielandsche Lebensweisheit auch ihre Vertreter, aber sie ist hier gegen den Hochmuth und die Einbildungen nicht von Schwärmern und Idealisten, sondern von Hohlköpfen, Einfaltspinseln und beschränkten Egoisten gerichtet, deren Treiben mit vieler Laune und treffendem, beißendem Witze lächerlich gemacht wird. Hier ist es wirklich seine Zeit, die Wieland vor Augen hat, es sind die verkommenen Zustände in den kleinen deutschen Reichsstädten, der Dünkel und die Thorheiten ihrer Bürger, die er geißelt, obgleich die Originale dieser Abderiten auch ander-

wärts nicht fehlen. Gegen diese satirische Verspottung lächerlicher Thoren tritt das absichtlich Lehrhafte ganz in den Hintergrund. Die Abderiten sind eines der besten, vielleicht geradezu das vorzüglichste aus Wielands Feder geflossene Werk zu nennen.

Unter den Schriften aus den höheren Lebensjahren des Dichters erwähne ich zuerst der geheimen Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. Es war dies ein Cyniker des zweiten Jahrhunderts nach Chr., von dem Lucian erzählt, daß er bei den olympischen Spielen freiwillig in die Flammen eines Scheiterhaufens gesprungen sei, und sich so selbst verbrannt habe. Wieland läßt ihn im Todtenreiche dem Lucian erzählen, wie er, verführt und gemißbraucht, zu einem solchen Entschlusse gekommen sei, und will dadurch wieder eine besondere Quelle von Thorheiten, zu welchen die Schwärmerei führt, und von Unfug, dem sie sich in die Hände liefert, aufdecken.

Offene und versteckte Angriffe auf gewisse christliche Vorstellungen, auf das christliche Kirchenthum und seine Priester sind in Wielands Schriften nicht selten. Es lag ihm aber daran, der Welt zu zeigen, daß er deswegen nicht mit entschiedenen Gegnern und Verächtern der christlichen Religion zu verwechseln sei. Zu diesem Zwecke schrieb er ganz am Ende des Jahrhunderts ein Buch unter dem Titel Agathodämon, worauf er selbst einen so großen Werth legte, daß er es

für das wichtigste und beste seiner Werke erklärte. Es ist ein Bekenntniß, wie man es im Allgemeinen von einem Deisten erwarten kann; etwas später würde man es ein stark rationalistisch gefärbtes genannt haben. Dabei haben Inhalt und Einkleidung viel eigenthümlich Wielandsches. Ein griechischer Heide des zweiten Jahrhunderts, der hier als ein Muster von Weisheit und Tugend erscheint, trägt einen ausführlichen Bericht über das Christenthum in seiner Zeit vor. Der Stifter desselben, läßt Wieland ihn sagen, ist zu der höchsten moralischen Größe emporgestiegen, welche die Menschheit überhaupt denken und erreichen könne. Jetzt, fügt jener weise Mann hinzu, ist diese Secte der Christen (oder Christianer, wie es hier immer heißt) noch außerordentlich klein; ich prophezeie aber, daß sie in nicht langer Zeit die Welt erfüllen und beherrschen wird, und daß von den guten Samenkörnern, welche der Stifter ausgestreut hat, manche schöne Saaten aufgehen werden. Aber auch vieles Uebel wird die Secte erzeugen. Denn es wird sich unter ihr eine Classe oder Kaste von Priestern erheben, welche das Edelste und Beste in ihr aus Selbstsucht schmählich verunstalten und verderben, und alles ihren schlimmen Zwecken Widerstrebende unterdrücken und grausam verfolgen wird.

Das letzte größere Werk, welches Wieland zu fernerer Kräftigung seiner Lebensweisheitslehre schrieb,

erschien gleich nach dem Agathodämon unter dem Titel Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Dieser Schüler des Sokrates, der zuerst das Streben nach dem Genuß der angenehmen Empfindungen, als dem nach seiner Meinung höchsten Gute, auf Grundsätze zurückzuführen versuchte, ist der eigentliche Lieblingsphilosoph Wielands, den er schon im Agathon und an andern Orten feiert. Jenes aus vier Bänden bestehende Buch, welches seinen Namen führt, enthält einen Briefwechsel zwischen ihm und Verschiedenen seiner Zeitgenossen, vorzüglich der wohlbekannten Lais. Aber diese Briefe sind weniger erdichtet, um einem Roman als Form und Gewand zu dienen — denn Aristipp ist unter den Wielandschen Schriften dieser Art am wenigsten Roman zu nennen — als um eine Darstellung der Culturzustände des damaligen Griechenlands Mitlebenden in den Mund zu legen, ungefähr in der Art, wie es ein Jahrzehend vorher Barthelemy in seiner vielgelesenen Reise des jüngern Anacharsis gethan hatte. Doch tritt Wieland mehr als Poet auf wie der Franzose; seine Briefsteller zeigen sich weit lebendiger und individueller. Daß keine Gelegenheit versäumt wird, die Grundsätze, die dem Helden und dem Verfasser des Buches gemeinschaftlich gehören, in das vortheilhafteste Licht zu stellen, versteht sich von selbst. Uebrigens ist das Werk in der Mitte abgebrochen und nicht bis zum Tode Aristipps geführt.

Blicken wir nun auf die Romane Wielands zurück, so kann auffallen, daß Deutschland nie ihr Schauplatz ist, Deutsche nie darin auftreten. Es erklärt sich dies aber leicht aus zwei Umständen. Der eine ist jener Mangel an der scharf markirten Nationalität, welche dem Dichter nöthig ist, bei den eigenen Landsleuten; der andere liegt in dem alten, vielgebrauchten Kunstgriff, heimische Zustände der Gegenwart, die man strafen will, in ferne Räume und Zeiten zu verlegen. In diesem Falle ist aber Wieland fast immer vermöge seiner Absichten zu belehren, zurecht zu weisen, zu verlachen und zu warnen. Die Schauplätze, die er wählt, sind das alte Griechenland und der Orient, vornehmlich und mit Vorliebe das erstere. Da erscheinen nun die Sitten, die ganze Eigenthümlichkeit des altgriechischen Wesens, innerlich und äußerlich keineswegs mit der Treue und strengen Richtigkeit, die wir jetzt zu fordern pflegen, der spätere Dichter zuweilen Natürlichkeit, Lebendigkeit und poetische Wahrheit zum Opfer bringen. Das Moderne mischt sich stark in die Farbengebung; ja ein entschiedener Verehrer des Dichters hat von den Griechen und Griechinnen, die er auftreten läßt, sogar gesagt, ihr Nationalcostüm sei zwar das griechische, aber sie raisonnirten und sprächen gewöhnlich wie Franzosen und Französinnen. Das ist denn doch zu viel. So sehr sind diese Griechen nicht zu Franzosen geworden, daß von ihrem und

des Dichters Geburtslande gar nichts an ihnen zu spüren wäre. Es gilt von ihnen im Allgemeinen, was ich vorher im Besondern von den Figuren im Agathon bemerkte. Wieland war mit den Berühmtheiten Griechenlands zu vertraut, als daß er sie wie bloße Gliederpuppen hätte brauchen sollen. Man wird demnach richtiger sagen: es sind Griechen, halb ins Französische, halb ins Deutsche übersetzt. Daß man aber geistig so übersetzt, ist auch außerhalb des Gebiets der Satire nichts Neues noch Seltenes. Es geschieht theils mit Bewußtsein theils unwillkürlich, ja man kann sagen, je lebendiger und poetischer die Auffassung des Dichters ist, je mehr werden die fremdländischen Figuren von seines Volkes Denkweise und Weltbetrachtung gefärbt sein. Daß aber in unserm Falle eine dritte Nationalität sich hineinmischt und an der Farbengebung Antheil hat, das ist freilich etwas Seltenes und kommt gewiß nur bei deutschen Schriftstellern, und auch bei diesen nur in der Periode vor, wo die Autoren entweder auf die Franzosen als auf die wahren und alleinigen Muster blickten, oder sich in sie vorzugsweise so hineingelesen hatten, daß ihnen ihre Art die Dinge und die Menschen zu sehen und zu schildern häufig unwillkürlich vor die Augen trat, und sie es selbst gar nicht mehr wußten, wie sie mit französischem Griffel zeichneten und mit französischen Farben malten. Zu den letzteren gehörte Wieland.

Daß die Griechen feinster Bildung sich nicht in dem Tone unterredeten, den er sie annehmen läßt, wußte er sehr wohl; er wollte modernisiren, und indem er es wollte, schob sich ihm das französische Wesen, als wäre es der allgemeine Typus seiner Zeit, unter. Wo das Vorbild im Leben an die Caricatur streift, da drängt sich das Nationale mit der unverkennbarsten Besonderheit in den Vordergrund. Daher stecken in Wielands Abderiten nur deutsche Kleinstädter.

Weit mehr Franzosen als seine Griechen sind seine Orientalen. Diese in ihrem wahren geistigen Costüm vorzuführen, hatte er weder eindringende Kenntniß genug noch Interesse. Er that hier nur, was französische Autoren schon vor ihm gethan hatten. Sie hatten den Schauplatz ihrer satirischen Erzählungen gern in das Morgenland verlegt, um unter dieser in jeder Beziehung fremden, aber völlig durchsichtigen Hülle europäische Meinungen, Leidenschaften, Neigungen, Charaktere, ja bestimmte Personen desto zwangloser schildern zu können.

Innerlich betrachtet gehört der Roman, wenn er mehr sein will als eine Unterhaltung für die müßige Lesewelt, der Dichtkunst an; äußerlich genommen, fehlt ihm dazu der Vers und die strengere Begränzung in der Form und Composition, welche für das eigentliche Epos und das Drama, selbst für manche Arten der

Lyrik, erforderlich sind. Auch vom innern Wesen der Poesie scheint der Roman sich zu entfernen, wenn er, wie die meisten Wielands, entschieden lehrhafte Zwecke verfolgt und nicht einmal verbirgt. Wieland ist aber ziemlich eben so productiv gewesen auf dem Gebiete der Dichtung im engern Sinne, d. h. auf dem der gebundenen Rede, wo er sich zugleich innerlich poetischer zeigt durch Anlage, Auffassung, Schilderungen, das freie Spiel der Phantasie. Die Gattung des erzählenden Gedichts, der er sich mit der meisten Liebe und mit unverkennbarem Talent zuwandte, ist, wie schon bemerkt, das romantische Epos, mit mehr oder weniger Beimischung eines komischen Bestandtheils, in der Weise, wie es von den Italiänern im Beginn der neuern Zeit ausgebildet worden ist, und zwar aus dem Gange der Entwickelung und aus dem Ideenkreise der Nation. Das ernste Rittergedicht ist in der Zeit, wo es, wie besonders bei den Franzosen, aus Sagen, die im Volke lebten, ganz naturgemäß entstand, bei den Italiänern nie vorhanden gewesen, weil sie keine einheimischen volksmäßigen Heldenlieder hatten und die französischen nicht nachbildeten, wie es von den Deutschen geschah. Als sich um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in Italien der Geschmack an dichterischen Erzählungen von den Thaten und Abenteuern ritterlicher Helden einstellte, hielt man sich zwar auch an die vom Auslande herübergenommenen Stoffe, aber

fast nur, um an berühmte Namen anzuknüpfen, und that viele Wundergeschichten hinzu, um die Leser recht mit der Idee des Außerordentlichen jener Tage zu erfüllen und sie zu vergnügen, und um der eigenen Phantasie einen Boden zu geben, auf dem sie sich nach Gefallen bewegen könne. Bei dieser Freiheit und der Versetzung auf den fremden Boden verflüchtigte sich das Nationale fast gänzlich. Die Dichter selbst aber fingen an, auf die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft, auf diese Ritter, Zaubrer, Riesen, die sie die erstaunlichsten Dinge verrichten ließen, mit einem gewissen Spott zu sehen; so kamen eine ironische Stimmung und komische Züge in ihre Werke. Die von diesen Elementen in Bewegung gesetzte und getragene Kunst erreichte ihre Höhe in dem unvergleichlichen rasenden Roland Ariosts, der als Vorbild Wielands Muse befeuerte. Stoffe, die dem Wunderlande angehören, zu wählen, und sie so wie diese Italiäner zu behandeln, war ein sehr glücklicher Griff des deutschen Dichters. Er konnte dabei seine Neigung zu Schilderungen einer reichen, üppigen Sinnenwelt und für Feenmärchen zugleich befriedigen. Was dem Gelingen des ernsten Epos seit dem Ablauf der instinctiven und naiven Zeit, wie wir sahen, immerdar im Wege stehen muß, der Mangel des Glaubens an die Wahrheit der volksmäßigen Ueberlieferung, deren gänzliches Erlöschen und die Vergeblichkeit des Kampfes gegen die eigentlich

geschichtliche Darstellung — alles Dieses fällt hier weg. Was den Italiänern zu Gute kam, die Ungebundenheit in der Behandlung des Stoffes, die Mannigfaltigkeit der anzuwendenden Tonarten, die Unabhängigkeit des Interesses von der Fortdauer einer bestimmten Volksüberlieferung — diese Vortheile waren auch für Wieland vorhanden, wenn er es verstand, sie zu benutzen. Und er hat es verstanden, wenn auch lange nicht in dem Maße, wie sein Meister Ariost, gegen den er an Großheit der Weltbetrachtung und an Feinheit der Alles durchdringenden Ironie sehr zurücksteht. Auch ist er in der Wahl der Stoffe nicht überall so glücklich gewesen wie dieser.

Sein frühestes Gedicht dieser Art, Idris oder Idris und Zenide, ist gleich nach seiner großen innern Umwandlung begonnen und 1768 erschienen. Es bewegt sich weit mehr im Zauber- und Märchenkreise, als in der Ritterwelt, die Thatkraft ist durch den Einfluß einer weichen, wollüstigen Luft, in der hier Alles athmet, gedämpft; ein anderes Ziel als ein Dasein mit einer Fülle sinnlicher Genüsse, durch seelische Liebe gewürzt und veredelt, kann es da nicht geben. Der Poet der Glückseligkeitslehre ist hier in seinem Elemente, denn im Schlaraffenlande, und sonst nirgends, geht ihr Streben in Erfüllung. Fäden zu verschiedenen verwickelten Abenteuern werden angesponnen, aber das Gedicht bricht in der Mitte ab, ohne

zur Entwickelung gelangt zu sein, worauf auch bei diesem Versenken in die träumerischen Spiele einer Phantasie, die sich keinen Zügel anlegt und mit scheinbarer Zwecklosigkeit umherschweift, wenig ankommt.

Idris nennt Wieland ein heroisch-komisches Gedicht, den Neuen Amadis, der drei Jahre später erschien, ein komisches. Und wirklich ist in diesem seltsamen Werke, obschon es in der Ritterwelt spielt, von Heroismus nichts zu spüren. Wieland hat im Grunde selbst den Stab darüber gebrochen, wenn er in der Vorrede sagt, die Helden darin wären alle, mehr oder weniger, Narren und die Heldinnen, bis auf eine oder zwei, die abgeschmacktesten Geschöpfe von der Welt. Das ist wol nicht ganz ernst gemeint, es ist aber in der That so. Die frivolen Verhältnisse der feinen französischen Welt und ihrer Nachahmer und Nachahmerinnen, ihre Charaktere, ihre Spröden, Preciösen und Coquetten, das Wesen und die Ziereien dieser Gesellschaft sind hier in burlesker Weise auf eine ersonnene morgenländische Ritterwelt übertragen. Ein solcher Einfall, bis zu achtzehn Gesängen ausgesponnen, muß langweilig und ungenießbar werden.

Romantische Gedichte unsers Autors, deren Schauplatz er mit Bestimmtheit in die Ritterwelt des Mittelalters legt, sind Gandalin oder Liebe um Liebe, Geron der Adeliche und Oberon. Das letzte Werk ist überhaupt das berühmteste Wielands, wol

das einzige, welches gegenwärtig noch vom größern Publicum viel gelesen wird. Der Grund dieser Gunst liegt in der Mannigfaltigkeit der ins Spiel kommenden Interessen, dem höhern Ernst der Fabel, der gründlichern Charakterzeichnung, der moralischen Richtung, die einen begangenen Fehltritt schwer büßen läßt, der spannenden Verwickelung, dem Glanz der Darstellung und Sprache, welchen Wieland alle Vollendung, deren er fähig war, zu geben trachtete. Das Werk erschien zuerst 1780, als dem Dichter in Weimar Goethe und Herder schon mehrere Jahre zur Seite standen; es lag ihm daran zu zeigen, daß er nicht bloß tändeln, scherzen und spotten oder in der Form von Romanen über das höchste Gut philosophiren könne, sondern auch die vollen Kräfte der Poesie ernst und würdig gebrauchen.

Es fragt sich indeß, ob er nicht durch die Tendenzen des Oberon, ja einigermaßen schon durch den Anbau des Rittergedichts überhaupt, mit seinen Grundsätzen in Widerspruch gerathen war. Ritter, die an Güter, im Wunderlande gelegen, Kraft und Leben setzen, sind schon nicht ohne schwärmerische Begeisterung zu denken, wie viel weniger die, welche, wie der Held im Oberon, nach der Erreichung eines von den höchsten Gefahren umgebenen, hohen Ruhm gewährenden Zieles ringen in dem schwärmerischen Glauben an ihre Unwiderstehlichkeit. Kann die Schilderung eines solchen Strebens wol gelingen, wenn der Dichter nicht

selbst in seiner Weise den Enthusiasmus des Helden theilt? Und Wieland, der grundsätzlich alle Schwärmerei von sich abwehrte, sollte für Helden einnehmen, welche, durch solche Irrlichter verführt, das naheliegende Glück ruhigen Genusses verschmähen? Wie ist es nun zu erklären, daß er sich dennoch der Behandlung solcher Stoffe mit Behagen hingab? Ich antworte: weil zuerst die Anziehungskraft, die sie auf ihn ausübten, das Gefühl seiner Begabung für ihre Ausmahlung stärker waren als sein System, und den Sieg davon trugen, was sich glücklicher Weise auch bei anderen Dichtern zugetragen hat, und weil er ferner durch den ironischen Spott, den er einmischte, ein ruheloses Ringen nach den Palmen, mit welchen die Schwärmerei lockt, doch genugsam von der richtigen Seite dargestellt zu haben glaubte, um dagegen zu warnen. Nun lag die Gabe, einen begeisterten Sinn zu schildern, wol im Allgemeinen in dem Bereich seiner poetischen Ausrüstung, aber nicht einen von Heldenthum erfüllten. Dadurch ist in den Oberon etwas Gemachtes, Gezwungenes gekommen, und etwas Unzusammenhängendes. Denn es sollte, eben eines die höheren Tendenzen beschränkenden Gegensatzes wegen, auch der sensualistischen Seite der menschlichen Natur und der Neigung des Dichters sie zu schildern, Spielraum gelassen werden. Zu diesem Zwecke hat er Frivolitäten eingemischt, die in keinem andern seiner

Werke so wenig an ihrer Stelle sind und die Wirkung so stören wie hier. Ich kann daher dem Urtheile, welches dem Oberon unbedenklich den ersten Rang unter den Dichtungen Wielands einräumt, nicht beitreten. Wenn man Idris und Zenide wegen der Ungebundenheit, wegen des Zwecklosen und des Ueppigen anklagt, so hat dies Gedicht doch den großen Vorzug, aus Einem Sinn geflossen, aus Einem Stück gearbeitet zu sein. In allem Betracht untadelhaft ist die kleine, drei Jahre vor dem Oberon erschienene Erzählung, Geron der Adeliche. Der schönste Sinn, in welchem das Mittelalter Liebe, Ehre und Treue auffaßte, hat hier einen passenden, einfachen Ausdruck gefunden; er ist stark und doch zart wiedergegeben.

Noch ist einiger versificirten Märchen zu gedenken, die zu den gelungensten Erzeugnissen der Muse Wielands gehören. Es sind vorgefundene Stoffe, die er, durch feine Züge von glücklicher Erfindung bereichert, mit großer Leichtigkeit, mit Witz, Anmuth und Zierlichkeit, höchst anziehend vorgetragen hat.

Da diese Gedichte nicht durch Episoden und Betrachtungen ausgedehnt sind und ganz anspruchlos auftreten, entfalten sich jene Eigenschaften in ihnen um so befriedigender, denn sie sind zwar überhaupt Wielands Antheil, aber in vielen seiner Werke wird man ihrer weniger froh, weil ihrer Wirkung die lehrhafte Tendenz und die zu breit ausgesponnene Dar-

stellung im Wege stehen. Fassen wir Alles zusammen, so haben wir ihm vielgestaltige Phantasie, reiche Erfindungsgabe, einen Pinsel, der fein zeichnet, und blühend, anmuthig und glänzend colorirt, Heiterkeit, leichten Witz und eine satirische Laune, welcher Menschenkenntniß einen reichen Stoff bot, zuzuerkennen, nicht wenige Gaben, die zum bedeutenden Poeten gehören, und die man bei Klopstock vermißt. Auch in der feinen Seelenmalerei überragt er diesen bei weitem, und bis auf Einen Punkt auch in der Kunst der Individualisirung. Es muß nämlich gerade die Kategorie, unter welche die Lieblingscharaktere Wielands fallen, ausgenommen werden. Diese Männer der hochgepriesenen Weisheit, der Mäßigung, des Wohlwollens, der innern Zufriedenheit, des Gleichmuths, der Liebenswürdigkeit sehen sich sämmtlich zum Erstaunen ähnlich; sie sind fast fleckenlos und treten andern Menschenkindern gegenüber mit dem vollsten Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit auf. Dies ist Wirkung der sich in alle größern Werke des Autors eindrängenden und sie bestimmenden theoretischen Lebensbetrachtung, welche zu einer solchen Herrschaft nie hätte gelangen können, wenn er Poet im höchsten Sinne des Wortes gewesen wäre. Was ihm dazu besonders fehlt, ist die Unmittelbarkeit, ist die Begeisterung, durch welche das Uebersinnliche und Sinnliche in einem Brennpunkt geschaut werden, und eine Offenbarung dieses Schauens mög-

lich wird — was freilich sehr viel ist. Diese Gaben waren indeß auch Klopstock nicht gegönnt. Ueber Wieland erhebt diesen ein in seiner Poesie an und für sich nicht liegendes, aber auf poetische Bestrebungen bedeutend einwirkendes Moment, Schwung und Ringen nach hohen Dingen, für Vaterland und Menschheit.

Die Naturen beider Dichter sind so entgegengesetzt, die einander widerstrebenden Richtungen in der Weltansicht und der Poesie der Zeit sind in ihnen so sehr als Extreme enthalten, daß dieser Gegensatz nothwendig auch in den Formen ihrer Darstellung zur Erscheinung kommen muß. Wirklich können Stil, Sprache und Versbau kaum verschiedner sein. Wenn Klopstock seine poetischen Formen ganz und gar den Alten nachbildet, so hält sich Wieland an die der modernen Völker, besonders der romanischen; wenn Jener den Reim als barbarisch verabscheut, hat Dieser ihn in seiner reifen Zeit fast immer gebraucht, ihn mit nie stockendem Flusse, mit erstaunlicher Gewandtheit und Ungezwungenheit behandelt. Klopstock hat dem ernst einherschreitenden Verse den rechten Ton feierlicher Erhabenheit und Würde gegeben, Wieland dem heiter scherzenden Weichheit und Geschmeidigkeit. Bei Gellert und einigen andern ihm etwa Gleichaltrigen, welche diese leichtere Gattung anbauten, ist er noch steif, eckig und unbeholfen, bei Wieland biegsam, rund und graziös. Das Markige und Energische fehlt seinen Versen, aber

sie sind klangreich und lieblich. Klopstocks Verse bewegen sich bei aller Ueberwindung der Steifheit doch langsam, schwer und mühevoll, Wieland wird durch die ungezwungene Leichtigkeit, die ihm zu Gebote steht, oft zu einer allzugroßen Redefülle verführt.

Idris und Oberon sind in einer Versart abgefaßt, welche der Dichter den achtzeiligen Stanzen der Italiäner in sehr freier Weise nachbildet. Später hat man eingesehen, daß die Stanzen dadurch zu viel von der in der Verskunst nothwendigen Gesetzmäßigkeit verlieren; man hat gelernt, sie viel strenger zu bauen, aber dadurch für längere Gedichte eintönig gemacht. Kürzere sind in dieser Weise geschrieben, welche Gesetzmäßigkeit und Anmuth so verbinden, daß sie vollkommen genannt werden dürfen. Gegen diese steht Wielands lockere Behandlung sehr zurück. Aber unsere poetische Sprache mußte sich erst wieder gewöhnen, sich ohne die Wucht unnatürlicher Fesseln zu ergehen, was sie längst vergessen und verlernt hatte, sie mußte durch jene lockere Art hindurch, und der Schritt von dieser zur Gesetzmäßigkeit war leichter als der von unbeholfener Steifheit zur fügsamen und leichtern Beweglichkeit der Glieder, für den Keiner so viel und mit so nachhaltiger Wirkung gethan hat, als Wieland durch die Macht seines angebornen Talents. Das Glück wollte, oder, besser gesagt, der aus seinem neu belebten Kerne sich allseitig entwickelnde Sprachgeist bewirkte,

daß in Wieland und in Klopstock zwei verschiedene Quellen für die folgenden Dichter vorhanden waren, aus der sie nach ihrer Natur schöpften; in den bedeutendsten konnten sich beide vereinigen und zusammenfließen. Von Wielands sprachlicher Gefügigkeit und Leichtigkeit haben auch solche Dichter gelernt, deren Poesie ihrer innern Art nach der seinigen entgegenstand. Ueber die Prosa unseres Autors kann man so günstig nicht urtheilen. Allerdings hat auch die prosaische Rede durch dieselben Eigenschaften seiner Schreibart gewonnen, aber diese ist der Abdruck seiner etwas umständlichen, breiten, zerflossenen, sich wiederholenden Entwickelung und Darstellung seiner Gedanken. Daher ergießt sich seine Rede mit zu vieler Behaglichkeit, es fehlen ihr Gedrungenheit und Mark, die mit Einschachtelungen überladenen Perioden, welche häufig wiederkehren, passen für diese weiche Stilgattung am wenigsten. Aber auch sie erklären sich aus der Natur des Autors. Wie Klopstock beständig über seine Empfindungen reflectirt, so Wieland über seine Gedanken und über die, welche der Leser dabei haben werde. Es fehlt ihm das Vertrauen zu dem unmittelbaren Eindruck der poetisch dargestellten Begebenheit. Daher unterbricht er sie fortwährend durch Winke, Erläuterungen, Betrachtungen, und die begonnenen wieder durch andere. So entstanden die gedehnten Perioden mit ihren vielen Zwischensätzen.

Doch leidet durch diese Mängel seiner Schreibart seine Gabe, Gegenstände ernsterer Art aus der Moralphilosophie, den geselligen Verhältnissen, der Litteratur, gefällig und einschmeichelnd zu behandeln, wenig. Er hat dies gethan wie Keiner in dem Deutschland der neueren Zeit vor ihm. Viele Dinge hat er so behandelt, da ihm eine ungemein rasche Feder zu Gebote stand. Dadurch und durch seine anmuthig hingleitende, den mäßigen, anständigen Genuß preisende Poesie wurde er der Dichter und Schriftsteller der feinen Weltleute, der höheren Stände, die sonst so vornehm herabsahen auf das Schriftenthum ihres Volkes, weil sie den feinen Witz, die gefällige graziöse Darstellung und Form der Franzosen in ihr vermißten. Hier war denn nun ein Schriftsteller, der diese Eigenschaften besaß, gefunden; und obschon es ein Unglück zu nennen ist, daß bei der feinen Gesellschaft die höchste Empfehlung eines deutschen Autors in seiner französischen Art lag; so hatte es doch eine Wirkung, die man nicht verachten darf. So französisch, wie dieses Publicum es sich vorstellte, war Wieland keinesweges, er baute ihm eine Brücke zum deutschen Geschmack und zu deutscher Art.

Auch war es die bezeichnete Classe von Leuten nicht allein, die ihm anhing, sich an ihm erquickte und ergötzte. Die Meisten Derer, die sich durch Klopstocks Einseitigkeit und noch mehr durch die seiner Nach-

ahmer, durch alle die Ueberschwenglichkeit, welcher die lebendige Realität abging, abgestoßen fühlten, wandten sich ihm zu. Vielen galt er unbedingt für den ersten und vorzüglichsten aller deutschen Dichter.

Aber er mußte doch den Sturz von dieser Höhe erleben. Seine Verehrer wollten zwar die Kälte, die am Ende des Jahrhunderts für ihn eintrat, als Wirkung gehässiger Parteiumtriebe betrachten. Diese, sagte man, seien zum Vorschein gekommen in einem Angriff im Schlegelschen Athenäum, der sich auf seine an alten und neuen Schriftstellern begangenen Plagiate bezog. Aber die Ursache lag viel tiefer als in diesem Ausbruch einer übermüthigen Laune. Klopstock war schon lange nicht mehr gelesen, aber doch mit staunender Bewunderung betrachtet worden; für Wieland hörte Beides, die Begierde ihn zu lesen und die Bewunderung zu gleicher Zeit auf. Denn die Bildungsperiode, in welcher man sie als die Spitzen der deutschen Dichtung, über die es nicht weiter hinausgehen könne, angesehen hatte, war vollkommen vorüber. Eine Dichtung, über allen Vergleich frischer zugleich und tiefer, hatte sich damals schon seit einigen Jahrzehenden vernehmen lassen, und allmählich einen so viel größern Sinn für Poesie der echtesten Art und so viel größere Forderungen an Werke der Dichtkunst in der Nation verbreitet, daß jene beiden Führer den Platz, den sie so lange im Urtheil, der eine auch in der

Beliebtheit, eingenommen hatten, nicht mehr behaupten konnten.

Seitdem hat sich der mittlere Durchschnitt des Urtheils so gestaltet, daß man Klopstock, wenn auch seine Poesie wenig zusagt und anzieht, doch im Lichte der erhabenen Ideen betrachtet, für die er zu begeistern strebte, von Wieland aber ziemlich geringschätzig denkt. Mit Unrecht. Dieser Dichter ist als eine wichtige Stufe in der Entwickelung der deutschen Poesie zu betrachten, und nicht bloß, weil er viel that, Sprache und Vers biegsam und flüssig zu machen, auch nicht bloß, weil er ein Gegengewicht gegen den einseitigen Spiritualismus der Klopstockschen Schule bildet, denn dieses, sehr wichtig an sich, ist doch zuletzt nur eine negative Wirksamkeit. Positiv stellt er das Verhältniß einer mächtigen Strömung des Jahrhunderts zur deutschen Poesie dar, derjenigen, welche gegen Autorität, Herkommen und Gewohnheit ankämpfte, um die Menschen auf den Weg, den sie für den der Natur hielt, zu führen, wo durch weisen Genuß der von dieser dargereichten Gaben und Freuden, durch Einfachheit der Bedürfnisse und der geselligen Verhältnisse und durch gegenseitiges Wohlwollen ein ruhiges Glück bereitet zu sein scheint. Es war nun einmal die Bestimmung der deutschen Poesie, daß Alles, was in der bewegten, vielfach umhersuchenden und umhertappenden Zeit gährte, in ihren Schmelztiegel hinein mußte, um

durch sie erprobt zu werden. Das Streben, die Grundsätze jener Lebensweisheit durch die Poesie der Nation zu empfehlen, sie ihr einzuimpfen, repräsentirt Wieland. Diese Versuche in den wichtigern seiner Werke mit eigenen Augen zu sehen und kennen zu lernen, ladet er um so mehr ein, da er, bei allen seinen Irrthümern und Mängeln, mit den Gaben, seinen Weg und sein Ziel anschaulich zu schildern und zu schmücken, wohl ausgerüstet war.

Ausführungen zur vierten Vorlesung.

1. Jugendrichtungen Wielands.

(Zu S. 4.)

Für Wielands Leben und litterarische Geschichte ist noch immer das wichtigste Buch die Biographie von Gruber, welche in der von ihm besorgten Gesammtausgabe des Dichters von 1818 in 53 Bänden die 4 letzten Bände füllt. Diese Lebensbeschreibung hat große Mängel, sie ist sehr ungleich gearbeitet, verweilt bei Unnöthigem und läßt Wesentliches unerörtert; für ihren Helden ist sie parteiisch eingenommen, und das ästhetische Urtheil ist oft sehr schwach. Aber es fehlt auch nicht an treffenden Bemerkungen; sie ist die relativ vollständigste Zusammenstellung der einzelnen Nachrichten und — was das Wichtigste ist — es standen dem Verfasser ungedruckte Briefe und erhebliche mündliche Mittheilungen des Dichters, der ihn zu seinem Biographen bestimmt hatte, zu Gebot. —

Dies macht sie für den Litterator unentbehrlich. Grubers Ausgabe — obschon die beste — ist auch mangelhafter, als man sie von einem solchen Kenner und Verehrer Wielands hätte erwarten mögen. Sie hat Manches, was dieser in der von ihm selbst besorgten Ausgabe der sämmtlichen Werke von 1794 ausgeschlossen hatte, aber nicht Alles, und unter dem Weggelassenen ist Manches für die Geschichte des Dichters und seiner Meinungen nicht Unerhebliche. Auf die frühere Gestalt der Werke, welche für diese Geschichte noch wichtiger ist (wir werden Beweise davon sehen), ist viel zu wenig Rücksicht genommen. Man kann streiten, ob ein Herausgeber aufnehmen darf, was der Autor einmal selbst verworfen hatte. Mir scheint, daß auch der Autor selbst kein Recht hat, der Oeffentlichkeit für immer zu entziehen, was er ihr einmal übergeben hat. Es ist eine That, von der alle Spuren zu verwischen eben so wenig möglich ist, als sie ungeschehen zu machen. Wer zu peinlich ist, dem Willen des Schriftstellers entgegen zu handeln, der gebe das von diesem nicht Aufgenommene, und von den früheren Gestalten der Werke wenigstens das Wichtigste, in Supplementbänden. Eben so wenig kann man mit den Anmerkungen, welche Gruber den vom Autor selbst herrührenden angefügt hat, zufrieden sein. Es sind da Dinge erklärt, welche jeder Schulknabe weiß, und andererseits wird der Leser über Anspielungen, zu deren Verständniß eine nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit der vergessenen Litteratur und der chronique scandaleuse jener Tage gehört, in Stich gelassen. — Endlich kann man auch Grubers Anordnung nicht eben eine zweckmäßige nennen. Indeß ist Wielands eigene noch weniger zu loben und eine ganz willkürliche.

In die Biographie hat Gruber mit Recht viele Stellen auch aus den schon gedruckten Briefen eingeschaltet. Man wird dadurch freilich der Mühe nicht überhoben, an diese Sammlungen selbst zu gehen, welche eine Hauptquelle für die litterarische Geschichte des Dichters bilden. Es sind folgende: 1) Ausgewählte Briefe v. C. M. Wieland an verschiedene Freunde 1751—1810 geschr. 4 Bände. Zürich 1815 fg. 2) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland, herausgeg. v. Ludw. Wieland. 2 Bde. Wien 1815. 3) C. M. Wielands Briefe an Sophie v. La Roche, herausgeg. v. Franz Horn. 1820. Man hätte dem Herausgeber seine Anmerkungen voll von der süßlichen Ziererei, ohne die er einmal nichts schreiben konnte, gern erlassen, wenn er dafür die Briefe selbst vollständiger gegeben hätte. Er hat aber aus unnützer Bedenklichkeit Vieles unterdrückt, wahrscheinlich das Interessanteste. — Dazu kommen dann 4) die Briefe Wielands in F. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel. 2 Bde. 1825, und 5) die in den beiden Sammlungen von Briefen an u. von Merck, herausgeg. v. Wagner. 1835 u. 38.

Schon auf der Schule in Klosterbergen ist der lebhafte bewegliche Knabe Wieland Eindrücken der verschiedensten Art zugänglich, schon da zeigt sich ein Schwanken zwischen entgegengesetzten Richtungen. Der damalige Vorsteher der Anstalt, Abt Steinmetz, aus der Schule des Hallischen Pietismus, war bemüht, seine Zöglinge mit diesem Geiste zu erfüllen, und fand an Wieland anfangs einen der eifrigsten Anhänger. Es erzählte dieser in seinen alten Tagen, daß ihn die Vorträge des Lehrers zur

größten Rührung hingerissen, daß er Gott oft kniefällig um Gnade gebeten, heilige Zerknirschungen und Ekstasen gehabt habe. Als ihn aber philosophische Studien zu Bayle's Wörterbuch brachten, das ihm von einem andern Lehrer in die Hände gegeben wurde, kehrte sich die Sache schnell um. Er wurde zum Skeptiker und schrieb einen philosophischen Aufsatz, in welchem die Möglichkeit, daß die Welt auch ohne einen göttlichen Schöpfer habe entstehen können, bewiesen werden sollte. Dazwischen fielen denn wieder Stunden großer Herzensangst, ob er sich auch auf dem rechten Wege befinde. (Chr. M. Wieland von C. W. Böttiger in Raumers Histor. Taschenb. Jahrg. X. S. 381. Gruber, Bd. L. S. 19 fg.)

So bewegte er sich in dem großen Gegensatze der Zeit, der damals um so schroffer auftrat, weil man das Gebiet des Zweifelns nur mit großer Schüchternheit betrat, zagend über die Folgen, die hereinbrechen könnten, wenn man die Brücken hinter sich abbräche.

Wieland nahm es mit dem Kampfe um diese Ueberzeugungen sehr ernst. Sie berührten sein Talent für Poesie und seinen Hang zu ihr in ihrer unmittelbaren Gestalt, und dadurch wurde er zur lehrenden Gattung getrieben, die in seiner ganzen langen Laufbahn eine so große Rolle spielt. In seiner Jugendzeit stand er hier in keinem geringen Nachtheil gegen Haller und auch gegen den, wenn auch nicht der Form doch dem Wesen nach, lehrhaften Klopstock, nicht weil sie poetischer dachten, sondern weil in ihrem Innern kein Streit obwaltete zwischen widersprechenden Gefühlen. Bei Haller ist die poetische Form nur der starke Ausdruck für seine scharfen logisch wohlgeordneten Gedanken; Klopstock hat den Vortheil, unver-

wandten Blicks auf sein Ziel loszusteuern, ohne allen Zweifel, ob es das rechte sei, und wie sich die Mittel dazu verhalten. Wieland, seines Zieles keineswegs gewiß, unbefriedigt durch jeden auf dem bloßen Verstandeswege gesuchten Abschluß seiner Gedanken, und im Kampf mit dunkeln Gefühlen, bringt die ganze Unbestimmtheit seiner Gedanken und Gefühle in seine Poesie. Er schwankt zwischen dem täuschenden Glauben an die Festigkeit seiner Ueberzeugung und dem Zweifel, der ihn nach der entgegengesetzten Seite treiben will. Lange herrscht in seinen Dichtungen wie in seiner Seele eine Schwärmerei, die er sucht, weil er in ihr Befriedigung hofft, die angebildet ist, und nicht aus dem Grunde des Gemüths stammt, ihn daher auch nicht wahrhaft erheben kann. So bleibt der Inhalt dieser Gedichte auf der Oberfläche und der Ausdruck matt.

Die Liebe hat an diesen Erzeugnissen auch ihren Antheil, aber es steht mit ihr ungefähr eben so mit den andern Bewegungen in Wielands Seele. Es ist ein Gefühl, welches sie beschäftigt und anregt, aber nicht durchdringt, und auch darüber gibt er sich einem täuschenden Schein hin. Mit Sophie Gutermann, nachherigen Frau v. La Roche, glaubte er in einem von allen Banden der innigsten Sympathie getragenen Seelenbündniß zu stehen. Dagegen sagt Goethe (Bd. XXVII. S. 70.) Wieland habe eigentlich niemals mit ihr übereingestimmt, und wir begreifen das vollkommen, wenn wir aus der Schilderung, die derselbe an einem andern Orte (Bd. XXII. S. 138.) von ihr entwirft, erinnern. „Sie schien, heißt es dort, an Allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie blieb immer sie selbst, ohne daß ihr in der

Welt durch Gutes und Böses, oder in der Litteratur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen."

Das merkwürdigste Erzeugniß der Wielandschen Muse jener Tage ist der Anti-Ovid, welcher der sinnlichen Liebe nicht etwa die platonische entgegensetzt, sondern den Künsten der Coquetterie und der Wollust die natürliche Neigung, wo dem Zuge der Seelen der Trieb entspricht, den der körperliche Reiz erzeugt. Dies ist ganz nach dem spätern Sinne des Dichters, darum hat er auch unter allen seinen Jugendwerken dieses allein gehegt und gepflegt, bei jeder neuen Ausgabe in den Sachen und dem Ausdruck gebessert und gefeilt. Die Verse

— — das feinere Gefühl
Des Schönen schwebt in beider Welten Grenzen —

welche die Quintessenz des Ganzen enthalten, sind aus der letzten Bearbeitung, aber der Gedanke ist in den steiferen Ausdrücken der früheren derselbe. So hat Wieland freilich das Gedicht nicht umschmelzen mögen, daß es sich völlig wie ein Product seiner reifsten Zeit ausnähme, aber der große Abstand des Tons und Ausdrucks in beiden Perioden zeigt sich doch so anschaulich, daß ich den Anfang in der ältesten Gestalt und in der spätesten neben einander hersetze. In jener, die 1752 erschien, beginnt es:

Erzähl', o Lied, die seltne Kunst zu lieben,
Die Kunst der goldnen Zeit, da jedes weiche Herz
Von zärtlichen, der Tugend werthen Trieben
Noch überfloß, da Freud' und Witz und Scherz
Geschwisterlich in jungen Thälern spielten,
Und Alle die Natur in erster Unschuld fühlten.
Fließt, Lieder, wie der Thau aus röthlichen Gewölken
In Rosen fließt, und sanftgeschwollne Nelken,
So süß und stark, als wie vom Lenz belebt,
Der Nachtigallen Lied durch junge Zweige bebt.

Kein nervenloser Reiz gleich euch, Ovideus Tönen,
Die, weich und schmachtend wie Corinnens Blick,
Das Herz und den Geschmack verwöhnen;
Kein göttlicher Gedank' flieh', wenn ihr schallt, zurück,
Und zitt're weg von niedrigern Begierden,
Die einst, durch Nasons Kunst, der Schönen Herz entzierten *) —

und in der Ausgabe von 1798 (Supplem. Bd. II.):

Die Kunst zu lieben sangst du uns, Ovid:
Die wahre Art zu lieben sei mein Lied!
Zu lieben ohne Kunst, die schöne Art zu lieben
Der goldnen Zeit, da jedes weiche Herz
Von kindlichen und unverfälschten Trieben
Noch überwallte, Freude, Witz und Scherz,
Wie Schwester-Grazien in Blumenthälern spielten,
Und Alle dich, Natur, in erster Unschuld fühlten.
Fleuß, mein Gesang, süß, wie vom Lenz belebt
Aedons Lied durch junge Zweige bebt,
Sanft wie der Thau aus röthlichen Gewölken
In Rosen fließt und halbenthüllte Nelken,
Und wie um Doris Mund ein leiser Zephyr schwebt;
Nicht üppig, gleich den weichen Tönen
Des schlauen Lehrers schnöder Lust,
Die, an Corinnens glüh'nder Brust
Gegirret, uns zugleich Geschmack und Herz verwöhnen.

Nach drei Jahren, in welchen Wieland eine künftige Verbindung mit seiner angebeteten Sophie für zweifellos gehalten hatte, überraschte ihn (im December 1753) die Nachricht ihrer bevorstehenden Vermählung mit einem Andern, dem damaligen Hofrath von La Roche. „Ich halte — schrieb er ihr sofort — für unmöglich, daß diese neue Verbindung die zärtliche Zuneigung unsrer Seelen hinwegnehme." Und ein Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen bestand in der That bis an ihren Tod.

---

*) Varianten d. Ausg. v. 1762 (Poet. Schr. Bd. II.) V. 1: Sing Erato. V. 8: und halbenthüllte.

Wie groß aber auch die Täuschung war, in der Wieland über die Wahrheit und Innigkeit dieses vorausgesetzten Bundes gelebt hatte; der plötzliche Bruch desselben konnte nicht ohne große Wirkung auf ihn bleiben. Er wollte sich von der Welt ganz abwenden, er folgte wieder der fromm ascetischen Richtung, die ihn schon als Knaben einmal eingenommen hatte, las Mystiker und Kirchenväter, ließ sich von Plato entzücken, bewunderte Young und Klopstock. „Sehr vermuthlich — schreibt er am 2. September 1756 an Zimmermann — kennen Sie die wahren Mystiker nicht durch sich selbst und aus ihren Schriften; ohne Zweifel halten Sie dieselben mit dem großen Haufen der Gelehrten und Ungelehrten für Phantasten und Fanatiker; aber wissen Sie auch, daß es wirklich in meiner Gewalt ist, Ihnen zu beweisen, daß Armelle *) mehr weise war als alle Philosophen zusammengenommen, und daß der unfehlbare Weg zum höchsten Grad der Glückseligkeit in dieser Welt zu gelangen, der Mysticismus ist, welcher ohne eine gänzliche Verleugnung aller irdischen Dinge und unserer Selbst nicht bestehen kann, und daher ziemlich nahe mit dem Eremitenleben zusammenhängt (Ausgew. Br. Bd. I. S. 214.).

Unter dem Einfluß solcher Gedanken und Gefühle, in welchen Wieland Trost und Zufriedenheit zu finden glaubte, entstanden Schriften christlich erbaulicher Art, unter andern

*) Eine wegen ihrer Frömmigkeit und Gottseligkeit vielgerühmte Französin niedern Standes. Ihr in das siebzehnte Jahrhundert fallende Leben, von einer Ursulinerin unter dem Titel l'École du pur amour de Dieu beschrieben, war in dem Jahre, wo Wieland dies schrieb, schon in einer zweiten deutschen Uebersetzung erschienen.

die „Empfindungen eines Christen", später „Psalmen" überschrieben. Aber diese Gemüthsrichtung war eine erkünstelte und die Befriedigung eine Täuschung. Welchen Werth konnten da die Erzeugnisse haben? In Stimmungen, die man sich mühsam abgezwungen hat, läßt man sich leicht zu leidenschaftlicher Heftigkeit gegen Die, deren Gegner man sein will, fortreißen; dies begegnete auch Wieland. Um die Stärke seines heiligen Eifers an den Tag zu legen, machte er in einer, der ersten Ausgabe der „Empfindungen" vorgesetzten Zuschrift an den Ober-Consistorialrath Sack in Berlin einen zelotischen, gallsüchtigen, hämischen Ausfall gegen „die schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus, die man an der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande von epikurischen Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig auszutilgen." Und dann nennt er Gedichte von Uz. Er und Bodmer waren von Uz gekränkt, und es mag sein, daß Bodmer, unter dessen Einfluß unser Dichter damals stand, ihn zu diesem Ausfall reizte (Gruber, Bd. L. S. 205.); er bleibt aber ein höchst unwürdiger. Empfindlicher konnte ihn die Vergeltung nicht treffen, als daß er kein volles Jahrzehend nachher mit jenen Worten bei allen Strenggesinnten seine eigene Verdammung über sich herabgerufen zu haben schien.

Die gleichzeitige und die noch etwas spätere Kritik war höchst erbärmlich. Sie wußte über den damaligen Standpunkt und die Kunst Wielands nichts nur irgend Befriedigendes zu sagen. Das Nähere möge man bei

Gruber (Kritik der Zeit über Wielands erste Periode, Bd. III. am Schlusse) nachlesen.

Ein Kritiker freilich macht eine Ausnahme, und das ist kein geringerer als Lessing.

Gleich im Beginn der Litteraturbriefe (vom 7ten an) ergreift er die Gelegenheit einer damals eben erschienenen Sammlung von Wielands prosaischen Schriften, seine Meinung über ihn auszusprechen. Wieland, sagt er, hat nicht nur Verehrer, sondern Anbeter. Und er selbst nennt ihn „einen der schönsten Geister unter uns." Jene Schriften müsse man alle lesen, „denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?"

Aber dies „Dieses und Jenes" ist freilich nichts Geringes. Zuerst bemerkt Lessing, wie verändert hier Haltung und Ton im Vergleich mit den früheren sind. „Wenige Gelehrte, sagt er, werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Hr. Wieland. — Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern erfolgt ist; so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern; hat er sich aber aus Absichten mit Gewalt in seine jetzige Denkungsart versetzen müssen, so bedaure ich ihn aus dem Innersten meiner Seele." Das erstere war nun freilich kaum zur Hälfte, und das letztere gar nicht der Fall; aber es war schlimm genug, daß es den Anschein davon hatte, das sicherste Zeichen, wie erzwungen diese Haltung erschien. Am anstößigsten sind Lessing „die Empfindungen des Christen". — „Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Hr. Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätz. Er braucht die Sprache der heiligen

Schrift, aber er verunstaltet sie durch affectirte Tiefsinnigkeit und durch profane Allusionen."

Eine andere (in keine der späteren Gesammtausgaben aufgenommene) Schrift „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute" zergliedert Lessing mit großer Schärfe und zeigt, wie unbedacht und oberflächlich die aufgestellten Sätze und pädagogischen Rathschläge sind. Und an die Aufrichtigkeit seiner christlichen Gesinnung will er nicht recht glauben. „Die christliche Religion, sagt er, ist bei Hrn. Wieland immer das dritte Wort. Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine." Aus der Dogmatik mache er nichts, wolle also die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehret wissen; den Shaftesbury preiset er wiederholt an, welcher doch der „gefährlichste Feind der Religion ist, weil er der feinste ist."

Als Lessing dies schrieb, war Wieland längst wieder in ein neues großes Schwanken gerathen, welches ihn allmählich dem Wege zuführte, auf dem er hernach wandelte sein Leben hindurch. Das große Lob Shaftesbury's, welches Lessing als inconsequent rügt, gibt schon davon Zeugniß; noch weit mehr lassen uns die Briefe in seinen kämpfenden und sich seiner wahren Natur zuwendenden Geist Blicke thun. Und da spielt denn auch derselbe Engländer seine Rolle. „Hat Sie nicht — schreibt er im Herbst 1756 an Zimmermann — Shaftesbury überzeugt, daß wir alle schwermüthige, traurige, finstere Betrachtungen, alle dunkle, cimmerische, stygische Empfindungen, alles was uns verstimmt und disharmonisch macht, wie unsere ärgsten Feinde bestreiten sollen? Ohne Zweifel hat er Sie es gelehrt! Thue also das, so wirst Du leben!" (Ausgew. Br. Bd. I.

S. 223.). Zimmermann scheint um diese Zeit die Empfindungen des Christen von ihm gefordert zu haben, denn er schickt sie ihm bald nachher, aber er verwahrt sich gegen die Folgerungen, die der Freund daraus ziehen möchte. „Machen Sie mich nicht von Neuem zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist; ich bin ganz und gar ein Mensch, und schäme mich dessen nicht im mindesten. Mit Grund können Sie aus dieser neuen Schrift nichts Weiteres schließen, als daß ich ein sehr empfindliches Herz, eine lebhafte Einbildungskraft und eine aus Ueberzeugung entspringende Liebe zur Wahrheit habe" (Das. S. 228.). Das heißt doch ungefähr: diese Schrift ist auf Rechnung einer schon ziemlich vorübergegangenen Stimmung zu setzen, die ihren Ursprung in meinem reizbaren, für verschiedene Eindrücke leicht empfänglichen Herzen hatte.

Wieland arbeitete in diesem und in dem nächsten Jahre an einem Epos. Ohne den Gegenstand zu nennen schreibt er an Z.: „Es ist ein eigentlich menschliches Heldengedicht. Können Sie meinen Mann errathen? Aber rathen Sie nur nicht auf Arminius. Dieser ist mir zu sauvage." — Der Held war Cyrus.

Im Eingange des ersten Gesanges heißt es:

Dich, o Wahrheit! dich ruf' ich aus deiner glänzenden Sphäre,
Mutter der schönen Natur, zu meinen Gesängen herunter.
— — — — — — — — — — — — — —
Zeige sie mir, o Wahrheit, von ihren Reizen umgeben *),
Jene sittliche Venus, die einst dein Xenophon kannte,
Und dein Ashley mit ihm, die Mutter des geistigen Schönen.

---

*) So die früheren Drucke. Die Gesammtausgabe von 1794 hat:
Zeig', o zeige sie mir in ihrer Grazien Mitte —

Also wieder Shaftesbury! Und Xenophon hat nicht nur den Stoff hergegeben, sondern auch die Weltansicht. Er ist an Plato's Stelle getreten.

Die Vollendung des Gedichts gab Wieland bald auf, und konnte daher auch den Vorsatz, die in der Cyropädie vorkommende Geschichte des Araspes und der Panthea in späteren Gesängen als Episode einzuflechten, nicht ausführen. Aber dieser Gegenstand reizte ihn so, daß er ihn 1758 als dialogisirten Roman behandelte und nach einigen Jahren herausgab. In der Vorrede zur Ausgabe in den sämmtlichen Werken sagt er: die Gemüthsstimmung, in welcher er an diesem kleinen Werke gearbeitet, „habe auch die Grundlage derjenigen ausgemacht, in welcher die Idee der Geschichte Agathons in seiner Seele lebendig zu werden anfing und sich nach und nach ausbildete." — In der That ist jener Roman schon als eine Art von Vorläufer Agathons anzusehen, und wer sich der Geschichte aus Xenophon erinnert, oder sich die Mühe nehmen will, ihn aufzuschlagen, wird gleich sehen, daß sich der Stoff ganz dazu eignete.

In den Briefen aus dieser Zeit geht Wieland über seine veränderte Ansicht ganz offen mit der Sprache heraus. Im März 1758 schreibt er an Zimmermann (a. a. O. S. 259. 261.): „Je ne suis pas aussi Platonique que vous me croyez, Monsieur le Docteur, je commence de plus en plus à me familiariser avec les gens de ce bas-monde. Et pour vous dire tout en peu de mots, j'aime le beau, le bon, le grand, le sublime, l'agréable, le joli, partout où je le trouve. J'aime toutes les sortes de perfections en quelque degré qu'elles soient, j'estime tous les talens, tous les mérites, tous les arts; j'aime la na-

ture humaine, je ne méprise aucun homme à un tel degré pour ne rendre justice à ce qu'il a de bon etc. il faut vous dire plus. Ma morale n'a rien de ce que j'appelle la morale des Capucins. ...... Je connois parfaitement tous les égaremens passés de mon esprit et de mon coeur *)." Und noch entschiedener (im October dieses Jahres an dens. S. 293.): „Wissen Sie, daß ich über die Liebe mehr ein Sokratiker als ein Platonicien bin. Plato war einst mein Liebling, jetzt ist es Xenophon. Und doch nennt selbst Plato den Anakreon weise, der doch, wie Sie wissen, nicht nur das artige Mädchen, das er malt, sondern alle Mädchen liebte, und zwar nicht mit der transcendentalischen Liebe eines irrenden Ritters oder eines Mystikers in der Liebe, sondern eben so wie man in der goldenen Zeit geliebt haben soll. Aergern Sie sich ein wenig an mir, Herr Doctor? Aber habe ich Ihnen dann nicht gesagt, daß die meisten Ausdünstungen meiner Seele nur aus der Oberfläche kommen? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich einen ausschweifenden Kopf habe. Was mein Herz betrifft, so ist es ein seltsam Gemisch von Größe und Schwäche. Dazu kommt noch, daß ich ein Humorist bin, aber dem Himmel sei es gedankt! nicht so sehr wie Sie. Alles das macht einen sehr ungleichen Menschen aus mir."

Indeß kann Xenophon den Platz, welchen Plato bisher in unsers Dichters Geist eingenommen hatte, nicht allein

---

*) Bis in den Anfang der Siebziger Jahre bedient sich Wieland in seinen Briefen häufig des Französischen. Die an Sophie La Roche aus dieser Zeit sind fast ohne Ausnahme so geschrieben. „Ich bin, sagt er 1768 in einem Briefe an Riedel, der französischen Sprache im Reden und Briefschreiben gewohnter als der deutschen."

ausfüllen. Er ist nicht so sehr Repräsentant einer ganzen Gattung, daß Wieland nicht andere Schriftsteller, welche er zu derselben zählt, neben ihn stellen sollte. Er nennt sie in der Stelle eines Briefes an denselben Freund (April 1758. S. 269.), die auch sonst für die Geschichte seiner Wandlungen bemerkenswerth ist: „Un homme qui n'auroit lu depuis sa jeunesse que Xenophon, Euripide, Virgile, Horace et Térence, les cinq hommes qui me paroissent les premiers dans l'art d'écrire, c'est-à-dire ou d'instruire agréablement l'esprit ou de peindre la nature et de charmer le coeur — — ut Magus — un tel homme n'entendroit pas le mot aux ouvrages de Young, et s'il parviendroit avec une peine infinie à les entendre, il les détesteroit. Malheur à un homme d'esprit qui se croit un bon auteur en écrivant des énigmes. — Il a été un tems que j'étois charmé de Young. — Ce tems est passé. Je n'aime plus les contes de Fées, je ne trouve plus du plaisir à la vie de la Ste. Thérèse, je n'ai plus grande envie de voyager avant le tems dans les sphères invisibles, je ne veux plus que tont le monde soit Caton, et je ne vais plus instruire les jeunes filles dans les mystères de la philosophie de Platon. Voilà bien des changemens, mais qui ont été amenés par des degrés presque imperceptibles."

In einem andern Briefe (S. 297.) nennt er auch Plutarch, Shaftesbury und Cervantes als zu den wenigen auserlesenen Autoren gehörig, die ihm behagen, wenn ihm alle andern Seelenspeisen ekelhaft sind.

Aber über diese Linie geht es nun auch schon hinaus. Auch d'Alembert ist ihm schon „un auteur nach meinem Herzen." — „Qui devrois-je être, si je ne savois pas

apprécier celui d'un genie si vaste, d'un esprit si éclairé et d'un écrivain si spirituel que d'Alembert." (S. 255. 269.).

Haben diese Schriftsteller Plato verdrängt, wie wird es erst mit den christlichen Mystikern stehen, von denen er sich früher auch so angezogen fühlte! Wer ohnehin zum Schwärmen geneigt ist, meint er, muß sie fliehen, „da sie der Vernunft eine gefährliche Diversion machen können. — Diese sonderbare Art von Menschen sind Niemanden gefährlicher, als solchen Leuten wie Sie und ich. — — — Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärmerei ist, in welche sie uns setzen können. Ich weiß aber auch ein kräftiges Gegenmittel. Wenn Sie das Leben der Heiligen gelesen haben, so lesen Sie nur ein paar Tage darauf im Plutarch. Sie werden dann bald verspüren, daß eine Art von Scheidung in Ihnen vorgeht, daß das Subtilste der Schwärmerei in Rauch fortgeht, das Gröbste zu Grunde sinkt, und das Echte und Wahre unvermischt zurückbleibt. Auch der Don Quixote ist ein gutes Specificum gegen dergleichen Seelenfieber." (An 3. Dec. 1758. S. 317.).

In allem diesem zusammengenommen haben wir den ganzen spätern Wieland, die vollständigen Keime zu den Erzeugnissen seiner spätern Periode. Im Bewußtsein der großen Wandlung, die er erfahren, scheut er das Aufsehen, wenn er damit plötzlich vor das Publicum träte. Je ne sortirai pas tout à coup du nuage qui me couvre. [„Araspes und Panthea" war ohne Zweifel dazu bestimmt, den Uebergang zu machen, und die Lesewelt auf die neue Gestalt des Autors vorzubereiten.] D'éviter les excès, les mouvemens trop rapides, de maitriser mon imagination, de me régler

autant sur la prudence, que sur des considérations supérieures — voilà ce qui sera mon plus grand soin. Je sens que j'ai dû paroître un homme merveilleux, inconcevable, énigmatique, fanatique aux yeux des uns, hypocrite aux yeux des autres, inconséquent aux esprits graves et lents, lunatique aux hommes du monde, poëte aux philosophes, philosophe aux poëtes, superficiel aux pédants, ridicule ou peut-être méprisable aux esprits médiocres, que sais-je moi? On m'a pris pour tout ce que je ne suis pas, on m'a condamné pour des défauts imaginaires, on m'a prisé pour des perfections imaginaires. C'est vous, mon ami, qui me connoissez; je ne me contente pas de cet avantage. J'aspire à l'approbation de tous les sages, de tous les vertueux, et je tacherai de la mériter. Je vois tous mes égaremens — je les éviterai. (An 3. April 1759. S. 365.).

Als Lessing gerade in derselben Zeit von der doppelten Rolle sprach, die Wieland gespielt habe, wußte er von dieser abermaligen großen Metamorphose noch nichts. Daß der Dichter indeß nicht mehr in den Gebieten frommer Schwärmerei lebte, bewies ihm die gleich darauf herausgegebene „Lady Johanna Gray". Lessing widmet diesem Trauerspiel den 63. und 64. Litteraturbrief. „Freuen Sie sich mit mir! beginnt er. Hr. Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern." Aber ganz ist er freilich den Einfluß dieser Sphären nicht los. „Die Charaktere sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat." Doch das ist lange nicht das Stärkste, was der Kritiker zu rügen hat. Er weis't nach, daß Wie-

land der denselben Stoff behandelnden Tragödie des Engländers Nicholas Rowe den ganzen Plan, fast jede Situation und eine Reihe einzelner Stellen zu danken hat. „Es sei fern von mir, sagt er, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabei, als das todte Stillschweigen, welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet."

Und Wieland? Er hätte Gelegenheit gehabt, sein Verfahren zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, als er den Wiederabdruck (1762. Poet. Schr. Bd. III.) mit einer Vorrede versah. Aber er macht sich hier nur mit der Abweisung einer andern Beurtheilung zu schaffen. Von Lessing und dem Plagiat kein Wort. Aber ihre Früchte trug die derbe Lection. Er hat sich in der Folge nie eine so grobe Verschweigung seiner Vorbilder zu Schulden kommen lassen, so abhängig er auch in manchem Betracht von ihnen geblieben ist; ja er ist dadurch wol zu freigebig mit der Anführung der Autoren geworden, deren Gedanken oder Schilderungen ihn angeregt hatten.

2. Ueber die Darstellung der sinnlichen Liebe in der Poesie, mit besonderer Rücksicht auf Wieland.

(Zu S. 11.)

An dem Gegenstande, den ich hier behandeln will, pflegt die Litteraturgeschichte jetzt so leise als möglich vorüberzugehen. In der Flucht vor sinnlichen Schilderungen, die man als einen nicht unnatürlichen Rückschlag gegen die berüchtigten Anpreisungen der Emancipation des Fleisches ansehen kann, scheut man sich sogar, dieses ganze

Element in der Poesie historisch oder kritisch zu berühren. Darum scheint es aber um so mehr an der Zeit, den Blick einmal wieder auf diesen Gegenstand zu richten. Die Dinge kommen dadurch nicht aus der Welt, daß man sie ignorirt. Mag der Anlaß ein an sich geringfügiger sein, mag man eine Erörterung über das Maß der Schuld, welche Wieland hier auf sich geladen, in unsern Tagen sehr unerheblich finden; die Rolle, welche diese Seite der menschlichen Natur in der Dichtung von je her gespielt hat, ist es gewiß nicht, und, näher besehen, ist auch die Stelle, welche Wielands Dichtungen hier einnehmen, nicht ganz unwichtig für die deutsche Sittengeschichte. Wer an den Umständen, die hier in Betracht kommen, Anstoß nimmt, mag diesen Excurs überschlagen.

Zuerst ist von Wielands eignem Verhalten in Bezug auf seine schlüpfrigen Gedichte und von der Aufnahme, die sie bei ihrer Erscheinung fanden, zu sprechen.

Im Mai 1764 schickte er an Salomon Geßner seinen Endymion (in den spätern Drucken der Komischen Erzählungen, soweit er darin aufgenommen ist, „Diana und Endymion“ überschrieben) mit einem Briefe, der so anhebt: „Qui semel verecundiae fines transierit, sagt Cicero, eum naviter oportet esse impudentem. Das erste that ich, da ich schon vor einigen Jahren die platonische Partei verlassen habe, das andere thue ich jetzt, da ich Ihnen ein so antiplatonisches Ding, als mein Endymion ist, schicke. . . . Daß Sie sich daran ärgern sollten, traue ich Ihnen nicht zu. Wenn ich mich zu schämen habe, so ist es aller der puerilen Extravaganzen, wozu mich die platonische Schwärmerei meiner Jugend verleitet hat. Plinius, der gewiß

ein rechtschaffener Mann war, und hundert andere seines gleichen haben sich nicht gescheut, im männlichen Alter und zu einer Zeit, da sie die ansehnlichsten Würden zu Rom bekleideten, mit solchen Spielen sich zu delassiren." Nachdem er hierauf diese Gesinnung der Alten durch Anführung zweier Stellen aus den Briefen des Plinius und einer aus Catull, auf welche sich Plinius beruft, belegt hat, fährt er fort: „Ich hasse alle Gleißnerei, und sobald ich anders denke als ehemals, so scheue ich mich auch nicht, es zu sagen. Im übrigen hoffe ich, Sie werden, ungeachtet der Schlüpfrigkeit des Sujets, im Endymion zum wenigsten so viele Retenue und Bescheidenheit finden, als in der Io des Correggio, welche wir einst mit einander bewunderten. Doch auf dieses kommt es mir bei Ihnen nicht an. Sie sind weder ein Stoiker noch Platoniker, weder ein Gleißner noch Enthusiast, und von Ihnen besorge ich also keine moralischen Vorwürfe. Vor dem Publico will ich mich, wenn es nöthig sein sollte, selbst verantworten." (Samml. v. L. W. Bd. I. S. 9.). Wirklich muß Geßner über den Endymion und noch eines oder mehrere dieser Stücke sich beifällig geäußert haben, denn im August schreibt ihm Wieland: „Die Zufriedenheit, mein theurer Freund! die Sie mir über meine Erzählungen bezeugen, hat mir, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, ein unaussprechliches Vergnügen gemacht. Der Beifall eines Geßners ist mir ein sicherer Bürge, daß sie Allen gefallen werden, denen ein ehrlicher Nebenbuhler von Boccaz, Lafontaine, Ariost und Prior zu gefallen wünscht; und das ist freilich (die Schwermüthigen, die Tartüffen und die Mystiker ausgenommen) ungefähr Allen, welche Gedrucktes lesen können." (Ausgew. Br. Bd. II. S. 246.).

In demselben Jahre gab Wieland den Don Sylvio und im nächsten die Komischen Erzählungen heraus. Er hatte langsam hervortreten wollen aus dem Heiligenscheine, mit welchem ihn seine früheren Werke umgeben hatten, und es war doch noch immer zu rasch geschehen. In jenem Roman das Märchen vom Prinzen Biribinker, in den Erzählungen aus der griechischen Götterwelt die starke begehrliche Sinnlichkeit, die behagliche Lüsternheit, die Unanständigkeiten — dies würde schon an sich Vielen mißfallen haben (und wir werden weiter unten hören, wie viel mehr Grund die damalige Gestalt der Erzählungen dazu gab als die gegenwärtige); aus der Feder des Verfassers der Empfindungen eines Christen erregte es Staunen und desto größeren Unwillen. Wieland mochte noch so sehr durch jenen Ausspruch des Plinius und durch das Catullische

— castum esse decet pium poetam
Ipsum, versiculos nihil necesse est

geschützt zu sein glauben, er, der auch den Vers Martials:

Lasciva est nobis pagina, vita proba est

auf sich anwenden konnte, denn er war ein mäßiger Mann und von reinen Sitten: es war die Frage, ob seine Leser so dachten wie jene Alten, und Manche glaubten schon nicht mehr an ein solches Bewußtsein seiner eigenen Reinheit. Es verbreiteten sich Gerüchte von einer Lebensweise des Dichters, die mit der Lüsternheit der Komischen Erzählungen nur zu sehr übereinstimme, von der Art, die man eine epikureische zu nennen pflegt. Diese Klatschereien, die zu seinen Ohren drangen, machten ihn stutzig, er glaubte sich gegen seine Freunde und Freundinnen in der Schweiz vertheidigen zu müssen. An die geistreiche

Julie Bondeli, zu deren Anbetern er trotz ihrer Häßlichkeit einst gehört hatte, schrieb er (Ausgew. Br. Bd. II. S. 241.): J'ai été autrefois enthousiaste en fait de religion, de métaphysique et de morale ... l'expérience m'a désabusé d'une illusion après l'autre, enfin je me suis trouvé au niveau. ... In den Zeiten seines Platonismus sei er hitzig, zornig, eigensinnig, zänkisch gewesen. Depuis que je suis homme à écrire des Biribinkers et des Endymions, j'ai appris à modérer mes passions. Je vous assure que j'ai toujours porté naturellement jusque dans mes fautes le caractère d'honnêteté, qui est né avec moi .... à ce que me mande mon ami de Zuric, on me donne pour libertin, j'ai nombre de maitresses. Je ne comprends pas comment un homme obligé de vivre de 1200 francs, pourroit être si libertin et entretenir tant de maitresses. ... Man verurtheile ihn jetzt, weil er selbst früher Ovid, Lafontaine und ähnliche Schriftsteller verdammt habe. Aber — il n'y a rien de plus aisé à voir, que j'avois tort alors en traitant de crimes des jeux d'esprit, des badinages, ou des tableaux des moeurs et des passions *).

Indeß wandelt ihn doch ein Gefühl von Reue an. Um dieselbe Zeit (Juni 1765) schreibt er an Zimmermann (das. S. 261.): „Es freut mich, daß Ihnen die Erzählungen gefallen, höre aber nicht gern, daß sie sogar einem vieljährigen Ehemanne und einem so weisen Manne Unruhe machen. Im vollen Ernst, mein Freund, ich dachte nicht so weit; aber glauben Sie mir, wenn ich gleich kein

---

*) In der gedruckten Sammlung trägt dieser Brief das Datum des 16. Juli 1764. Aber alle Umstände zeigen, daß hier ein Irrthum obwalten und daß er ein Jahr später gesetzt werden muß.

platonischer Schwärmer mehr bin, so hasse ich doch den Gedanken, Aergerniß zu geben, und der Urheber von sittlichen Uebeln zu sein. Trösten Sie mich, wenn Sie können, denn ich versichere Ihnen, daß Sie mit diesem einzigen Wort eine ganze Reihe komischer Erzählungen in meinem Kopf zerstört haben."

Die öffentlichen Beurtheilungen waren nicht milder. Der Recensent in der Neuen Bibl. d. sch. Wissensch. Bd. I. S. 300. sagt von den Kom. Erz. zwar, daß sie „einen großen Dichter anzeigen", aber zugleich, daß sie die guten Sitten beleidigen, und der Pflichten und der Heiligkeit des Ehebandes spotten (mit welcher letztern Rüge der Recensent auf die später vom Dichter ganz verworfene Erzählung „Juno und Ganymed" zielte).

Dies Urtheil war noch lange nicht das härteste, und Wieland nicht so gestählt dagegen, als man nach seinen frühern Aeußerungen glauben möchte. In einem Briefe an Geßner vom Jan. 1767 (Br. herausg. v. L. W. Bd. I. S. 51.) beklagt er sich über „eine sehr impertinente Censur der Kom. Erzählungen" in einem zu Lindau erscheinenden Blatte: „Ich gestehe Ihnen, daß ich nichts weniger als gleichgültig dabei sein kann. Ich bin überzeugt, daß die Kom. Erzählungen sich (als wahre und satirische Gemälde der herrschenden Sitten der großen Welt) aus einem moralischen Gesichtspunkte rechtfertigen lassen; aber ich wünschte, daß die Apologie Jemand anders zum Verfasser hätte als mich.... Der Name eines solchen sollte durch mich keiner Seele verrathen werden. Ich gestehe Ihnen, daß dieses Geseufze und Geheul über die K. E., welches mir von allen Orten und Enden her zukommt, meinen Geist und die Flügel meiner Muse ganz darniederschlägt,

da ich keinen Menschen sehe, der sich die Mühe nehmen mag, den Leuten die Köpfe über diesen Punkt zurecht zu setzen. Ich muß daraus schließen, daß wirklich Niemand ist, oder daß es nur einige Wenige sind, welche günstiger von diesen unglücklichen Erzählungen denken — und sobald ich hiervon überzeugt sein werde, werde ich den Idris ins Feuer werfen und den Musen auf ewig gute Nacht sagen." So sehr schien er die Zuversicht, mit welcher er sich drei Jahre vorher beim Publicum selbst verantworten wollte, verloren zu haben.

Aber er fand sie bald wieder. Auf einen Brief von Geßner, der tröstend und ermuthigend gelautet haben muß, antwortet er im März (S. 56.): „Die Gründe, womit Sie meinen Unmuth über gewisse Kritiker und Urtheile besänftigen, sind allzugut, als daß sie nicht ihre gewisse Wirkung thun sollten; Sie sollen mich, so der Himmel will, nicht mehr in diesem albernen weinerlichen Tone pinseln hören. Ich habe nun in Absicht der Komischen Erzählungen meinen Kopf aufgesetzt. ... Indeß habe ich bereits angefangen von der Kritik der Berliner zu profitiren; und etliche hundert Verse durchgestrichen, welche nichts Besseres verdienen [bezieht sich auf eine Recension in d. Allg. d. Bibl. Bd. I. St. 2. S. 215., die ihm lange überflüssige Seiten, Schwatzhaftigkeit, eingemischtes Gewäsch vorgeworfen hatte], auch hier und da Veränderungen gemacht, wodurch, wie ich hoffe, das Ganze gewinnen soll. Ueberhaupt ist das Urtheil des Paris am wenigsten nach meinem Geschmacke, aber das gestehe ich Ihnen, daß ich lieber meine ganze Autorschaft verloren, als die übrigen drei nicht geschrieben haben wollte." — Also auch Juno und Ganymed ist ihm noch

werth. Ein Beweis, daß es nicht das Unanständige ist, welches ihn gegen das Urtheil des Paris einnimmt.

So sehr ist die weiche, nachgiebige Stimmung, welche ihn diese Erzeugnisse seiner Muse fast gänzlich bereuen ließ, gewichen. Er setzt seinen Kopf auf, und will ihnen vermöge ihres satirischen Gehalts sogar einen moralischen Charakter beilegen. Aber die Satire spielt darin eine viel zu untergeordnete Rolle, um sie rechtfertigen zu können, und erklärt ihre ganze Haltung eben so wenig, wie die früher vorgeschützte Absicht, in solchen Arbeiten Erholung zu finden. Als Nebenzwecke können ihm das eine wie das andere vorgeschwebt haben; daß sie aber die Haupttriebfeder gewesen, kann er sich selbst nicht eingebildet haben. Vollkommen im Klaren darüber war er schwerlich, darum gab er sich wol der Selbsttäuschung über eine Stimmung und Lust hin, aus welcher ihm mehr Verdruß erwachsen war, als er irgend erwartet hatte.

Die wahre Genesis dieser Gedichte ist in dem ganzen Entwickelungsgange Wielands zu suchen. Schon im Anti-Ovid zeigt sich die Vorstellung, welche durch die meisten Erzeugnisse seiner ganzen Laufbahn hindurchgeht. Die seelische Liebe hat und muß nothwendig haben ihren realen Widerschein in der sinnlichen. Diese Ansicht hatte er aufgegeben in den Tagen seiner christlichen und platonischen Verzückungen; als er aber, aus diesen erwacht, wieder die Erde betrat, fand er sie wieder, und verstärkt durch die Ueberzeugung, daß die Liebe sich sonst mehr oder weniger in leere Schwärmerei verliere. Nun entwickelte sich die ihn ganz erfüllende Vorstellung von der neuen Richtung, die er seiner Poesie zu geben, von dem neuen Leben, welches er ihr einzuflößen habe. Feindselig gegen den

Geist, der ihn auf falsche Pfade gelockt, und mit einem gewissen Trotze, ihm recht das Widerspiel zu halten, begab er sich mit Neigung und Vorliebe auf Gebiete, welche dieser Geist am meisten verabscheut und verdammt. So sind übermüthige Laune, die Begierde, sich schadlos zu halten für den Zwang, der ihn so lange abgesperrt hatte von aller sinnlichen Realität, und recht geflissentlich die entgegengesetzte Seite herauszukehren — die Erzeugerinnen der Komischen Erzählungen, aber weder Satire noch Moral. Idris kann als eine Erneuerung der alten Vorstellung vom nothwendigen Gleichgewicht der seelischen und der sinnlichen Liebe betrachtet werden, in den Komischen Erzählungen ist die erstere ganz verschwunden, was zumeist dem täglichen Verkehr des Dichters mit so manchem berühmten und vielgelesenen französischen Autor zuzuschreiben ist, dem gegenüber er sich sogar noch als mäßig und zurückhaltend betrachten konnte.

Indeß erschienen in kurzen Zwischenräumen Agathon, Idris (den bisher nur die Freunde in der Handschrift gekannt hatten, und der nun im Publicum für dieselben Rügen neuen Stoff bot), Musarion, der neue Amadis, der Goldne Spiegel. Wieland war, trotz jener Klagen und Verurtheilungen, einer der berühmtesten und beliebtesten Schriftsteller Deutschlands geworden. Gab es unter seinen vielen Anhängern Leute, die an den schlüpfrigen Gedichten und Stellen Anstoß nahmen, so hatten sie sie gleichsam mit in den Kauf genommen, wie sie dies auch in der Folge thaten; er konnte die Sache füglich auf sich beruhen lassen. Nun aber erfolgten jene Angriffe Klopstocks und seiner begeisterten Verehrer, die Verdammungen, welche der Hainbund in so feierlich theatralischen

Formen aussprach. Wieland fühlte sich dadurch besonders verletzt und gekränkt, und allmählich reifte in ihm der Entschluß, nun selbst zu thun, wozu er acht Jahre vorher seine Freunde vergebens aufgefordert hatte — seine Ehre durch eine Vertheidigung zu retten. Im Mercur 1775 erschienen die „Unterredungen zwischen Wieland und dem Pfarrer zu ***" (Sämmtl. Werke. Bd. XXX. bei Gruber Bd. XXXXIX.). Die nächste Veranlassung haben ohne Zweifel Gedichte von Voß und Hölty im Göttinger Musenalmanach dieses Jahres gegeben *).

*) Auf Epigramme „des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voß" nimmt Wieland in den Unterredungen selbst Bezug. Er kann nur die erste Strophe des Gedichts auf Michaelis Tod (S. 209.) im Sinn haben. Sie lautet:

Jehova's Wagschal' klang; und nicht würdig war
Des edlen Jünglings dieses entnervte Volk,
  Das Wielands Buhlgesängen horchet,
  Daniens Königen Klopstocks Lied schenkt.

Aber mehr Anlaß zu seiner Vertheidigung hat Wieland gewiß in andern Versen in demselben Jahrgange des Almanachs gefunden, auf die er sich so wenig beziehen konnte, wie der Dichter ihn nennen, so unzweideutig er auch bezeichnet ist. Das Gedicht, „der Wollustsänger" überschrieben (S. 230.), an Voß gerichtet, trägt Hölty's Namen, und ist ein wuthentbrannter Angriff, voll von den ärgsten Verwünschungen:

— — — — — Himmelan schreit das Blut
  Deiner Opfer, und ruft von Gott
Rache! Rache! von Gott — —
  — — — —
  Mädchenseelen, durch dich verführt,
Wimmern gegen dich hin, wimmern und starren Fluch!
  Jede Thräne der wachen Reu',
Jeder Seufzer und Fluch, welcher dein Lied verklagt,
  Wird ein Teufel, und geißelt dich
Auf dem Lager der Angst, bis du den Geist verhauchet!

Der Pfarrer, als ein seelensguter duldsamer Mann nicht übel geschildert, kommt, um den Dichter wegen seiner der Moralität, besonders der Jugend, gefährlichen Werke zur Rede zu stellen, aber so milde, so voll sonstiger hoher Verehrung, daß man sieht, Wieland habe sich in ihm absichtlich einen möglichst leicht zu beschwichtigenden Gegner geschaffen. Aber was er in äußerst wortreichen Auseinandersetzungen erwiedert, ist, auch einem solchen gegenüber, gar zu schwach. An vorwitzige Knaben und glühende Jünglinge, denen jene Gedichte in die Hände fallen könnten, habe er gar nicht gedacht; auch würde alle mögliche Behutsamkeit eines Schriftstellers da nichts helfen, da an der Welt, wie sie nun einmal sei, durch ein paar neue scherzhafte Erzählungen oder erotische Gemälde nichts verdorben werden könne. Ein Argument also etwa wie: die Welt ist so voll Raubthaten, daß auf eine mehr vollbrachte nichts ankommt. Weiter schützt er die historische Treue vor, welche gebiete, die Aspasien und Danaen, da sie sehr liebenswürdige Sünderinnen gewesen, auch mit reizenden Farben zu malen. Als ob man nicht mit reizenden Farben malen könne, ohne üppige Situationen vorzuführen. Mit diesen Gründen kann der Pfarrer sich unmöglich zufriedenstellen. Wenn Wieland nichts Triftigeres vorzubringen hatte, wenn er die möglichen Forderungen der Poesie ganz aus dem Spiele ließ, und sich auf dem Gebiete der Moral hielt, so widerlegt er sich selbst hinreichend, wenn er den Pfarrer antworten läßt: die Moralität seiner

---

In die Sammlungen der beiden Poeten sind diese Gedichte nicht aufgenommen worden, wie gesammelte Gedichte in der Regel am meisten von den Stücken entleert sind, welche das größte litterarhistorische Interesse darbieten.

auch die kälteste Phantasie erhitzenden Gemälde werde dadurch nicht gerettet; ein gewissenhafter Schriftsteller dürfe die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze zum Schutze der Keuschheit aufgeführt, nicht untergraben, indem er der Versündigung an ihr durch Verschönerungen und den darüber gebreiteten Grazienschleier den Begriff und das Gefühl des Schändlichen nimmt; er dürfe die Anreizungen zu diesen Sünden nicht noch verstärken, indem er alle Kräfte der Einbildungskraft, alle Zauber der Poesie aufbietet, um wollüstige Gemälde zu machen. Damit endet die erste Unterredung. Wieland verspricht die Rechtfertigung gegen diesen doppelten Vorwurf in einer zweiten zu versuchen.

In dieser ist nun zwar von manchen Dingen, die möglicher Weise die Einleitung zu einer solchen Rechtfertigung bilden könnten, die Rede, aber die Antwort selbst bleibt Wieland schuldig. Er läßt dieses zweite Gespräch durch einen Zufall abbrechen, und hat kein drittes geschrieben, ohne Zweifel, weil er verlegen war, den Beweis, den er sich im Anfang der Arbeit auferlegt hatte, wirklich zu führen. So kann man zwar an diesen Unterredungen eine gewisse liebenswürdige Gutmüthigkeit, sich selbst seine Fehler stark vorzurücken, loben; onst sind sie aber ganz schwach und verfehlt. Wie ganz anders hat Bayle, als man ihn mit ähnlichen Vorwürfen bestürmte, sich in seiner Vertheidigung, in dem dem Wörterbuch angehängten Discours sur les obscénités, sich aus dem Handel gezogen, wie viel treffender seine Ankläger widerlegt! Unter neun Kategorien von Obscönitäten, die er dort aufstellt, übernimmt er freilich nur die entschiedene Rechtfertigung einer einzigen, und das ist nicht die, unter welche Wielands

Gedichte fallen. Aber dieser hätte doch eine logischere Behandlung von ihm lernen können, und damit, dem Pfarrer seinen Sieg wenigstens nicht so leicht zu machen.

Aber merkwürdiger Weise hat er die Ueberzeugung, daß er seinen Zweck erreicht hat, daß der Sieg ihm geblieben ist. Wunderdinge weiß er von der Wirkung der Unterredungen zu berichten. Als das zweite Gespräch noch gar nicht gedruckt war, am 5. August 1775, schreibt er an F. H. Jacobi (dessen Auserl. Briefe. Bd. I. S. 219.): „Wenn mir jemals mein guter Genius etwas eingegeben hat, so war es der Gedanke, diese Dialogen zu schreiben. Die Wirkung, die sie bereits in Deutschland thun, ist erstaunlich. Alle mittelmäßige Leute — welche Zahl! — alle gute ehrliche, wohlmeinende nüchterne Seelen strömen nun in voller Fluth wieder auf meine Seite. . . . Ich und der Pfarrer thun Zeichen und Wunder, und zehn Musarions hätten nicht die Hälfte so viel gethan, hätten im Gegentheil nur Uebel ärger gemacht. Meinen Sie, daß einem Biedermanne, der einen Mercur herausgibt, nichts an den mittelmäßigen Leuten, an den Armen am Geiste, an den Unmündigen und Säuglingen gelegen sei?" — Nun, mittelmäßig und unmündig genug müssen die Leute gewesen sein, welche von den Unterredungen bekehrt waren. Die Uebrigen — in wie kleiner Zahl auch — müssen den Glauben, daß jene Gedichte moralisch unhaltbar seien, erst recht gewonnen haben.

Wieland indeß scheint die Sache damit in der That für ganz abgemacht gehalten und sich über jene Vorwürfe für immer beruhigt zu haben. Eine Aeußerung darüber vom Jahre 1795 findet sich in K. A. Böttigers Litterarischen Zuständen und Zeitgenossen Bd. I. S. 168.

In diesem Buche ist freilich viel unwürdige Klatscherei und die berichteten, oft schonungslosen Urtheile, welche die Weimarer Heroen in Unterredungen mit dem Verfasser über einander gefällt haben sollen, möchten schwerlich volles Vertrauen verdienen; aber ein weit größeres Das, was sie über sich selbst geäußert haben, und darin ist manches sehr Beachtenswerthe. Der angeführten Stelle zufolge hat Wieland den Vorwurf, ein schlüpfriger Schriftsteller zu sein, abgelehnt, weil in seiner Seele nichts von dem dazu gehörigen Stoffe sei. Ein alter Mann sei wol von allem Kitzel frei; er habe überall Originale copirt, und sich sorgfältig in Acht genommen, der menschlichen Natur Bocksfüße zu geben, wo sie keine hat. — Dergleichen trägt er schon in der zweiten Unterredung mit dem Pfarrer vor, aber es stockt dort mit der rechten Anwendung. Auch zwanzig Jahre später konnte Wieland nicht den Stamm verurtheilen, von dem sich einige, wiewol lange nicht so üppige Ranken durch seine folgende Laufbahn hindurchgezogen hatten; denn wie er sich auch mit seinem eudämonistischen System hin und her wand; sinnliche, wenn gleich sehr gedämpfte Neigungen spielten darin eine zu wichtige Rolle, als daß er, als der von diesem System immer berührte Dichter, sie hätte aufgeben können. In der Unterredung mit Böttiger will er sich nun hinter die geringe Ansicht von der Poesie als bloßer Copistin der Natur stecken, an die er im Grunde selbst nicht glaubt, und die den Kern der Frage gar nicht trifft.

Darum würden Rechtfertigungen solcher Art, auch wenn sie öffentlich aufgetreten wären, nicht im Stande gewesen sein, die Kritik zu entwaffnen. Genau um dieselbe Zeit, wo Wieland sich über seine sinnlichen Gemälde

in der erzählten Weise mit so vieler Selbstzufriedenheit äußerte, rechnete Schiller, in einer gleich näher anzuführenden Stelle, sie zu einer Art, über die er das Verwerfungsurtheil aussprach. Und diese Rüge ist noch eine milde zu nennen gegen spätere Verdammungen. Zwar Kritiker der alten Schule aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, wie Manso und Bouterwek, haben durch ihr Stillschweigen über diesen Punkt bekundet, daß sie der Muse Wielands auch ihre freiesten Spiele nachsehen. Die Romantiker aber — um der Kürze wegen diesen so geläufig gewordenen Ausdruck zu gebrauchen — haben sich mit besonderer Herbigkeit darüber ausgesprochen und die Litterarhistoriker unserer Tage — was ihnen selten begegnet — stimmen ihnen vollkommen bei. Bittere Anklagen der Unsittlichkeit, Frivolität, verführerischen Lüsternheit, Verderblichkeit vieler Gemälde unsres Dichters sind bei ihnen zu einem Gemeinplatze geworden. Ich wüßte nur Einen auszunehmen, nämlich Wolfgang Menzel, welcher (die deutsche Litteratur, 2. Aufl. Bd. III. S. 271 fg.) von Wieland sagt, daß er bei aller Leichtfertigkeit doch das eigentlich Schmutzige und das moralische Gift seiner eben so genialen als verderbten französischen Vorbilder zu beseitigen gewußt, und weit entfernt, ein reines Geschlecht zu verführen, ein durch die Gallomanie bereits verdorbenes zu Anstand und Mäßigung, zu einem heitern und geistreichen, geselligen Genuß zurückgeführt habe.

Vermöge der schon im ersten Bande dieses Buches ausgesprochenen Ueberzeugung, daß der ästhetische Gesichtspunkt den historischen nicht beherrschen darf, aber ihn

wesentlich ergänzt, werde ich jetzt näher einzugehen haben auf die Frage, was der Poesie hier überhaupt gestattet sein kann, und aus welchen Gründen. Die Gegensätze, welche sich in den verschiedenen Bildungsperioden offenbaren, sind Spaltungen der Einheit der Idee. Ohne Rücksicht auf diese würden sich die Erzeugnisse der Cultur einzelner Zeiten und Völker gar nicht mit einander vergleichen lassen.

Ich knüpfe diese Betrachtung um so lieber an Sätze Schillers an, da sie mit der schon erwähnten gegen Wieland gerichteten Rüge schließen, und in der Geschichte der Beurtheilung des Dichters eine nicht unwichtige Stelle einnehmen. Sie finden sich in der berühmten Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (Werke, Octav-Ausg. 1855. Bd. XII. S. 270. Der Aufsatz stand zuerst in den beiden letzten Monatsheften der Horen von 1795.). Ob diese Eintheilung der Poesie auf richtigen Principien beruht, ist eine Frage, auf die hier wenig ankommt.

Nur die Natur, sagt Schiller, kann Freiheiten dieser Art rechtfertigen, sie müssen also Naivetät sein; und nur die schöne Natur kann sie rechtfertigen, sie müssen also Humanität sein. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie beides wirklich sind, müssen wir sie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur begründet ist, unterstützt und begleitet sehen, und muß in dem Menschen, der sich von der sinnlichen Empfindungsweise überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken. Derselbe Dichter, der uns zu Theilnehmern so niedriger menschlicher Gefühle macht, muß uns auf der andern Seite wieder zu Allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen wissen. Sein

Product ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt und sobald es leer ist; es ist hingegen schön, edel und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz beifallswürdig, sobald es naiv ist und Geist mit Herz verbindet.

Nach diesem Maßstab — setzt Schiller dann hinzu — kommen freilich manche Producte unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, nicht zum Besten weg. Aber er leugne auch nicht, daß die nämlichen Gründe, aus welchen er die verführerischen Gemälde des römischen und des deutschen Ovid, sowie eines Crebillon, Voltaire, Marmontel, Laclos und vieler Andern einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, ihn mit den Elegien des römischen und des deutschen Properz, ja selbst mit manchem verschrieenen Product des Diderot versöhne; denn jene sind nur witzig, nur prosaisch und lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv. — Darauf macht er in der Anmerkung eine tiefe Verneigung vor dem „unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon u. s. w." und erklärt, daß er ihn mit der Gesellschaft, in der er ihn nenne, keineswegs verwechselt haben will, denn seine Schilderungen haben keine materielle Tendenz. Er scheine nur von dem ganz eignen Unglück verfolgt, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. — Aber dies ist fast noch schlimmer als der Vorwurf im Texte. Denn wenn der Plan wider die bessere Ueberzeugung und Natur eines Dichters läuft, so muß der Streit zwischen beiden die poetische Wirkung aufheben. Daher konnte die scheinbare Ehrenrettung in der Note den Stachel, der im Texte liegt, aus der Wunde,

die er gemacht, nicht wieder herausreißen, und sie wäre vielleicht gar nicht erfolgt, wenn Goethe nicht über jene Stelle, die „zwischen ihn und einen alten Freund hineinfällt", ein kleines Bedenken geäußert hätte (Briefw. 2. Ausg. Bd. I. S. 118.).

Jene Sätze nun, sie sind ohne Zweifel aus der Tiefe geschöpft und scharfsinnig. Aber sie geben auch zu Zweifeln und besonders zu Ergänzungen Anlaß. Wenn man sich so mit ihnen auseinandersetzt, können sie als ein zweckmäßiger Ausgangspunkt für eine weitere Betrachtung dienen.

Erstens. In seiner Weise besorgt, daß die ideale Seite des Lebens nicht zu kurz komme, spannt Schiller die Forderungen an das Gegengewicht sinnlicher Schilderungen zu hoch. Wenn sie auch mit der Grundbedingung der Naivetät nicht in Widerspruch stehen, beschränken sie doch das Gebiet derselben. Von wie vielen in der Poesie geschilderten Menschen einfacher Art wird sich sagen lassen, daß die Menschheit in ihnen in ihrem ganzen Umfange wirkt? Manches Gedicht, welches den sinnlichen Trieb menschlich und in vollster Naivetät zeigt (ich will als Beispiel ein ziemlich starkes nehmen, die 27ste unter den Idyllen des Theokrit, mag sie nun von diesem selbst herrühren oder nicht) — manches Gedicht, sage ich, welches dem ersten Theile der Definition entsprechend bei einem gesunden Sinn gar keinen Anstoß findet, würde jenen Anforderungen gegenüber der Verurtheilung kaum entgehen können.

Zweitens. Was Schiller bei seinen hohen Forderungen vorschwebte, worin er sie als erfüllt betrachten zu können glaubte, ist die Elegie der Alten, auf deren nähere

Betrachtung ihn Goethe's römische Elegien geführt hatten. Aber die antike Elegie, welche sinnliche Freuden feiert, hat doch nicht mehr die volle Naivetät der Natur, ihr Standpunkt ist, indem sie der Vergänglichkeit der Jugend und des Lebens wegen zum Genuß auffordert, schon ein halb reflectirender, und wenn Schiller den Properz in den Vordergrund stellt, um zu zeigen, wie sich an die sinnliche Stimmung auch die höheren und edleren Gefühle anschließen, so gibt er der Naivetät weitere Grenzen, als sein aufgestellter Gegensatz sie verträgt.

Drittens. Die Empfindungsweise, auf welche Schiller die Erlaubniß zu sinnlichen Schilderungen beschränkt, ist die naive. In derjenigen, welche er, sie der naiven gegenüberstellend, die sentimentale nennt, würde nach seiner Eintheilung dafür höchstens Raum in der Satire zu finden sein; aber er selbst hat das so ungenügend gefunden, daß er die Befugniß des Satirikers, die Sinnlichkeit ins Spiel zu ziehen, ganz unerwähnt läßt. Angenommen aber, daß die Grundlage der ganzen Abhandlung eine richtige ist, daß der sentimentale Dichter zu suchen hat, was der naive von selbst besaß; so muß er Alles, was dieser besaß, suchen, und in seiner Weise wiederherstellen dürfen. Und es gibt auch eine Gattung der sentimentalen Dichtung (um bei dieser Bezeichnung zu bleiben), welche dieser Anforderung vollkommen genügt, und das ist die humoristische, der aber Schiller überhaupt vorbeigegangen ist; denn in das, was er Satire nennt, fügt sie sich nur sehr unvollkommen. Faßt man den Begriff des Humors richtig, so kann man Schiller im Sinne seiner eigenen Classification folgendergestalt ergänzen. Die naive Empfindung findet in der Befriedigung des sinnlichen Hanges

kein Arges, würde ihn aber doch nicht mit Vorliebe zum Gegenstande ihrer Schilderungen machen, wenn er nicht mit einem edlen Triebe innerhalb der Entwickelung der Humanität in genauer Verbindung stände. Der Humor, welcher als sentimentale Gattung sich des naiven Stoffes in seiner Weise zu bemächtigen strebt, muß zwar den sinnlichen Hang als ein Gebrechen betrachten; da er aber alle Gebrechen, weil sie der menschlichen Natur tief eingepflanzt sind, zugleich verspottet, beklagt und auch mit Zärtlichkeit behandelt, wird er auch mit den Darstellungen der Sinnlichkeit so verfahren. Ja, sie bietet sich ihm dazu, wenn er das ganze Reich der Gemüthsbewegungen umfassen will, mehr von selbst dar, als irgend ein anderer Stoff, da nirgends sonst die leidenschaftlichen Aufwallungen beider Seiten der menschlichen Natur sich so nahe berühren.

Darum scheint sie sich auch für den Humor ganz besonders zu eignen. In diesem Sinne tadelt Tieck (Schriften Bd. IV. S. 112.) auch an dem Humoristen Jean Paul, daß er zwar nicht zu keusch, wol aber zu prüde sei. „Ein Autor, sagt er, der so das Gesammte der Menschennatur, das Seltsamste, Wildeste, Tollste in seinen humoristischen Ergießungen aussprechen will, darf in diesen Regionen des Witzes und der Laune kein Fremdling sein, oder aus mißverstandner Moral mit der Unzucht und Unsitte auch die Schalkheit verachten wollen.“

Viertens. Darum sind aber nicht alle sinnlichen Schilderungen entweder ganz der naiven oder ganz der humoristischen Art zuzuweisen. Schiller gibt zwar für seine allgemeine Eintheilung der Poesie in die beiden Gebiete zu, daß man in demselben Dichter, ja in demselben Buche häufig beide vereinigt antrifft, und führt als Bei-

spiel Werthers Leiden an; aber er hat daraus nicht alle Folgerungen, die sich hier für die historische Betrachtung darbieten, ziehen können, weil durch seine Abhandlung wesentlich die abstracte Scheidung hindurchgeht. Es finden sich aber nicht nur Vereinigungen oder Verschmelzungen der beiden Empfindungsweisen, und Uebergänge, die meistens auf die allgemeinen Stimmungen der Zeiten, wo sie vorkommen, zurückzuführen sind, sondern auch bewußte Bestrebungen, einer Auffassung, die nicht mehr befriedigt, einen veränderten Charakter zu geben, ohne daß man darum in ihr Gegentheil hineinkommt. So verhält es sich auch in dem besondern Fall, der uns hier beschäftigt, und manches hieher gehörige Gedicht will sich darum den Kategorien Schillers nicht einfügen.

Es sei, um dies zu beweisen, gestattet, aus der großen Menge von Werken, in welchen die sinnlichen Triebe mehr oder weniger hervortreten, einige der bemerkenswerthesten auszuheben, um ihre Behandlung des Gegenstandes und ihr Verhältniß zu den Anforderungen der Poesie und recht verstandener Sittlichkeit, kurz zu bezeichnen. Denn was im Allgemeinen wahr ist: die poetische Kunst muß ihre Gesetze aus ihrem eigenen Wesen ableiten und hat sich den Forderungen moralischer Gebote als solcher nicht zu unterwerfen, ohne daß sie darum je wird rechtfertigen oder beschönigen wollen, was der geistigen Natur des Menschen zuwiderläuft — dies wird hier ganz besonders gelten. Es wird dieser gedrängte Versuch zugleich in Erinnerung bringen, in wie mannigfacher und bedeutender Art die Poesie dies Gebiet von jeher beschritten hat, und daß der Geschmack und das Ergötzen daran der Scheu davor wenigstens die Wage gehalten haben.

Sehen wir zuerst auf den Orient, so wird uns das Hohelied gleich in die Augen fallen. Es wird kaum ein Werk in der gesammten Litteratur geben, über dessen Bedeutung und Zweck verschiedenartigere Meinungen ausgesprochen worden sind; um aber zu beurtheilen, wie verhüllt oder unverhüllt das sinnliche Element in ihm auftritt, braucht man auf den Streit nicht entfernt einzugehen. Wer sich an der Naivetät des Gedichts erfreut, wird am geneigtesten sein, sich der Ansicht anzuschließen, zu welcher der für seine Schönheit und Lieblichkeit hochbegeisterte Herder den Weg gezeigt hat, einer Ansicht, für welche de Wette einen sehr glücklichen gedrängten Ausdruck gefunden hat, wenn er (Lehrb. d. Einleit. in d. A. T. S. 276.) sagt: die Liebe ist hier aufgefaßt „mit dem glühenden Sinn des Orients, ohne die verzärtelte Schamhaftigkeit der neuern Zeit, aber mit dem sittlichen Geiste des Hebraismus." Und schön sagt Meier (Gesch. d. poet. National-Litter. d. Hebr. S. 241.): „Was es so einzig über alle verwandten Dichtungen erhebt, ist die wunderbare Harmonie der leidenschaftlichsten Sinnlichkeit und der reinsten Sittlichkeit, die den unsichtbaren Pulsschlag des ganzen Liedes bildet." — Will man aber dem Werke einen so naiven Standpunkt nicht geben, sondern einen reflectirendern, etwa mit Hitzig (das Hohe Lied erkl. S. 4.) annehmen, der Dichter male die Tugend und daneben die Sinnlichkeit, um das Licht durch den Schatten hervorzuheben; ja mit den Allegorikern, es sei eine Schilderung der himmlischen Zärtlichkeit, die nur ihre Ausdrücke und Symbole von der sinnlichen entlehne; immer tritt das sinnliche Bild auf eine Weise hervor, an welcher der ekle Geschmack verfeinerter Zeiten Anstoß nimmt.

Herder hält ihm bei dieser Gelegenheit eine wohlverdiente und wohlangebrachte Strafpredigt. „Unschuld, ruft er aus, du heilige Gottesperle, Heuchelei und Schminke, Trödelkram und gefärbtes Glas von Keuschheitpredigen und Geärgertwerden kann dich weder festhalten noch ersetzen, wenn du dahin bist; vielmehr ist jene dein größter Feind, dein falscher Ersatz und häßlicher Nebenbuhler.“ (Lieder der Liebe aus dem Morgenlande S. 128.)

So orientalisch der Charakter des Hohenliedes auch ist; diese Sittlichkeit und Unschuld in allem sinnlichen Verlangen ist bei anderen Orientalen nicht zu finden, am wenigsten bei den Indern, bei welchen die glühende Natur ihres Landes nur entweder ein rücksichtsloses Hingeben an sie oder Abtödtung aller Sinnlichkeit zur Folge hat. Eine solche Hingebung zeigt das späte Gedicht Gita-Govinda, in welchem, um Worte, die ich schon bei einer andern Gelegenheit davon gebraucht, hier zu wiederholen, „das sehnsüchtige Liebesverlangen mit einer Stärke und Gluth der Farbengebung geschildert ist, die schwerlich von einem Werke einer andern Sprache übertroffen sind.“ Man schließt zwar aus einigen Stellen auf eine mystische Bedeutung des Gedichts, aber diese verliert sich ganz in der Trunkenheit und dem Taumel der Sinnenlust, wie sie die Uebersetzung von Rückerts Meisterhand den des Sanskrits Unkundigen auf das Lebhafteste malt. Von Unschuld der Natur läßt sich darin nicht viel spüren, aber eine poetische Versenkung in den Gegenstand herrscht, die den sittlichen Rigorismus fern hält.

Bei den Griechen war nichts natürlicher, als daß sich die Komödie eines für die Verspottung so geeigneten und ergiebigen Stoffes bemächtigte. Darum ist aber auch die

Stimmung, in welcher diese Anspielungen vorgebracht werden, keineswegs eine bloß naive; es mischt sich eine an den Humor streifende hinein, nicht eine eigentlich humoristische, die aus dem antiken Geiste nicht hervorgehen kann. Immer aber bleibt es eine Mischung zweier Elemente, welchen, jedem in seiner Weise, Freiheiten gestattet sind. Bei dem „ungezognen Liebling der Grazien" haben wir freilich das Gefühl, daß er in der Ausgelassenheit seines kecken Muthwillens jede Grenze überschreitet; aber wir müssen bedenken, daß den Alten auf dem sinnlichen Gebiete auch moralisch Manches erlaubt schien, was wir verdammen, und daß in der schon verderbten Zeit, in welcher Aristophanes lebte, der Mißbrauch weit hinausging über das für reinere Zeiten Unanstößige. Da durfte die humoristisch spielende Satire nicht zahm sein, wenn sie ihren Zweck erreichen und nicht hier allein zurückbleiben wollte in der carikirenden Darstellung, der sich in der alten Komödie alle Lebensverhältnisse fügen mußten.

Von der Liebeselegie der Alten habe ich schon bemerkt, daß in der Stimmung, die sie zeugt und beherrscht, etwas Reflectirendes ist, was den Eindruck der vollen Naivetät der Natur schwächt. Es ist, als ob für den sinnlichen Hang eine Rechtfertigung gesucht und in der beklagenswerthen Vergänglichkeit der menschlichen Dinge gefunden wird. Unter den Römern nimmt bei Tibull das Herz an den Liebesverhältnissen den Antheil, um deswillen Schiller die sinnliche Färbung gestattet; aber die Neigung zu Schwermuth und Trübsinn, das fast Verschämte im sinnlichen Verlangen, welche diesen Dichter charakterisiren, hätten den Kritiker auch berechtigt, seine Empfindungsweise zur sentimentalen Art zu zählen. Properz hat

nichts von dieser gefühlvollen Innigkeit, dieser fast schwärmerischen Zärtlichkeit. Sein Charakter ist Energie, männliche Stärke, eine hüllenverschmähende Leidenschaftlichkeit; wogegen Ovid, bei aller sinnlichen Erregtheit, wie mit dem Ausdruck, so mit dem Gegenstande spielt, leichtfertig, tändelnd und flüchtig ist. Aber in der Auffassung der Liebeslust als poetischen Gegenstandes sind doch Properz und Ovid keinesweges so grundverschieden, daß man sie, wie Schiller thut, als Repräsentanten, den einen der erlaubten, den andern der unerlaubten Freiheiten betrachten, und einander so entgegensetzen dürfte wie Goethe und Wieland.

Was sich im sinkenden Alterthum auch die ernstesten Männer hier erlauben, zeigen die Metamorphosen des Appuleius; der Hauptzweck des seltsamen, für die Sittengeschichte überaus lehrreichen Romans ist ein satirischer, strafender, es hätte also der Ausmalung wollüstiger Situationen nicht bedurft. Der philosophische Autor verweilt aber dabei mit sichtlichem Behagen.

Mit ganz andern Forderungen an Zucht und Sitte tritt dann das Christenthum auf. Als aber im Mittelalter der rohen Wüstheit des Lebens gegenüber sich die ascetische Richtung um so entschiedener ausbildete und völlige Abtödtung des Fleisches verlangte, und als in späteren Jahrhunderten die Puritaner in Thaten und Gesinnungen ganz bilderstürmerisch wurden, würde die Kunst, welche in der sichtbaren, lebendigen Realität das Urbild für ihre Gestalten zu suchen hat, ganz haben untergehen müssen, wenn die schöne Natur und die Freude an ihrer die Sinne anregenden und zu gesteigerten Gefühlen fortreißenden Erscheinung mit der christlich-religiösen Stimmung in der That im Widerspruch wären. Vortrefflich läßt Uechtritz

in seinem Albrecht Holm einen christlichen Priester beim Beschauen eines von Giulio Romano gemalten bacchantischen Aufzuges sagen. „Wir fühlen, daß auch in den Gaben und Reizen des irdischen Lebens ein Berechtigtes, Ewiges und Göttliches waltet. Wol tritt uns in diesem Gemälde die Lust des Lebens mit bedenklicher Ausgelassenheit entgegen. Doch selbst durch diesen Taumel hindurch, ja in demselben, macht sich ein höherer Ursprung geltend. ... Der Kunst ist es vergönnt, sich einige Schritte weiter als das Leben zu wagen, da sie ja nur einen bunten Schein bietet, und zugleich in der Schönheit dieses Scheines eine ihr eigenthümliche reinigende Kraft besitzt. Doch wenn wir uns auch in engen Schranken halten, es genügt zu wissen, daß wir Gott auch in der Fülle und Lust des sinnlichen Daseins, dem Safte der Rebe, dem Jauchzen der Freude, den Spielen des Scherzes suchen und finden dürfen, daß auch dieser Theil der Schöpfung, um mit dem Apostel zu reden, die Offenbarung der Kinder Gottes erwartet."

Die Ritterpoesie wurde dabei auf die härteste Probe gestellt. Ihr Stoff gab einer der in ihr liegenden Richtungen den Anlaß, über die in der bezeichneten Auffassung gezogenen Grenzen hinauszuschweifen. Denn da die Frauenliebe der innerlich mächtigste Hebel in dieser Poesie ist; so entstand das Streben, dieser seelischen Gewalt ihr anschaulichstes Abbild, die Gewalt der Alles beherrschenden Natur gegenüberzustellen. In diesem Sinne hat Gottfried von Straßburg in seinem Tristan die Liebe behandelt. Hart genug ist er deswegen angeklagt und gescholten worden, am härtesten wol von Lachmann, der (Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh. Zueign.

S. VI.) von ihm sagt: „Anderes als Ueppigkeit und Gotteslästerung bieten die Haupttheile seiner weichen, unsittlichen Erzählung nicht dar.“ Aber der so schwer Verurtheilte hat auch Richter gefunden, die ihn lossprechen, unter ihnen Simrock, als er nach langem Zaudern sich entschloß, den Kampf mit der über Alles zugleich seelenvollen und süßen Sprache des Gedichts zu wagen, um es neudeutsch wiederzugeben. Er führt eine Stelle aus einer seiner früheren Schriften an, in welcher es heißt: „die Liebe kennt in ihrer Einseitigkeit kein anderes Gesetz als das eigene, das sie zwingt, sich zu vollbringen. Sie überwindet alle Hindernisse, welche die Außenwelt ihr entgegengestellt, durchbricht jede Schranke der Sitte, um ihr Ziel zu erreichen, das ihr allein Gültigkeit hat.“

In demselben Sinne hat sich über die Sage und das Gedicht Immermann ausgesprochen in den herrlichen Einleitungsstanzen zu seiner Umdichtung Gottfrieds, die leider von dem Schicksal des Vorbildes betroffen worden ist.

Willst du von Liebe was verstehen,
Mußt du zum Born der Liebe gehen!
Was Liebe heißt und Liebe will
Sagt nicht Prophete noch Sibyll'.

Und wenigstens in der Hinsicht verdient Gottfried, nicht gescholten zu werden, sondern gepriesen, daß er den Sagenstoff hob und veredelte. Treffend sagt H. Kurtz von ihm in der Einleitung zu seiner Uebertragung (S. XI.): „Es liegt sittlich dichterisches Verdienst darin, wenn er eine novellenhaft heruntergekommene Tragödie in den Kreis des rein Menschlichen, in die Sprache echter Minne zurück übertrug, in jene ewig leuchtenden Farben von „Liebe und

Leid", wovon die welschen Vorbilder keine Ahnung haben, kleidete, und der nur allzu gefügen Weise seiner Zeit eine sittlichere Grundlage, eine innigere Bedeutung gab."

Damit ist Schillers Anforderung, daß Geist mit Herz verbunden solche Darstellungen erfüllen müssen, vollzogen. Naiv dagegen wird man Gottfried, mit welcher Unbefangenheit er auch die Verletzungen der Pflicht und Treue erzählt, nicht nennen können, weil diese Verletzungen doch vom Dichter nicht anders aufgefaßt sein konnten und nicht anders aufgefaßt waren, wie als innerlich den Untergang der Liebenden mit Nothwendigkeit herbeiführende Handlungen, folglich als Schuld. Darin liegt aber auch wieder ein der mit Geist durchwehten Naturgewalt gegenüberstehendes sittliches Moment.

Poesie und Leben stehen immer in entschiedener Wechselwirkung. Ein Jahrhundert nach Gottfried war eine furchtbare Sittenlosigkeit herrschend geworden. Das Sündenleben der Päpste in Avignon, von dem Petrarca in seinen Briefen (Ausg. v. 1601. S. 647.) sagt: „Unzucht, Entführungen, Blutschande, Ehebruch sind für die päpstliche Zügellosigkeit nur Spiele" — ist auf der einen Seite das böseste Vorbild, auf der andern die Spitze der in der ganzen Zeit unter Geistlichen und Laien verbreiteten tiefen Verderbniß. — Von dieser sind die vielen zuchtlosen Novellen im Decameron ein litterarisches Abbild, und man darf, um für sie einen geschichtlichen Boden zu gewinnen, nicht erst — wie es geschehen ist — die verderblichen, alle Bande lösenden Wirkungen des schwarzen Todes zu Hülfe nehmen. Diese Wirkungen waren gewiß sehr schlimm, aber als solche können sie nicht von langer Dauer gewesen

sein. Fast in allen solchen Stücken in dem berühmten Werk soll die sinnliche Lust pikanter werden durch die verletzte eheliche Treue, durch die Ueberlistung der von ihren schamlos lüsternen Weibern betrogenen Ehemänner. Wie sehr diese Novellen mit dem Sinne dieser Zeit und ganzer Jahrhunderte nach ihr übereinstimmen, geht hervor aus dem ungemeinen Beifalle, den sie fanden, den vielen Bearbeitungen der von ihnen dargebotenen Stoffe, dem Wetteifer, sich in unzähligen Erzeugnissen ähnlicher Art an dieses Vorbild anzuschließen. — Und doch entschließt man sich sehr schwer, anzunehmen, daß ein sonst so ernster, mit so würdigen Dingen beschäftigter Geist, wie der des Boccaccio, an so vielen lüsternen Geschichten sein großes Talent verschwendet habe, nur um der Frivolität seiner Zeit, selbst von ihr angesteckt, zu huldigen, er, der sich am poetischesten zeigt, wo er die seelische Liebe tief und sinnig schildert. Wenn man bedenkt, daß der Ehebruch nicht nur in jenen anstößigen Novellen nicht schimpflich noch sträflich erscheint, sondern daß der Dichter auch in der Fiammetta, einem Roman vom höchsten Schwunge, die rührenden Klagen des unglücklich liebenden Weibes nicht dem Gemahl gelten läßt, sondern einem Buhlen, der sie verlassen; so kommt man auf eine Erklärung, die zwar die sittliche Reinheit des Verfassers nicht rettet, aber den Ernst seines Sinnes. Es scheint nämlich, daß in allen diesen vielfältigen Darstellungen der Verachtung des Ehebandes sich zugleich abspiegelt eine in jener Zeit liegende Richtung und Gesinnung, die Ehe nur als eine äußere lästige Fessel zu betrachten, welcher das Bedürfniß, ein innigeres höheres Band aus freier Neigung zu knüpfen, als ein wohlberechtigtes gegenüber tritt. Man erinnere

sich nur, welch ein hochberühmter Zeitgenosse Boccaccio's mit der Gemahlin eines Andern in einem Liebesverhältniß stand, welches, von ihm selbst in Versen verherrlicht, der großen Hochachtung, die er genoß, nicht den mindesten Eintrag that. Und was noch mehr sagen will, was nicht ein einzelner Fall, sondern Sitte ist: die feierlichen Verbindungen von Rittern und Damen aus dem provençalischen Bildungskreise außer und neben der Ehe wurden von Priestern förmlich eingesegnet, und für untrennbar gehalten, wenn Priester sie nicht wieder auflös'ten. Ja, nur in diesen Verbindungen, meinte man, könne Liebe bestehen, nicht in der Ehe, welche sie vielmehr gerade ausschlösse (Fauriel, Hist. de la poésie provençale T. I. p. 506.). Dieser, in falscher, zur Entartung gewordener Verfeinerung begründeten, Geringschätzung der Ehe entspricht die gemeine, roh sinnliche, von der Boccaccio so viele Fälle zu erzählen weiß mit einem Behagen, welches die Ehe als Erzeugniß bloßer Convenienz eben so verachtet, wie es von jener Ueberspannung der Gefühle geschieht. Daß er es dabei darauf anlegt, eine Art von Recht der Frauen, sich einem Liebhaber hinzugeben, ordentlich anerkannt zu sehen, geht hervor aus der 7ten Novelle des 6ten Tages. Hier wird eine Frau in Prato, che di gran cuore era, sì come generalmente esser soglion quelle, che innamorato son daddovero, mit einem Liebhaber ertappt, von ihrem Manne vor Gericht gefordert, um einem bestehenden Gesetz zufolge zum Tode verdammt zu werden. Aber durch eine Vertheidigung, die jedes nur irgend sittliche Gefühl schamlos nennen muß, rettet sie nicht nur sich selbst, sondern bewirkt auch eine Abänderung des Gesetzes, nach welcher es künftig nur auf die Weiber

angewandt werden soll, die für Geld an ihren Männern Untreue begehen *).

Diese Gesinnung, welche den Ehebruch zu einer Befugniß machen wollte, von der Art etwa, wie sie im alten Sparta bestand, schlug freilich keine Wurzeln, aber die Lust an Darstellungen der Sinnlichkeit an und für sich blieb groß, und fand in der großen Hinneigung zu den Anschauungen des classischen Alterthums und zu seinem Heidenthum die stärkste Nahrung. Von dieser Seite betrachtet waren die antiken Vorbilder mächtige Stützen und Förderer jenes Bestrebens, der ascetisch-christlichen Richtung die Berechtigung der erscheinenden Natur mit ihren Reizen entgegenzustellen. Aber schon längst war man nicht bei der Bekämpfung der Abtödtung des Fleisches stehen geblieben; auch da, wo wirkliche Sittenverderbniß die Gemüther nicht angefressen hatte, waren sie von einer heidnischen Weltbetrachtung erfüllt. Die Gegenstände des Christenthums selbst erhielten diese Färbung. Nicht bloß auf die Kunst der Rede blieb dies beschränkt, in der bildenden, besonders in der Malerei, fand es eine anlockende Stätte. Kein Maler hat dieser Lockung so nachgegeben, weil sein Talent ihn so mächtig dahin führte, wie Correggio. Ohne daß er je in das Gemeine, in das Lüsterne verfällt, ist der sinnliche Reiz der erscheinenden Natur für ihn das Mittel, alle Zwecke der Kunst zu erreichen. Dieser Reiz selbst, nicht bloß das dahinter lie-

*) Diejenigen, welche über die Quellen des Decameron Untersuchungen angestellt haben, namentlich Dunlop und F. W. V. Schmidt, sagen nichts von dieser. Es könnte ihr wol eine einigermaßen ähnliche wahre Begebenheit zu Grunde liegen.

gende Geistige, ist für ihn ein großes Wunder, das er verkündigen will, und dadurch allein den Einblick in das Geistige vermitteln. Selbst die heilige Geschichte weiß er nur darzustellen, wenn er sie eintaucht in alle diese Reize. Es ist eine Erfassung der Sinnenwelt, durch welche Manches auch in den gleichzeitigen und den nachfolgenden Dichtern recht verstanden wird.

Unter diesen italiänischen Dichtern treten die der romantischen Epopöe, wie man sie genannt hat, in die erste Reihe. Wenn schon die Natur der Gattung Darstellungen sinnlicher Liebe begünstigt, war es in jenen Tagen um so entschiedener der Fall. Daß diese Darstellungen nach der Eigenthümlichkeit der Dichter verschiedener Art sind, versteht sich von selbst. Im Ariost sind sie ein natürlicher Ausfluß seiner humoristisch-ironischen Stimmung. Tasso hätte sie, da seine Töne so ernst und heilig erklingen sollten, ganz vermeiden müssen, aber der Geschmack seiner Leser und eigene Neigung vermochten ihn, in den Zaubergärten der Armide mit Behagen zu verweilen. Er glaubt genug gethan zu haben, wenn er diese Bilder mit einem decentern Schleier bedeckt als Ariost, da ihm aber die Ironie, die uns mit Ariosts Keckheiten aussöhnt, mangelt, werden sie im Grunde anstößiger als bei diesem. Auch Camoens läßt im neunten Gesange der Lusiade seine portugiesischen Helden sich der Sinnenlust hingeben, die ihnen Venus auf dem für sie geschaffenen Wundereiland bereitet. Jeder der beiden Dichter hat den Ariost vor Augen, seiner Darstellung aber seinen eigenthümlichen Geist eingehaucht. In den Zaubergärten der Armide geht es träumerischer her, auf der Venusinsel frischer, natürlicher, naiver. Darum kann man den Pinsel des Camoens

auch hier noch einen keuschen nennen; Tasso bestrebt sich keusch zu scheinen, und ist es darum weniger. Eine dritte Stufe unter den Italiänern bildet Marini. In seinem berühmtesten Gedicht, dem in planloser Breite bis zu elf Gesängen angeschwellten Adonis, sind die Gemälde der Wollust eben so wie Alles in ihm Erzeugniß der Manier, von der er beherrscht ist. Sie sollen, wie die unaufhörlichen Blendwerke der Witzesspiele, der Concetti, als starke Reizmittel den Effect verstärken und den Mangel eines poetischen Kerns verbergen helfen. Sie kennen daher kein Gesetz als diese Absicht, die zuweilen, ungeschickt genug, hinter ein die Lust verdammendes Wort versteckt wird. Es ist bekannt, daß Marini, wie er unter seinen Landsleuten den Geschmack verdarb, auch auf deutsche Dichter seiner Zeit und der nächstfolgenden Menschenalter einen unglücklichen Einfluß übte. Ihre Nachahmung seiner Manier ist um so unleidlicher, da ihnen von dem großen Talent und der Wärme, die er bei allen seinen Fehlern besitzt, nichts zu Theil geworden ist. Und mit dem Wohlgefallen an seiner Manier schlich sich auch das an seiner Ueppigkeit ein; die ehrbarsten Männer schrieben in deutscher Sprache Gedichte voll schmutziger Zweideutigkeiten. Nicht gar lange vor Wielands Auftreten stieß die deutsche Litteratur diese Unsauberkeiten erst aus, woran der gebildeter gewordene Geschmack wenigstens eben so vielen Antheil hatte, als der ernstere Sinn, der mit Haller und dem Beifall, den englische Vorbilder fanden, in die deutsche Poesie gekommen war.

In der englischen Dichtung selbst findet sich schon lange vorher das Verhältniß zwischen der Macht der sinnlichen Lust und der sittlichen Scheu vor ihr auf eine so sinnige

und so tief poetische Weise anschaulich gemacht, daß man sagen darf, die Poesie selbst habe es gethan durch den Mund ihres größten Lieblings. Dreißig Jahre ehe Marini den Adonis erscheinen ließ, hatte Shakspeare sein kleines erzählendes Gedicht dieses Inhalts geschrieben, das vollste Gegenbild des Marinischen. Alles ist hier eingetaucht in echte Poesie; Alles ist zugleich Begeisterung und Besonnenheit. Der feinste Kunstverstand herrscht in der Anlage und der Ausführung, der Sturm der Leidenschaft ist von Reiz, Lieblichkeit, Süße gedämpft, immer neue Variationen des einfachen Themas stehen der Phantasie und Redekunst des Dichters zu Gebot. Der Witz in den Vergleichungen und ihrer Ausmalung nähert sich zuweilen der Grenze, wo die Manier beginnt, bleibt aber immer durch eine sehr bestimmte Linie von ihr geschieden. Höchst eigenthümlich ist die Auffassung des sinnlichen Elements. Das Feuer der Begierde in der Göttin, die nicht aufhört, den spröden Knaben zu bestürmen, wird durch alle Mittel der Poesie anschaulich gemacht; der Gluth ihrer Gefühle entspricht die Gluth der Farben, welche der Poet anwendet; wir glauben die liebeskranke, nach Befriedigung dürstende Venus, die nur Göttin zu sein scheint, um diese Qualen noch heftiger zu empfinden — wir glauben sie vor Augen zu sehen, so sehr ist Alles zugleich hohe Steigerung und Natur. Und so hoch die Flamme der Begierde auch auflodert, wie heiß das Blut auch kocht, bei allem unerschöpflichen Reichthum an überraschenden Bildern die Leidenschaft zu malen — wenn man etwa zwei Stanzen Within this limit etc. und Now is she in the very lists etc. ausnimmt — kein Bild, keine Schilderung, welche die Sittsamkeit, die nicht Prüderie geworden ist,

beleidigen. Welches ist nun aber die eigentliche Bedeutung, der tiefere Sinn des Ganzen? Die höchste Schönheit geht an und in der Sprödigkeit zu Grunde, so zu Grunde, daß ihr Untergang erst alles irdische Liebesleid erzeugt; aber der Rausch und Taumel der Sinnlichkeit, die nur genießen will, vergiftet nicht minder die echte Liebe. Das spricht Adonis, wie er sich endlich aus den Umarmungen der Göttin loswindet, um den Eber, der ihm den Tod bringen soll, zu jagen, aus in den schönen Stanzen:

Call it not love, for love to heaven is fled,
Since sweating lust on earth usurp'd his name,
Under whose simple semblance he has fed
Upon fresh beauty, blotting it with blame;
  Which the hot tyrant stains, and soon bereaves,
  As caterpillars do the tender leaves.

Love comforteth like sunshine after rain,
But lust's effect is tempest after sun;
Love's gentle spring doth always fresh remain:
Lust's winter comes ere summer half be done.
  Love surfeits not; lust like a glutton dies:
  Love is all truth; lust full of forged lies.

Aber — dies sagt uns zugleich das Gedicht — wer nicht den Muth hat, der irdischen Schönheit ganz ins Antlitz zu sehen, sie zu fassen und zu malen, der hat auch nicht das Recht, die Sinnenlust, welche sie befleckt, zu verdammen. — Der würde gröblich irren, der diese Auffassung für eine zufällig diesem Stoff entnommene hielte, die morgen einer andern, aus einem andern Gegenstande abgeleiteten Platz machen könnte, wie ein Dichter bald die bald jene Seite eines Gegenstandes herauskehrt. Nein! Es ist der Sinn, in welchem der Dichter in allen seitdem

geschriebenen Dramen die Liebe faßt und darstellt. In Venus und Adonis hat er eine sittliche Ueberzeugung niedergelegt, zu der er höchst wahrscheinlich an einem Wendepunkte seines innern Lebens gelangt ist. Um es beiläufig zu sagen: dieses wirft auf Dunkelheiten in den Sonetten Licht, was auszuführen hier nicht der Ort ist.

Von der Bühne hielt Shakspeare's strenge Muse Alles, was wider wahre Sitte und Zucht läuft, fern *). Leider

---

*) Es macht unsrer auf ihre Sittlichkeit so stark pochenden Zeit wenig Ehre, daß sie für die Jugend eine castrirte Ausgabe des großen Dichters — den sogenannten Family-Shakspeare — zurechtschneidet. Schwerlich kann die Erziehungskunst eine beißendere Satire auf sich selbst schreiben, als wenn sie von einigen Derbheiten, freien Scherzen und Zweideutigkeiten, Befleckung der Einbildungskraft und ernstliche Gefahr für die guten Sitten fürchtet. Wer einer Vertheidigung Shakspeare's über diesen Punkt bedarf, lese was der Pfarrer Rietmann in dem schönen Büchlein „Ueber Shakspeare's religiöse und ethische Bedeutung" S. 182 fg. gesagt hat. Er führt unter Anderm Rousseau's Ausspruch an, daß in den verdorbensten Ländern die Ausdrücke am gewähltesten und die Ohren am strengsten sind. — Dasselbe sagt Lessing (in dem im 22sten Theile der sämmtlichen Schriften vom Bruder mitgetheilten Stücken aus dem theatralischen Nachlaß unter der Rubrik Delicatesse, bei Lachmann Bd. XI. S. 174.): „Eine allzu zärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, ist nicht immer ein Beweis eines lautern Herzens und einer reinen Einbildungskraft. Sehr oft sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in Einer Person. Nur weil sie sich dieses zu sehr bewußt sind, nehmen sie ein desto züchtigeres Aeußerliches an. Durch nichts verrathen sich aber dergleichen Leute mehr, als dadurch, daß sie sich am meisten durch die groben plumpen Worte, die das Unzüch-

dachten viele seiner Nachfolger anders. Die Zuchtlosigkeiten, welche Fletcher sich erlaubt, bezeugen nicht nur ein tief gesunkenes Schicklichkeitsgefühl, sondern auch eine stark angefressene Moral, was leider für die Puritaner ein Anlaß wurde, gegen das Schauspiel überhaupt zu wüthen. Mit der Wiederherstellung der Bühne unter Karl **II.** trat auch das Unsittliche wieder hervor, bis die Reaction gegen die Freigeisterei und der Schaden, den sie den sittlichen Grundsätzen zu thun schien, auch in der Poesie Anlaß zu einer keuschern und decentern Haltung wurde.

Indeß hatte sich in Frankreich ein so weit verbreitetes Wohlgefallen am Ueppigen und Unzüchtigen eingestellt, daß Lessing in einer 1751 geschriebenen Beurtheilung (Bd. III. S. 204. Lachm.) fragen konnte: „Durch welches Verhängniß geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieser Seite einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron haben Alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines Davids wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus ekel sein würden." Die Stärke dieses letzten Ausdrucks zeigt schon, daß Lessing nicht alle und jede

---

tige geradezu ausdrücken, beleidiget finden lassen, und sich weit nachsichtiger gegen die schlüpfrigsten Gedanken zeigen, wenn sie nur in keine unanstößige Worte gekleidet sind." Hoffentlich zieht hieraus nicht in einem spätern Jahrhundert Einer beim Anblick eines Familien-Shakspeare einen Schluß auf die Beschaffenheit unserer Tage.

Freiheit dieser Art verdammen wollte. Er dachte über den Punkt damals schon gerade so, wie in der eben in der Anmerkung angeführten Aeußerung. Zum Beweise diene eine Bemerkung in den 1750 herausgegebenen Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters über die unkeuschen Stellen im Plautus. „Ich weiß nicht — lautet sie — mit was für einem Recht man die oft erzwungene Fertigkeit bei Anhörung gewisser Worte, bei Erblickung gewisser Gegenstände roh und unwillig zu scheinen, unter die Tugenden setzen kann. Die Schamhaftigkeit in diesem Verstande ist oft nichts als die Schminke des Lasters."

Ganz anders verhält es sich mit den französischen Autoren, von welchen Lessing in jener Stelle spricht. Auf sie läßt sich anwenden, was Schleiermacher in den Vertrauten Briefen über die Lucinde von manchen Darstellungen der sinnlichen Liebe sagt, daß sie nämlich nichts aus ihr zu machen wüßten, als „geistlose und unwürdige Libertinage, die sich rühmt, einen thierischen Trieb etwa bis zur Höhe der Kochkunst hinauf verfeinert und humanisirt zu haben." Es gab nun unter jenen Schriftstellern solche, welche die Kunst in dieser Gattung der Gourmandise beiläufig und wie ein Nebengeschäft trieben, andere fanden ihren Lebensberuf darin. Zu den letzteren gehört der sich über jene Kunst mit der meisten Fülle ergießende jüngere Crebillon. Die Brühen, die er, um im Bilde zu bleiben, über die Schüsseln seiner breit ausgesponnenen Geschichten gießt, Unterredungen nämlich zwischen den auftretenden coquetten und preciösen Weibern und ihren Buhlern, wo die Lüsternheit sich in einem fortgesponnenen Gewebe zweideutiger Anspielungen gefällt — diese Brühen sind matt und fade. Und doch müssen wir leider gerade

in der Schilderung dieser Situationen Crebillon als den Schriftsteller erkennen, der die bodenlos verderbte vornehme Welt Frankreichs nach dem Leben copirte, und dadurch, wie manche andere Verfasser von Romanen und Märchen, die Memoiren als Quellen der Sittengeschichte ergänzt. Noch eine Note tiefer stehen Bücher, welche schon ganz nahe an die heillosen, ekelhaften Producte grenzen, in welchen Bilder der schmutzigsten Art, von der letzten Hülle entkleidet, zur Schau gestellt werden, um zur Wollust zu reizen und zu stacheln. Unter den modernen Völkern hat keines so viele Schriften dieser Art hervorgebracht als das französische.

Von diesen Erzeugnissen äußerster Schande haben wir uns zum Schlusse dieser Uebersicht noch einmal zur wirklichen Litteratur zu wenden, um in der englischen in Wielands Jugendzeit den Humor in der Behandlung des sinnlichen Elements durch einen genialen Schriftsteller erst in seine wahren Rechte eingesetzt zu sehen. Auch das Keckste und Ausgelassenste, was Sterne hier wagt, läßt sich durch den Standpunkt, von dem aus er Welt und Menschen betrachtet, rechtfertigen. Wenn er als ein den Humor auf seine wahre Höhe bringender Schriftsteller seine Personen durch diesen Trieb in komische Lagen bringt, kann er den Contrast zwischen der höhern Natur des Menschen und des Thierischen in ihm nur unendlich belachenswerth finden. Denkt er sich, daß der Leser deswegen einmal eine ernste Frage an ihn richtet; was kann er da antworten, als daß dieser Contrast — der zwar überwunden, aber nicht vernichtet werden kann — ernst angesehen zu einem bedauernswerthen Räthsel wird? Darum ist es gewiß kein bloßer Zufall, wenn dies gerade im Schluß-

capitel des Tristram Shandy der Betrachtung des Lesers nahe gerückt wird, indem es dort von der Erzeugung des Menschen heißt: I think and do maintain it to be a pity that it should be done by means of a passion which bends down the faculties and turns all the wisdom, contemplations and operations of the soul backwards; a passion which couples and equals wise men with fools, and makes us come out of our caverns and hiding-places more like satyrs and four-footed beasts than men.

Und nun, da Theorie und Geschichte der Poesie uns den Maßstab an die Hand gegeben haben, werden wir zu einem ausreichenden Urtheil über Wielands Verhalten gelangen.

Zuerst wird man jetzt, meine ich, zugeben müssen, daß Schillers Anklage eine viel zu allgemeine ist, um eine treffende sein zu können. Sein Verwerfungsurtheil kann sich nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen nur darauf gründen, daß Wielands Gemälde unter die Kategorie der kalten und leeren fallen, die das Herz ausschließen. Nun hat aber Wieland wenigstens die entschiedene Absicht gehabt, den sinnlichen Trieb durch das Hineinspielen des Herzens zu retten und zu adeln. Der Kritiker hat dies Streben ohne Zweifel für ein ganz mißlungenes gehalten. Aber das Wie und Warum dieses Mißlingens hätte er durch eine näher eingehende Vergleichung mit der Poesie, die er billigt, zu erhärten gehabt.

Ergänzt wird Schillers Kritik, wenn auch nicht in seinem Sinne, einigermaßen durch Schleiermacher in den

Vertrauten Briefen über Lucinde (Philos. Schriften Bd. I. S. 478 fg.). Es wirft dieser Wieland dort zuerst vor, er gehe darauf aus, die Lust, die erste sinnliche Empfindung, zu beschreiben, die doch gar nichts Darstellbares sei. Damit verwandele er sich aus einem Dichter in einen Redner, der unmittelbar Gemüthsbewegungen hervorbringen will, damit ihm der Leser von innen heraushelfe. — Dies ist eine ganz richtige, tief gehende Bemerkung. Sie trifft Wieland nicht bloß als Maler der Sinnlichkeit, sondern als Dichter überhaupt. Unrecht thut Schleiermacher ihm aber durch eine zweite Ausstellung, in welcher er ihn sogar noch unter Crebillon und andere Schriftsteller dieser Art setzt. „Diese Leute, sagt er, ignoriren den geistigen Bestandtheil der Liebe gänzlich; Wielands Subjecte sind fast niemals rein sinnlich, sie müssen sich wenigstens immer etwas einbilden von anderen Gefühlen, und sein bester Spaß ist, sie darüber auszulachen." — Daß sie sich aber solche Gefühle bloß einbilden, ist für einen guten Theil der Wielandschen Personen eine bloße Voraussetzung des Kritikers, an welcher der Dichter, seiner Absicht nach wenigstens, unschuldig ist, und da, wo er Leute über ihre Gefühle auslacht, lacht er nicht, weil sie sie haben, sondern weil sie unklar darüber sind. Und lacht er sie denn nicht auch aus, wenn sie in die Stricke der Sinnlichkeit fallen? Ich meine, sogar noch stärker. Die Frage wäre also nur die, ob das Lachen hier und dort ein recht gründliches ist, mit anderen Worten, ob Wieland das Verhältniß auf eine großartig humoristische Weise aufgefaßt hat. Dies ist nun allerdings nicht der Fall. Es verhinderten ihn daran der lehrhafte Ernst, mit welchem er den Punkt vom Ausreichen menschlicher Tugend als ein Glied in seinem mo-

ralischen Lehrgebäude behandelt, und seine Schwankungen darüber. Damit bleibt aber die Frage nicht mehr die nach der Zulässigkeit seiner sinnlichen Schilderungen, sondern ist auf ein ganz anderes Gebiet übergegangen, wo wir ihr noch öfters begegnen werden.

Ich komme zum Ergebniß, welches nicht für alle derartigen Producte unseres Dichters dasselbe sein kann, denn auch hier herrscht bei ihm, wie in manchen anderen Stücken, so viele Ungleichheit, daß man immer in Gefahr ist, im Loben oder im Schelten zu weit zu gehen, wenn man für Alles denselben Maßstab hat.

Naive Auffassung darf man hier so wenig als auf irgend einem andern Gebiet von ihm erwarten; in der humoristischen aber ist ihm Einiges gelungen, was den Anforderungen an diese Empfindungsweise vollkommen entspricht, vor Allem das dem Don Sylvio eingeschaltete Märchen „Prinz Biribinker“. In der Stilart hat er sich zwar an Crebillon gehalten, aber er übertrifft den Meister bei weitem. Bei allen Frivolitäten, welche diese Feengeschichte enthält, überwiegt echter Humor so, daß es zu einer wirklichen Verletzung des sittlichen Gefühls nicht kommen kann. Mit der Schwäche des Prinzen, die keiner an ihn herantretenden Verlockung widersteht, kann man es in dem tollen Treiben der maßlos spielenden Phantasie unmöglich ernst nehmen.

Auch in dem Idris, wo dem Dichter Ariost als Muster vorleuchtete, kann man sich mit den üppigen Schilderungen aussöhnen, weil in dem Wunder- und Zauberlande, in welchem das Gedicht spielt, die sinnliche Natur in jeder

Richtung stärker, reizbarer, entzündbarer auftreten darf, als in der engbegränzten Wirklichkeit. Indeß tritt die lehrhafte Absicht, welche der Poet hier verfolgt, zu reflectirend auf, als daß man diese Gemälde mit derselben Unbefangenheit betrachten könnte, wie im Biribinker, zumal sie ausgeführter sind. Demselben Tadel unterliegen auch die sinnlichen Gemälde im Neuen Amadis. Doch gereicht ihnen der humoristische Zweck dieses Gedichts zur Entschuldigung.

Aber die Komischen Erzählungen sind unter keinem Gesichtspunkte zu retten. Sie sind, wie oben bemerkt ist, von Wieland in der Absicht geschrieben, seiner alten Richtung einen entschiedenen Abschiedsbrief auszustellen, und den Verurtheilern sinnlicher Empfindungen einen recht derben Possen zu spielen, und dies hat ihm alle Besonnenheit und alle Haltung geraubt. Die wollüstigen Bilder und Anspielungen sind schon schlimm genug, aber an sich nicht einmal so schlimm, wie der Mißbrauch des Stoffs. Mag die Quelle der zahllosen Liebesabenteuer der griechischen Götter und Göttinnen in der Anschauung von Kräften der Natur, deren Personificationen sie waren, zu suchen sein, oder in rein persönlichen Beziehungen; in jedem Falle müssen sie in ihrem Ursprung als naive Auffassungen der natürlichen Triebe betrachtet werden. Später kommen Schalkheit, Humor, Parodie, und klopfen an, aber leise; erst beim völligen Fall des Glaubens an die Wirklichkeit der Olympier tritt die volle Verspottung ein, wie wir sie im Lucian in großer Fülle finden. An Lucian will Wieland sich anschließen, aber seine grobe Versündigung an den Mythen hat der Grieche nicht auf seinem Gewissen. Bei Wieland wird der sinnliche Trieb zu lüsternem Kitzel,

der Verfeinerung sein soll, aber eine arge Vergröberung ist, von der ein gesunder Sinn sich mit Widerwillen abwendet. Mit welcher berechneten Absichtlichkeit Wieland hier die Farben stark aufträgt, und wie er dadurch den Stoff und die Poesie verdirbt, zeigt der Zusatz zum Urtheil des Paris am Schlusse des Gedichts. Mit dem zugesagten Besitz der Helena ist Paris nicht zufrieden, Venus muß sich zur Gewährung der letzten Gunst entschließen, wenn sie den Apfel haben will. Und mit dieser Erfindung, welche Paris zu einem verderbten Wüstling und Venus zu einer gefälligen Schönen von gewöhnlichem Schlage macht, und welche den Sinn der Fabel ganz aufhebt, weiß Wieland sich so viel, daß er schon in den einleitenden Versen darauf hinweis't:

Freund Lucian, der Spötter, sagt uns zwar
Von diesem Umstand nichts; doch wär' er auch nicht wahr,
So macht er doch dem Witz des Richters Ehre.

Aber wahrlich nicht dem Gefühl des Erfinders! Wie viel besser hätte Wieland gethan, von seinem Lucian zu lernen, daß auch die Parodie nicht über gewisse Grenzen hinausgehen dürfe, wenn sie nicht geschmacklos werden und sich selbst zerstören soll *).

---

*) Es ist, als ob Wieland einen reuigen Rückblick auf die Komischen Erzählungen werfe, wenn er in der Vorrede zu den Göttergesprächen im 2ten Bde. seines verdeutschten Lucian es diesem zur Ehre rechnet, daß er „bei so vielen Versuchungen zum Muthwillen, seinen Witz und seine Einbildungskraft ziemlich scharf im Zügel gehalten hat, daß er seinen Göttern nie Unrecht thut, ihnen nichts nachsagt, was er nicht mit guten Zeugnissen aus ihren Geschichtschreibern oder aus den von ihnen selbst begeisterten Sängern hätte belegen können." Von Allem,

Das wäre ziemlich der ärgste Flecken in den Komischen Erzählungen, wenn sie immer die Gestalt gehabt hätten, in der sie jetzt in den gesammelten Werken gelesen werden. Aber in der ersten Ausgabe von 1765 und in der zweiten von 1768 sieht es beträchtlich schlimmer aus. Die Erzählung „Diana und Endymion" oder wie sie damals hieß „Endymion" endete dort nicht mit der Hinweisung auf das, was Penia in Plato's Gastmahl thut. Sie enthielt 76 Verse mehr, in welchen Diana zu einer gemeinen Lustdirne herabsinkt. Ein Faun hat sie in Endymions Armen beschlichen, und verlangt als Preis für sein Schweigen das Aeußerste.

Was soll sie thun? Hier ist die Antwort schwer.
Dem größern zu entgeh'n ein kleiner's Uebel leiden?
Um bösen Ruf und Aergerniß zu meiden,
Erlaubt Caramuel wol mehr.

Noch viel weiter hatte sich Wieland von der Begier mit recht grellen und dick aufgetragenen Farben zu malen in der nachher ganz gestrichenen Erzählung „Juno und Ganymed" fortreißen lassen. Er selbst verurtheilte sie später so, daß er in der oben angeführten Unterredung mit Bötticher von ihr sagt, sie habe „teuflische Caricatur und Bordellcharakter". Die Ausdrücke waren vielleicht nicht buchstäblich so, aber stark genug mögen sie gewesen sein, und nicht mit Unrecht. Ja, was dieses Product besonders widerwärtig macht, ist darin nicht einmal angedeutet. Es sind unaufhörliche heillose Anspielungen auf die Knabenliebe, die im Munde eines modernen, und zu-

---

was Wieland hier lobt, hat er in den Komischen Erzählungen das Gegentheil gethan.

mal eines deutschen Dichters Ekel erregen und Entrüstung. Jupiter überrascht die Gemahlin mit dem Liebling, und das Ganze schließt ungefähr wie eine der verrufensten, das Gefühl vielleicht am meisten verletzenden Novellen des Boccaccio *).

Der oben erwähnte Recensent der Komischen Erzählungen in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften zieht eine abstracte, ganz falsche Grenze zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten, indem er jenem das zuweis't, was im natürlichen Zustande ohne Verbrechen geschehen kann. Das heißt: alle Lüsternheit und Ueppigkeit ist erlaubt, wenn die Heiligkeit des Ehebandes geschont ist. Danach findet er mit Beziehung auf Juno und Ganymed Wieland weit unmoralischer als Rost. Das Urtheil hätte vielmehr so fallen müssen, daß Wieland raffinirtere Verderbtheit schildert, aber nie fähig gewesen wäre, Sinn und Geschmack des Lesers durch eine so plump-zotenhafte Geschichte zu beleidigen, wie Rost im „Zeisignest" gethan hat. Wenn aber derselbe Recensent von Juno und Ganymed sagt, das Gedicht überschreite so alle Grenzen der Sittlichkeit, daß es kaum einem heidnischen Dichter zu vergeben sein würde, so drückt er damit die Empfindung aus, die man bei allen Bessern seiner Zeitgenossen wol voraussetzen darf.

So wenig der Ausleger der Alten sich des Geschäfts, Obscönitäten zu erklären, entschlägt — und sehr ehrbare

---

*) Giorn. V. Nov. X. Und dieser empörende, verdeckt angedeutete, aber nur zu deutliche Schluß gehört dem Italiäner an. In den Metamorphosen des Appuleius, aus deren 9tem Buche die Erzählung genommen ist (Vol. I. p. 207. Bip.), schließt sie schlimm genug, aber lange nicht so schlimm.

haben sich ihm unterzogen —, so wenig kann der Litterarhistoriker die Berührung mit solchen Unsauberkeiten scheuen, wenn dadurch Licht auf litterarische Zustände fällt. Und dies ist hier der Fall. In einer Zeit, wo, trotz Klopstocks und seiner Schule Gegenwirkung, die Gebildeten durch tägliche Lectüre der Franzosen an schlüpfrige Poesien nur zu gewöhnt waren, würden die Komischen Erzählungen nimmermehr so viel Aufsehen gemacht und so viele Mißbilligung erfahren haben, wenn sie nur das enthalten hätten, was jetzt die habhaften Ausgaben darbieten, obschon sie auch in dieser Gestalt ihren Charakter nicht verläugnen.

Daß Wieland, seitdem er jene mißlungene Vertheidigung in den Unterredungen mit dem Pfarrer für nöthig gehalten hatte, sich ungleich weniger frivol zeigt, ist schon oben bemerkt. Auch das verdient hervorgehoben zu werden, daß die Scheu, die Linie des Anständigen zu überschreiten, ihn sogar in seinen Uebersetzungen der Alten man kann sagen übermäßig schüchtern gemacht hat. In der Uebertragung der Satiren des Horaz, die 1786 erschien, läßt er die größere Hälfte der zweiten Satire des ersten Buches weg, und entschuldigt dies mit der „Rücksicht auf Das, was ein Schriftsteller unserer Zeiten der Ehrbarkeit und Anständigkeit schuldig ist.“ — „Weder unsere Sitten noch unsere Ohren, sagt er, würden diesen Grad von altrömischer Freiheit und die etwas cynische Laune, welcher Horaz hier den Zügel schießen läßt, ertragen können; wiewol ich versichert bin, daß niemand an Mäcens Tafel saß, dem der Witz und humour in diesem ganzen Stück eine Schamröthe abgejagt hätte.“ — Und hat doch Voß, derselbe Voß, welcher Wieland wegen der

Gedichte der sechziger Jahre so zürnte, geglaubt, daß unsere Sitten und unsere Ohren die Horazische Freiheit gar wol ertragen könnten. Er hat jene Satire ganz, nur mit Ausnahme von ein paar Ausdrücken, vollkommen treu übersetzt, und Andere sind ihm darin nachgefolgt. Haben nun Wieland und Voß etwa die Rollen getauscht? Keinesweges. Was Jener gestattet und Diesen früher aufbringt, ist die verschleierte Lüsternheit; was Dieser für unbedenklich hält, und Jener ängstlich vermeidet, ist der unumwundene Ausdruck des Natürlichen und seiner Triebe. Daß Wieland indeß doch recht gut fühlte, welche Art die richtige sei, geht aus einer merkwürdigen Mittheilung Böttigers zum J. 1799 hervor (Litt. Zust. Bd. I. S. 238.). — Es äußert hier Goethe gegen Wieland, die ursprüngliche vis comica liege in den Obscönitäten und Anspielungen auf Geschlechtsverhältnisse, und könne von der Komödie gar nicht entfernt gedacht werden. Darin stimmt Wieland vollkommen ein. „Darum, sagt er, haben wir eigentlich gar kein Lustspiel mehr, und es ist auch wahr, daß selbst der strengste, ernsthafteste Mann, sobald er es unbemerkt thun darf, bei einem glücklichen Einfall aus dieser Fundgrube des Witzes, der den Bettler wie den König belustigt, seine Stirn entrunzelt, und daß diesem Universalmittel aus Demokrits Apotheke eigentlich kein Sterblicher widerstehen kann.“ Ich möchte nicht bezweifeln, daß diese Aussprüche im Ganzen treu wiedergegeben sind. Und wenn man das Uebermäßige und Ausschließliche, welches vertrauliche Aeußerungen so oft enthalten, abrechnet, laufen sie auf die oben erwähnte erstaunliche Anziehungskraft, welche dieses Gebiet auf den Humor ausübt, hinaus. Wie nun aber Goethe von der Freiheit,

die er nach der oben angeführten Aeußerung in Anspruch nimmt, in der Ausfüllung des Faust Gebrauch macht, ist Wieland empört *). Ob er Recht hat, diesen Cynismus, diese Aristophanischen Derbheiten in unsern Tagen für unerträglich zu halten — darauf kommt es hier nicht an. Aber das war sein früherer, und selbst damals noch nicht überwundener Irrthum, daß das sinnliche Element — dessen Gebrauch in der Poesie er für unentbehrlich hielt — bei ihm die Gestalt annahm eines steten Liebäugelns mit dem Begehrten als einem Verbotenen, wodurch er das Mark der Sittlichkeit verletzend berührte. Und da der Verstand daran noch mehr Antheil hatte als die Phantasie, wurde das Uebel um so größer.

Wäre ihm dieses nicht begegnet, hätte er die Sinnlichkeit rein als solche in ihrer Berechtigung hingestellt, würde man dies bei einem Schriftsteller, dessen Sittenlehre eine eudämonistische ist, vollkommen consequent finden, ja als einen nothwendigen Bestandtheil seiner Poesie anzuerkennen haben. Von der Seite eines solchen Zusammenhangs mit den moralischen Ueberzeugungen des

---

*) Als 1808 der erste Theil des Faust vollständig erschienen war, schrieb er an den Freiherrn von Retzer in Wien: „Ich bin begierig zu wissen, welche Sensation dieses excentrische Geniewerk zu Wien macht, und besonders wie Ihnen die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge gefallen wird, worin unser Musaget mit dem berühmten Höllen-Breugel an diabolischer Schöpfungskraft, und mit Aristophanes an pöbelhafter Unflätherei um den Preis zu ringen scheint. ... Man muß gestehen, daß wir in unsern Tagen Dinge erleben, wovon vor 25 Jahren noch kein Mensch sich nur die Möglichkeit hätte träumen lassen. Vous voyez qu'à présent il n'y a qu'à oser pour réussir." (Samml. v. L. W. Bd. II. S. 81.)

Dichters betrachtet Goethe seine Neigung zu diesen Darstellungen, wenn er (Rede zum Andenken Wielands Bd. XXVII. S. 423.) seine Sinnlichkeit eine „sittliche" nennt.

3. Wieland im Kampfe gegen Enthusiasmus und Schwärmerei.

(Zu S. 13.)

Wieland hatte eine äußerst reizbare und bewegliche Natur, er wandte sich rasch von Einem zum Andern, er gab sich leicht Eindrücken, die von außen kamen, hin. Im Charakter und Ton seiner Werke sind solche Anregungen sehr bemerkbar, und zum Theil sind aus ihnen auch die Schwankungen in seiner Moralphilosophie, die sich durch sein Leben hinziehen, zu erklären. Dabei blieb, wie oben im Texte schon bemerkt ist, ihre allgemeine Grundlage seit dem Ende der zwanziger Jahre seines Lebens dieselbe; sie bildete den festen Kern seines geistigen Daseins. Darauf zielt Goethe, wenn er zu Eckermann (Th. I. S. 344.) sagt: „er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegt, was aber auf seinem Würzelchen immer fest bleibt" *). Klopstock, ungleich

---

*) Noch weiter in der Vertheidigung dieser Meinungsbeweglichkeit war Goethe in der Denkrede gegangen, wo es heißt (a. a. O. S. 439.): „Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig, und der Bewegliche wankelmüthig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, was er zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinn hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltig-

fester und consequenter, ruhend auf der einmal gefaßten Meinung, ist eben darum auch starr, beschränkt und abstoßend; Wieland ist in seiner leichten Beweglichkeit liebenswürdig, wie er es im Leben überhaupt war.

An seinen Schwankungen hatte großen Antheil ein Kampf in seinem Innern, der zwischen Verstand und Herz. Die Großheit und der Geistesschwung, welcher Beides verschmelzt, aus dem Menschen als Erzeuger seiner Werke und als Vollbringer seiner Thaten ein und dasselbe Ganze macht, fehlten ihm. So neigte er sich denn bei Entscheidungen, die er zu treffen hatte, bald dem reflectirenden Verstande, bald einer einzelnen Gemüthsrichtung zu. Die Ueberlegungen des Verstandes mischten sich in die Angelegenheiten des Herzens. Die Geschichte seiner früheren Liebesneigungen und seiner Freundschaften tragen davon die Spuren. Er schließt leicht Verbindungen, und scheint ganz befriedigt, ja entzückt; aber bei irgend einem Anlaß braus't er heftig auf und lös't das Band wieder. Der Verstand tröstet ihn, er findet, daß er sich getäuscht, die Bedeutung der Liebe oder Freundschaft überschätzt habe. Oft aber zeigen sich später Spuren, daß das Interesse doch ein tieferes war, als er selbst geglaubt oder sich überredet hatte. Es spiegelt sich dies ab in den Helden seiner Romane; es darf zu ihrem Verständniß nicht übersehen werden.

---

keit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen."

Auch sein Krieg gegen Schwärmerei und was er so nennt, der sich fast durch alle seine Schriften hindurchzieht, gehört theilweise zu diesen innern Kämpfen. Enthusiasmus und Schwärmerei betrachtet er, seitdem ihm seine Jugend als eine Zeit fortwährender Irrung erscheint, als seine gefährlichsten, weil verführerischsten Feinde. Es scheint, es sei ein Feind, der nur draußen steht, er ist aber auch in ihm. Von dem Gefühle, daß es so sei, leitet Goethe es sogar ab, daß man ihm die Tendenzen seiner Werke vergab. „Man verzieh, sagt er, dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.“ (Werke Bd. XXI. S. 68.).

Um die Zeit, wo er jenen Kampf begann und gefunden zu haben glaubte, daß Verspottung die wirksamste Waffe sei, deren man sich darin bedienen könne, schreibt er an Geßner (Nov. 1763. Samml. v. L. W. Bd. I. S. 6.): „Je mehr ich den Menschen und die Menschen in allerlei Gesichtspunkten und Umständen aus der Geschichte und meiner eigenen Erfahrung kennen lerne, je mehr werde ich in dem Gedanken unterhalten, daß die Keime vom Aberglauben und Enthusiasmus, wovon jener den pöbelhaften und thierischen, und dieser den edlern und bessern Theil des menschlichen Geschlechts charakterisirt, durch die albernen Einbildungen, die abenteuerlichen und übertriebenen Leidenschaften, die sonderliche Art zu denken und die ausschweifenden Entwürfe und Handlungen, die der letztere hervorbringt, und durch die leichtgläubige Einfalt, die Vorurtheile, den Eigensinn und die Brutalität, die eine Frucht des erstern sind, von jeher und noch immer einen

gewaltigen dégât im Gebiete der gesunden Vernunft und im gesellschaftlichen Leben gemacht haben. Schwärmerei und Aberglauben erstrecken ihren Einfluß auf alle Zweige des menschlichen Lebens; beide sind dem Menschen natürlich. ... Allein es ist doch allezeit für sehr nöthig und heilsam geachtet worden, über jene Triebfeder der großen Leidenschaften, und über diese plumpe vis inertiae der menschlichen Natur sich lustig zu machen. Der Scherz und die Ironie sind nebst dem ordentlichen Gebrauch der fünf Sinne immer für das beste Mittel gegen die Ausschreitungen von beiden angesehen worden, und in dieser Intention ist Don Sylvio geschrieben."

Diese Stelle enthält ein merkwürdiges Zeugniß über das Bewußtsein, mit welchem er seinen nunmehrigen Weg wählt und verfolgt, zugleich aber eine stille Vertheidigung für etwanige Reste der verurtheilten Stimmung in ihm. Schwärmerische Begeisterung entsprach einem Ton in seinem vielbesaiteten Innern, der von Zeit zu Zeit immer wieder durchklang, wenn auch schwach und nicht rein gestimmt. Der überlegende Verstand, der sich in dem Kampfe geltend machte, übertönte den Laut. Wurde dieser hin und wieder hörbarer, so glaubte der Dichter, es entschuldigen zu müssen. — Zuweilen bricht die Abneigung, oder der Vorsatz, sich darin zu befestigen, auch stärker durch. In einem Briefe an Sophie La Roche (ohne Datum, wahrscheinlich von 1768, bei Horn S. 84.) schreibt er: „Tout ce qui a l'air de l'enthousiasme pour la vérité et pour la vertu vous charme, et me revolte." In dieser leidenschaftlichen Uebertreibung zeigt sich, wie sehr er sich zu solchen Aeußerungen stachelt.

Er kann sich nicht verbergen, daß in diesem Kampfe gegen den Enthusiasmus auch wieder Schwärmerei steckt, und möchte sie als Schwärmerei für eine milde Gesinnung, für ein gewisses moralisches Halbdunkel angesehen wissen. An dieselbe Freundin schreibt er 1769 (Samml. v. L. W. Bd. I. S. 147): „Ich betrachte Alles, so viel ich kann, im mildesten Lichte, dans une sorte de Clair-obscur ou de Clair de lune, qui me cache bien des défauts et qui ne rend les beautés que plus touchantes que le jour céleste et éthéréen et toutes les idées sublimes, graves et sombres, qui s'y rapportent. J'y renonce pour ma part et pour cause. Je suis peut-être dans mes fantaisies et sentiments aussi idéal c'est à dire aussi fou que l'enthousiaste le plus décidé; mais ma folie me fait du bien an Seel und Leib et jamais de mal.“

In diesem unbestimmten Suchen nach dem wahren Wesen des Anti-Enthusiasmus, der ihm so wohl thut, glaubt er es etwas später im Geist des Komischen zu entdecken. In einer Stelle der 2ten Ausgabe des Agathon von 1773 (Bd. IV. S. 33.), die in der spätern wieder weggeblieben ist, meint er, die alten Perser hätten sich Ormuzd und Ahriman nicht als tödtlichere Feinde vorgestellt, als es der komische Geist und der Geist des Enthusiasmus sind. „Der enthusiastische Geist sieht Alles in einem strengen feierlichen Lichte; der komische Alles in einem milden und lachenden. Nichts ist dem ersten leichter, als so weit zu gehen, bis ihm Alles, was Spiel und Scherz heißt, verdammlich vorkommt: Nichts ist dem andern leichter, als gerade in demjenigen, was jener mit der größten Ernsthaftigkeit behandelt, am meisten Stoff zum

Scherzen und Lachen zu finden.“ Enthusiasmus war ihm also hier einerlei geworden mit übermäßig rigoristischer Moral; und nur weil der Schlag von Enthusiasten, der ihm am meisten zu schaffen gemacht hatte, und den er daher am meisten von sich abwehrte, eine solche Moral predigte und verlangte.

Zwei Jahre nachher, im Mercur von 1775 (4tes Quart. S. 151., abgedr. bei Gruber, Bd. XXXXVII. S. 187.), sieht die Sache ganz anders aus. Durch eine neue Begriffsbestimmung sucht er einzulenken. In dem Zusatze, den er zu dem Aufsatze eines Andern über Schwärmerei macht, will er zwischen Schwärmerei und Enthusiasmus so unterscheiden, daß beide Erhitzungen der Seele seien, aber bei der Schwärmerei geschehe sie durch Gegenstände, die entweder gar nicht in der Natur sind, oder wenigstens das nicht sind, wofür die berauschte Seele sie ansieht — beim Enthusiasmus geschehe sie durch unmittelbares Anschauen des Schönen und Guten, Vollkommenen und Göttlichen in der Natur und unserm Innersten, ihrem Spiegel; Schwärmerei sei also Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber, Enthusiasmus ihr wahres Leben.

Damit scheint also der Enthusiasmus vollkommen gerettet und in seine Rechte eingesetzt; aber es scheint nur so. Denn die Grenzlinie ist nichts weniger als scharf gezogen; es fragt sich immer, ob die Augen, welche gewisse Dinge nicht sehen, auch scharf genug sind, um auf ihr Zeugniß hin die Nichtexistenz dieser Dinge anzunehmen. Der Wandsbecker Bote hat in dem Gespräche mit dem Vetter über Schwärmerei ein treffendes Bild. Ein Soldat im belagerten Gibraltar, der, begierig nach Westen, woher die Rettung kommen sollte, schauend, sich eingebildet hätte,

die hülfreiche Flotte zu sehen, die doch nicht da war, wäre ein Schwärmer gewesen, auch wenn er sich einen Anhang gemacht hätte; der sie aber wirklich gesehen, weil seine Augen weiter trugen, als die der übrigen Garnison, wäre keiner gewesen, auch wenn diese ganze Garnison mit allen ihren Führern ihm nicht geglaubt hätte, weil sie nichts gesehen.

Was hier in Bezug auf philosophische und religiöse Ueberzeugungen gesagt ist, findet seine Anwendung auch in der Poesie. Der scharfblickende Dichter sieht auf dem Gebiete des Geistes wirklich vorhandene Dinge, die er in Gestalten anschaulich macht; der blödsichtige hält sie für Wahnbilder einer erhitzten Fieberphantasie. Wieland hatte etwas von dieser Blödsichtigkeit, und er verstärkte sie mit Absicht. Weniger fast aus Mangel an Sehkraft als in der Besorgniß vor einem Rückfall, erklärte er Manches, was er nach seiner eigenen Definition für Erzeugniß des Enthusiasmus hätte halten müssen, für Schwärmerei, mißverstand darin gerade die besten seiner Lieblingsschriftsteller, und brachte dadurch in manche seiner Dichtungen falsche Tendenzen und falsche Färbungen.

Es scheint fast, als ob nach jener Erläuterung im Mercur Zweifel in ihm aufgestiegen seien, ob er damit dem Enthusiasmus nicht schon zu viel eingeräumt habe. Denn schon im nächsten Bande dieser Zeitschrift (S. 82.) tritt er mit der Frage auf: „Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? Und, in welchen Schranken müßten sich die Anti-Platoniker und Luciane halten, um nützlich zu sein?“ Also durch Bemühungen auch ge-

gen den Enthusiasmus kann möglicherweise Gutes gestiftet werden.

Lessing fühlte sich angeregt, auf diese Frage einzugehen, aus einem Grunde, der in der Ueberschrift seiner darüber entworfenen Gedanken: „Ueber eine zeitige Aufgabe“ ausgedrückt ist. Eine Aufgabe der Zeit, sagt er zur Erklärung, ist eine, welche zu gegenwärtiger Zeit auf dem Tapete ist, unter einer zeitigen möchte er verstanden wissen, was der gegenwärtigen Zeit besonders angemessen und zur Entscheidung reif ist *). Er behielt den Aufsatz indeß doch im Pulte; erst ziemlich lange nach seinem Tode, 1795, wurde er vom Bruder veröffentlicht (Leben Th. II. S. 148. und daraus Lachmann Bd. XI. S. 461.). Wenn Wieland ihn schon damals hätte lesen können, würde er nicht sonderlich erbaut davon gewesen sein. Um streng bei der Sache bleiben zu können, thut Lessing, als ob er nicht wüßte wer die Frage aufgeworfen (Wieland hatte seinen Namen nicht hingesetzt). Er fängt damit an, nachzuweisen, welche große logische Fehler, welche Verwirrung schon in der Stellung, in den Ausdrücken der Frage stecken. Auf seine merkwürdigen Schlußfolgerungen kann ich hier nicht eingehen; es würde viel zu weit führen. In einer andern Beziehung werde ich in einem folgenden Excurse auf den Aufsatz noch zurückkommen.

„Lucianische Geister — läßt Lessing einfließen — sind nicht selten selbst Enthusiasten.“ Und das trifft bei Wie-

*) Die Einleitungszeilen, in welchen Lessing diese Unterscheidung macht, fehlen bei Lachmann, ohne Zweifel aus einem Versehen, wie es in dieser Musterausgabe sonst wol nicht vorkommt.

land vollkommen zu. Er betrieb, was er im Sinne Lucians, oder, wie er es in der Frage ausdrückt, als Anti-Platoniker, that, enthusiastisch. Aber er war es auch noch in einem andern Sinne, wenn er sich seinem natürlichen poetischen Triebe überließ, und die Einwendungen des reflectirenden Verstandes vergaß oder vergessen wollte. — Er war also dem, wogegen er kämpfte, doppelt unterworfen.

Die größte Befriedigung aber gewährte es ihm, wenn er seine Feder mit seinen Grundsätzen in voller Uebereinstimmung fand, wenn sie dem diente, was er für seinen höchsten Beruf hielt, die Schwärmerei lachend und spottend zu bekämpfen. Fünf und zwanzig Jahre, nachdem er sich in jenem Briefe an Geßner über Aberglauben und Enthusiasmus ausgesprochen hatte, kam er (1788) in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Lucian auf diesen Gegenstand zurück; indem er aber hier wohlbedächtig statt Enthusiasmus den Ausdruck Schwärmerei wählt, ist er bittrer dagegen. Mit der sichtlichsten Beziehung auf seine eigene Zeit schildert er die des Kaisers Hadrian, in welcher „der bequeme Mittelstand zwischen Skepticismus und Leichtgläubigkeit herrschte, wo man Alles bezweifelt, was man glauben und Alles glaubt, was man bezweifeln sollte“, um daran die Vertheidigung des Lucian zu knüpfen, welcher „den Entschluß faßte, den taumelnden Genius seiner Zeit mit den einzigen Waffen, die er fürchtet und gegen die ihn seine bezauberte Rüstung nicht schützen kann, mit dem witzigen Spotte des kaltblütigen Menschenverstandes zu bekämpfen.“ Gruber hat Recht zu sagen, daß Wieland in dieser Apologie für Lucian seine eigene geschrieben hat.

4. Wielands vorzüglichste Lieblingsschriftsteller.

(Zu S. 14.)

Die Griechen und Römer.

Wir haben gesehen, daß Xenophon bei Wieland einmal an Plato's Stelle getreten war. Aber einen so bereitenden Platz unter seinen Mustern konnte jener Schriftsteller nicht lange behaupten. Nachdem die Uebergangsperiode zu Ende ist, tritt er zurück. Wieland braucht dann energischere Nahrung. Das wird man ihm überhaupt nicht vorwerfen können, daß ihm das Laue und Matte jemals genügte.

Vor den erhabenen Geistern der Mittagshöhe des griechischen Alterthums, Aeschylus, Sophokles, Pindar, beugt er sich, ohne sich zu ihnen hingezogen zu fühlen; schon viel näher steht ihm Euripides, kein Dichter dieser Zeit ist ihm aber so viel werth wie Aristophanes. Es scheint allerdings, als ob er nur für die unerschöpfliche Fülle seines Witzes, Scherzes und seiner satirischen Laune, für die Genialität seines Muthwillens Sinn gehabt hätte, nicht für die Großheit der Weltbetrachtung, die ihm das Ernsteste und Erhabenste unterthänig machte, noch für die Tiefe seines Kunstverstandes. In einem Sendschreiben an Voß (im Mercur von 1793, bei Gruber Bd. XXXXVI. S. 85.) nennt er die Komödien des Aristophanes „Possenspiele — freilich Possenspiele eines Mannes von Genie, der in seiner Art so einzig war wie Shakspeare in der seinigen — so voller Witz und Laune, als keine andern Producte des Witzes und der Laune, aber doch Possenspiele — Caricaturen, wie sie nur eine Meisterhand zeichnen konnte, aber doch Caricaturen.“ Aber auf einen allmälichen Wandel der Meinungen, der sich zu förmlichen

Widersprüchen steigert, muß man bei Wieland gefaßt sein. Als er im nächsten Jahrgang des Mercur seine Uebersetzung der Acharner erscheinen ließ, setzte er ihr eine Einleitung vor, in welcher dieses Stück keineswegs als ein Possenspiel behandelt, sondern eine auf einen sehr ernsthaften Zweck abzielende Komödie genannt wird, zu dessen Erreichung Alles mit einem hohen Grade von Verstand, Feinheit und Gewandtheit angelegt sei.

Zu entfernt stand bei dem Allem dem deutschen Dichter die Weltansicht des großen griechischen Komikers, als daß er sich ihm hätte verwandt fühlen können wie dem Horaz und Lucian. Bei diesen lockte ihn Alles: die Verfeinerung der Sitten und Bildung, in deren Mitte sie lebten, die Mäßigkeit im behaglichen Lebensgenusse, die sie einschärften, die reiche Laune, mit der sie die Verderbniß und Schlechtigkeit ihrer Tage verspotteten und züchtigten. Beide sind nachdrücklicher, präciser, abgerundeter als Wieland, und treten den Gebrechen, die sie geißeln, bestimmter und muthiger entgegen. Aber wie viel einfacher und schärfer gezeichnet ist nicht auch die Stellung eines Schriftstellers selbst in diesen späten Jahrhunderten des Alterthums gegen die eines modernen im achtzehnten! Nächst ihnen sah Wieland unter den Alten am meisten in Cicero einen Geistesverwandten. Große Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Geistes ohne Tiefe, Vielseitigkeit der Interessen, Philosophie weit mehr des Dilettanten als des Forschers, unermüdliche litterarische Thätigkeit, die glücklichste Raschheit im Entwerfen wie im Ausführen, Gewandtheit, Leichtigkeit, Popularität, eine reiche Ader von Witz und Laune — das sind Aehnlichkeiten genug zwischen Wieland und dem S c h r i f t s t e l l e r Cicero, um die

Anziehungskraft, welche dieser auf jenen übte, zu erklären. Daß er sich selbst aber weit unter Cicero setzte, geht aus einem Ausdrucke hervor, dessen er sich über ihn bediente, um die Zeit, wo er an der Uebersetzung seiner Briefe arbeitete. Er nennt ihn da nämlich den „vielgestaltigsten Geist, der vielleicht je gewesen ist." (Briefe herausg. v. L. W. Bd. II. S. 89.).

Mit Verdeutschungen seiner Lieblinge unter den Alten beschäftigte er sich in verschiedenen Zeiten seines Lebens, um ihren hochbewunderten Geist und ihre Darstellungsweise, wie er sie aufgefaßt hatte, sich selbst immer klarer und geläufiger, und seinen Landsleuten zugänglicher zu machen. Er sah dies weniger als eine Arbeit an, wie als eine Erholung von der durch eigene Schöpfungen verursachten Anstrengung. Wenn er den Lucian ganz, von Horaz die Satiren und die Episteln, von Cicero die Briefe übersetzt hat, so zeigt sich darin vollkommen sein Verhältniß zum sachlichen Inhalt dieser Autoren und zu ihrer Behandlung desselben. Mit der meisten Liebe hat er am Lucian gearbeitet. Gruber berichtet (Bd. LII. S. 423.), er habe gesagt, daß ihm während der drei Jahre seiner Beschäftigung mit dieser Uebersetzung gar oft der Glaube an die Seelenwanderung bis zu einer Art von Täuschung gewachsen sei.

Merkwürdig ist es, wie das Unternehmen, auch den Aristophanes zu verdeutschen, ihn zugleich zurückschreckt und reizt. Den vorher angeführten Brief an Voß schreibt er in der Absicht, ihn aufzuklären über das Gerücht, daß ein solches Vorhaben ihn beschäftige. Er käme sich, versichert er, mit einem solchen nicht viel weiser vor, wie der Aristophanische Trygäos, da er sich einfallen ließ, auf

einem Roßkäfer in den Himmel zu reiten; es sei ein Gedanke, der einem Menschen, dem seine Ruhe lieb ist, nur von einem erzürnten Dämon eingehaucht sein könnte. Alles dieses, sagt er, um sofort hinzuzusetzen, daß er — die Acharner und die Ritter fertig habe, und daß seine Absicht auch auf den Frieden, die Vögel, die Frösche und die Wolken gerichtet sei. Zu den Acharnern, den Rittern und dem Frieden, bemerkt er, sei seine Lust nicht wenig vermehrt worden durch die Bemerkung, „daß die seit einigen Jahren vor unsern Augen in Frankreich gespielte große tragi-komische Sansculotten-Farce auf diese Stücke ein ganz neues Licht werfe, vielen Stellen gleichsam zum Schlüssel diene, vielen Gemälden und Charakterzügen eine Wahrheit und fraicheur gebe, als ob sie erst gestern von dem Pariser Volk und den Demagogen, von denen ganz Frankreich sich so erbärmlich mystificiren und mißhandeln läßt, copirt worden wären."

Wirklich erschienen im Mercur, im Attischen und im Neuen Attischen Museum allmälich die obengenannten Stücke, mit Ausnahme des Friedens und der Frösche, von Wieland übersetzt und erläutert. Er hatte die Nothwendigkeit gefühlt, sich etwas mehr an die Formen der Urschrift anzuschließen, als er es im Horaz gethan; auch auf ihn war Vossens Art und Meisterschaft nicht ohne Wirkung geblieben, obschon sich seine Anschauungen vom Zwecke einer Uebersetzung und die gewohnte, ihm natürliche Behandlung der Sprache sich schlecht genug damit vertragen. Man merkt daher auch gleich, daß er sich hier in einer fremden Sphäre bewegt.

Von Aristophanes und von Euripides (aus welchem er auch Einiges übersetzt hat) gilt, was Goethe im

der Festrede (Bd. XXVII. S. 434.) sagt: er habe sich „den Griechen gewissermaßen nur angedichtet, unter den Römern wirklich seines Gleichen gefunden." Denn auf den Charakter der Perioden kommt hier sehr viel an; der Unterschied zwischen dem Andichten und dem Finden liegt mindestens eben so sehr in den Zeiten wie in den Nationalitäten. Die Civilisationsart und der ekle Geschmack der ausgehenden römischen Republik und der ersten Jahrhunderte des Imperatorenthums sind Wielands Sache, mögen sie nun unter Griechen oder Römern ihre Repräsentanten haben. Eben so verhalten sich auch verschiedene Zeiträume der neuern Litteratur zu der Anziehungskraft, die sie auf Wieland üben.

Cervantes.

(Zu S. 16.)

Nach einer Mittheilung Grubers (Bd. I. S. 30.) erzählte Wieland von einem Dr. Baumer in Erfurt, in dessen Hause er sich 1749 aufgehalten: „Er lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe im Don Quixote nur die spanische Chevalerie lächerlich machen wollen. Don Quixote und sein Sancho, sagte er, sind die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag Schwärmer oder Tölpel sein, wie es will." Und diese Lehre habe ihm Wieland zeitlebens gedankt. —

Es ist interessant zu sehen, wie vor einem Jahrhundert in Deutschland ein heller Kopf über das unsterbliche Werk eine Ansicht gefaßt hatte, welche der gesammten Kritik seiner Zeit und auch einem guten Theile der spätern verborgen geblieben war. Wenn im Zerbino im Garten der Poesie Nestor zu Cervantes sagt: „Je Possenreißer, Possenreißer, dich mag ich erstaunlich gern leiden, denn du bist

ein lustiger Geselle; dein Ding, dein Don Quixote ist zum Todtlachen" — so drückt das wirklich die Meinung des damaligen großen Publicums aus. Und sagen denn die gelehrten Spanier dieser Zeit, die Akademiker, viel Weiseres? Mit welcher erstaunlichen Oberflächlichkeit und Schiefheit sie den Roman angesehen, zeigt einer der gepriesensten Ausleger desselben, Pellicer, welcher, indem er sich so recht zusammennimmt, den Kern herauszuschälen, nichts Besseres vorbringt, als: D. Q. d. l. M. es un verdadéro Amadís de Gaula, pintado a lo burlesco: ó lo que es lo mismo, una parodia ó imitacion ridicula de una obra seria. Dabei beruft er sich auf die Worte, welche der Dichter in der Vorrede einen Freund zu sich sprechen läßt: „Diese eure Schriftstellerei geht auf nichts mehr aus (no mira à mas) als das Ansehen und die Gunst zu vernichten, welche die Ritterbücher bei der Welt und dem großen Haufen genießen." Als ob nicht gerade daraus, daß ein Dichter an der Spitze eines Werkes, welches Ernst und Scherz mischt, seinen Zweck so geflissentlich angibt und beschränkt, zu schließen sei, daß er noch etwas ganz Anderes im Schilde führe!

In Deutschland kann man diese Auffassung doch nunmehr wol als eine ziemlich abgethane, die Grundzüge der im Text aufgestellten als bei allen Einsichtigen durchgedrungene betrachten. Im Wesentlichen trägt sie schon Bouterwek (Bd. III. S. 336.) vor. „Man wird, sagt er ganz richtig, dem Cervantes doch hoffentlich nicht den ungereimten Einfall zutrauen, den nachtheiligen Einfluß, den die Lectüre der schlechten Ritterromane auf die Cultur des spanischen Publicums hatte, durch die individuelle Narrheit eines Phantasten beweisen zu wollen, der, bei einer an-

dern Sinnesart, eben so gut über dem Studium des Plato oder Aristoteles, als über der Lectüre der Ritterromane, den Kopf verloren haben konnte." Bouterweks Urtheil wäre freilich ohne Andeutungen, welche die Kritik der romantischen Schule gegeben hatte, so nicht ausgefallen. Es ist einer von den Fällen, wo er ihr nachgibt, ohne es zu gestehen. Französische Schriftsteller zählen das freilich fortwährend zu den deutschen metaphysischen Träumereien, die ihnen ein mitleidiges Lächeln ablocken, machen aber damit nur ihre eigene Kritik, die sich darin gefällt, bei der Schale zu verharren und das Dasein des Kerns zu leugnen, lächerlich. „Metaphysische Klauberei" und Ergebniß der „spitzfindigsten Kritik" nennt es auch der Amerikaner Ticknor (Gesch. d. schönen Litt. in Spanien. Deutsche Uebers. Bd. I. S. 521.), wenn man im D. Q. den Gegensatz des Poetischen und Prosaischen in unserer Natur ausgedrückt sieht, denn „der Geist jener Zeit sei zu so allgemeiner und philosophischer Satire keineswegs geneigt gewesen." Was man sich bei diesen Ausdrücken wol denken soll! Ticknor verdient die strenge Zurechtweisung, die er darüber von Lemcke (Handb. d. Span. Litt. Bd. I. S. 384) erfährt. Wenn aber Lemcke auf der nächst folgenden Seite behauptet: es habe sich dem Dichter, ihm selber unbewußt, die besondere Absicht zu allgemeineren Ideen erweitert, so ist das mit jener Rüge schwer zusammen zu reimen. Cervantes wird dadurch zu einem blinden Genie, dem das Beste, was er zu leisten vermag, ohne Absicht und Bewußtsein zu Theil wird. Damit fällt das Große, das Tiefsinnige in der Composition des Romans, in der Anlage und Durchführung der Charaktere, zu Boden, die nur zu verstehen sind, wenn man von der vollsten, Alles nach dem

höchsten Zwecke regelnden und ordnenden Einsicht des Dichters ausgeht. Soll man annehmen, daß ein Geist, wie der des Cervantes, eine so weite Anlage gemacht, so viele Personen, Begebenheiten, Situationen eingeflochten hätte, die den satirischen Zweck nicht fördern, ihn vielmehr dem Leser aus den Augen rücken, wenn er nur diesen im Auge gehabt hätte? Unverhältnißmäßig groß und viel zu weitschichtig für eine solche Absicht würde man das Werk dann nennen müssen.

Ueber die Bedeutung der eingeflochtenen ernsten, rührenden, anmuthigen Liebesabenteuer habe ich mich im Texte ausgesprochen. Ganz richtig bemerkt Bouterwek, daß „der wesentliche Zusammenhang der Episoden mit dem Ganzen den Kritikern verborgen geblieben ist, die da nur Einschiebsel bemerkten, wo Cervantes den poetischen Geist seines Romans sich am bestimmtesten ausdrücken läßt.“ Wenn er aber hinzusetzt, daß zu diesen wesentlichen Episoden nicht die eingeschobene Novelle vom Curioso impertinente gehöre, so ist ihm der Zusammenhang, in dem auch diese Novelle mit dem Ganzen steht, gleichfalls verborgen geblieben. Vortrefflich hat Tieck, mit dem in die Bedeutung tiefliegender poetischer Absichten eindringenden Urtheil, welches er besaß, diesen Zusammenhang nachgewiesen. Die Novelle vom Neugierigen, sagt er, ist das Gegenbild der Thorheit des Manchaners. Dieser will die Idee der irrenden Ritterschaft, welche ihn reizt, eine unsichtbar gewordene Wundererscheinung, mit Händen erfassen und sich als einen Besitz aneignen; Anselm eben so die Treue seines Weibes, die er im edlen Glauben besitzt, gleichsam körperlich in die Hand bekommen; und gerade dadurch zerstört er sie und ihre Keuschheit. (Eine Sommerreise, Schriften

Bd. XXIII. S. 47.). Um diese Beziehung einzuräumen, muß man freilich schon von dem Gedanken ausgehen, daß der Don Quixote ein organisches Kunstwerk ist, in dem sich nichts Müßiges, kein überflüssiger Zierrath, der auch wegzulassen wäre, findet, und daß Cervantes, welcher diese Novelle der Sammlung der übrigen hätte beifügen können, mit der Einverleibung derselben in den Roman nicht Nichts, sondern Etwas habe sagen wollen; man muß überzeugt sein, daß große Dichter auf den tiefen Sinn ihrer Werke nicht mit Fingern deuten, aber dem Leser, der zu suchen versteht, durch feine, versteckte Winke auf die Spur helfen.

In der Vorrede zu seiner deutschen Bearbeitung von Dunlops History of fiction theilt F. Liebrecht eine Stelle aus einem mir weiter nicht bekannten Buche, den essays des Engländers Charles Lamb, mit, welche eine sehr eigenthümliche Anklage des Cervantes enthält. Ihm, den er den größten litterarischen Künstler nennt, den die Welt je gesehen, macht er bittere Vorwürfe, daß er den zweiten Theil des Romans geschrieben, in welchem er den edeln, hochsinnigen Ritter der Schmach eines so entwürdigenden Gespöttes Preis gibt, daß selbst Goneril und die Wölfin Regan ein solches Spiel mit dem irrsinnigen Haupte ihres Vaters nicht geduldet haben würden. — Auch diesem herben Tadel eines Bewundrers liegt Verkennnng der Absicht des Dichters in ihrer Vollständigkeit zu Grunde. Zu dieser gehört, daß die Prosa sich in einer doppelten Gestalt zeigt. Im ersten Theile setzt sie sich gegen Grillen, welche die Ordnung des geregelten Weltlaufs verletzen, zur Wehre, und ist in so fern in ihrem Rechte; im zweiten glaubt sie sich in ihrer platten Nüchternheit über eine

poetische Verschrobenheit so erhaben, daß sie sie zum Gegenstande ihrer Belustigung herabwürdigen zu dürfen glaubt, aber durch den Ernst, mit dem sie es betreibt, durch die umständlichen Anstalten, die sie dazu macht, wird sie selbst lächerlicher, als der, den sie verspottet. Diese Ironie, durch welche Cervantes seinen Ritter an dem Herzoge, der sich so weise dünkt, rächt, ist dem zürnenden englischen Ankläger des Dichters verborgen geblieben. Aber zu einem merkwürdigen Triumphe gereichen ihm auch diese Vorwürfe. Nur das Ergebniß einer so genialen Schöpfung, nur eine Darstellung, die in das Innere eines halbzerrütteten, aber höchst edeln Geistes so hineinsehen läßt, kann ein Interesse einflößen, welches mit leidenschaftlicher Bitterkeit Partei nimmt für das Geschöpf gegen seinen Erzeuger.

Nicht geringere Bewunderung als eine solche Tiefe der Charakterzeichnung verdient der künstlerische Geist, der in der Composition herrscht. Je mehr man sich darin vertieft, je mehr überzeugt man sich von der Weisheit des Planes bis in alles Einzelne hinein, welches durch die kleinen Blößen, die der Dichter sich absichtlich oder unabsichtlich gegeben hat, nicht im Mindesten beeinträchtigt wird. Ein Buch könnte geschrieben werden, das Künstlerische der Composition zu zergliedern und zu beleuchten, und sollte geschrieben werden.

Die kühne Prophezeiung Aug. Wilh. Schlegels am Schlusse eines Sonetts:

„Ich schwör' es, und Urgande selbst soll richten:
Was auch hinfüro mag ersonnen werden,
Dies bleibt die unvergleichlichste Historie!"

ist schon lange vor ihm von Sir William Temple ausgesprochen worden. Dieser nennt den Don Quixote „eine sa-

tirische Dichtung im würdigsten und höchsten Tone, der jemals auf diesem Gebiete eingeschlagen worden ist oder werden wird." (Ticknor a. a. O. Bd. I. S. 532.) Die Ursache, warum Don Quixote unter den Engländern so begeisterte Bewunderer gefunden hat, ist leicht anzugeben. Diese einzige Verschmelzung von Ernst und Scherz, vom Erhabenen und Lächerlichen, von Weisheit und Thorheit, von Verstand und Blödsinn, von Wahrheit und Einbildung, Alles im schärfsten Gegensatze und doch auch wieder in einander übergehend, fließt aus der humoristischen Weltanschauung, welche von keiner nationalen Poesie so ausgebildet werden konnte und so ausgebildet worden ist als von der englischen. Im Cervantes erscheint sie noch nicht so allumfassend wie in dieser, aber in ihren Wurzeln unergründlich tief.

Daß Wieland in der Auffassung des Don Quixote schwankt, ist schon im Texte bemerkt. Es geht ihm hier, wie bei so manchen anderen moralischen und litterarischen Fragen. Er nähert sich der richtigen, der tiefern Einsicht, sie gewinnt Raum in ihm; aber zu andern Zeiten erschrickt er vor der durch sie bewirkten Verwüstung des auf der Oberfläche spielenden Scheines; diesem wirft er sich dann wieder in die Arme und sinkt in seinen Urtheilen, wie in manchen seiner Dichtungen.

Von der Lehre jenes klugen Dr. Baumer über die wahre Bedeutung des Don Quixote sagt er, er habe sie ihm Zeitlebens gedankt. Aber vor Augen hat er sie nicht immer gehabt. Zuweilen und am meisten, wo sie auf sein eigenes Schaffen Einfluß haben sollte, ist ihm Cervantes doch eben nur ein feiner Spötter.

Am nachdrücklichsten tritt er mit der tiefern Auffassung hervor, indem er sich zur Wehre setzt gegen den Vorwurf, daß er in einem (weiter unten näher zu erwähnenden) Gedichte „einen so ehrwürdigen Mann wie Cato und einen so großen Narren wie Don Quischott" verglichen habe. „Es ist — sagt er zu seiner Vertheidigung — immer noch eine Frage, ob Cato oder der Held von La Mancha mehr dabei zu verlieren hat. Don Quischott war freilich ein Narr — was den Punkt der irrenden Ritterschaft anbetraf; aber er hatte sich den erhabensten Begriff von dem Charakter und den Pflichten eines irrenden Ritters aus Allem, was man jemals edel, gut und lobenswürdig genannt hat, zusammengesetzt; und er war, seiner Absicht und den Gesinnungen des Herzens nach, der Mann wirklich, der er zu sein wünschte. Daß die äußern Gegenstände seinen Vorstellungen nicht immer entsprachen, daß der Ausgang seine edelsten und wohlthätigsten Absichten so oft zu Schanden machte, war seine Schuld nicht. ... Ob der große Cato, da er in dem äußerst verdorbnen, gesetzlosen, und einer neuen monarchischen Verfassung schlechterdings bedürftigen Rom die Rolle seines Urgroßvaters spielte, und durch eine moralisch unmögliche Wiederherstellung jener Sitten, die ehemals das arme Rom groß gemacht hatten, dem verzweifelt bösen Zustande des zu einer ungeheuern Größe aufgeschwollnen Roms abhelfen wollte, — ob er da etwas Weiseres und Schicklicheres unternommen habe, als Don Quischott, da er unternahm, den in Verfall gerathenen Stand der irrenden Ritterschaft in den Zeiten Philipps des Dritten wiederherzustellen — das fragt sich."

Shakspeare.

Wie verschieden sind die beiden großen Zeitgenossen Cervantes und Shakspeare, und wie nahe berühren sie sich auch wieder! Träger der Poesie ihrer Nationen in einer Zeit, wo das im menschlichen Dasein fast übermächtig gewesene poetische Element sich allmählich zurückzieht und anderen Gewalten den Platz zu räumen anfängt, führen beide das reale Leben in der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen mit einer Bestimmtheit, mit einer individualisirenden Treue und Lebendigkeit vor, wie kein anderer Dichter vor ihnen. Wenn die Bilder des Engländers noch reicher und vielseitiger sind als die des Spaniers, so kommt es daher, daß er in einem Volke lebt, welches sich mächtig emporstrebend entfaltet, jener in einem in seiner Entwickelung gehemmten, und sich darum auf seinen innern Kern zurückziehenden *).

Diese erstaunliche Kunst der Lebens- und Sittenmalerei ist es, welche Wieland in hohem Grade fesselt und für Beide einnimmt. Schon in der Schweiz hatte er Shakspeare kennen gelernt, und war voll von Bewunderung

---

*) Coleridge (Notes and Lectures upon Shakespeare and some of the old poets and dramatists Vol. II. p. 56.) parallelisirt beide Dichter folgendermaßen: The resemblance in their physiognomies is striking, but with a predominance of acuteness in Cervantes, and of reflection in Shakespeare, which is the specific difference between the Spanish and English characters of mind. Damit der Ausdruck reflection nicht bloß auf die Engländer überhaupt, sondern auf Shakspeare im Besondern paßt, muß er in einem so tiefen Sinne genommen werden, wie gewöhnlich nicht geschieht. Uebrigens ist Alles, was dort aus der 8ten Vorlesung, die von Cervantes handelte, mitgetheilt wird, sehr lesenswerth.

für ihn. Je l'aime, schreibt er 1758 an Zimmermann, avec toutes ses fautes. Il est presque unique à peindre d'après nature les hommes, les moeurs, les passions; il a le talent précieux d'embellir la nature sans lui faire perdre ses proportions. (Ausgew. Br. Bd. I. S. 271.). In demselben Sinne hält er Shakspeare im Agathon (1767) eine Lobrede, wie sie in Deutschland noch Niemand gehalten hatte. Er nennt ihn „denjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäsar bis zu Jack Falstaff, am besten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch gesehen hat." Ob er damals, als er von Fehlern des großen Dichters sprach, die ihm so oft als geschmacklos und regelwidrig vorgeworfene Vermischung des Tragischen und Komischen dazu rechnete, kann man nicht wissen. Jetzt wenigstens, als er den Agathon schrieb, war er so weit davon entfernt, daß er ihn deswegen rechtfertigt, und in der That reicht der Standpunkt, wo Shakspeare als ein unvergleichlicher Abschilderer des menschlichen Lebens in seiner Gesammtheit betrachtet wird, zu einer solchen Rechtfertigung vollkommen hin. Sie gefiel Lessing so wohl, er hielt sie so sehr für ein Wort zu seiner Zeit, daß er die ganze Stelle in die Dramaturgie einrückte.

Die Verehrung des unerreichten Britten hatte Wieland auch schon die nachbildende Feder in die Hand gegeben. Diese Verdeutschung war freilich eine Arbeit, der er nicht gewachsen war. Schon damals, wo man noch so weit davon entfernt war, an Uebersetzungen Anforderungen zu machen wie heut zu Tage, wies man große Schwächen darin nach. Auch hier trat der Hamburgische Drama-

turg auf Wielands Seite. Der große Kritiker liebte es überhaupt nicht, da den absoluten Maßstab anzulegen, wo die Rücksicht auf ein nothwendiges Bedürfniß den relativen darbot. „Die Kunstrichter, sagt er (Bd. VII. S. 68. Lachm.), haben viel Böses von dieser Uebersetzung gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen. ... Man hätte von den Fehlern kein so großes Aufheben machen sollen. Das Unternehmen war schwer; ein jeder anderer als Hr. Wieland würde in der Eil noch öftrer verstoßen haben; aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich Jemand besser machen. ... Wir haben an den Schönheiten, die uns das Buch liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, daß wir nothwendig eine bessere Uebersetzung haben müßten."

Von dieser Seite der Wirkung durch die Befriedigung eines großen Bedürfnisses schildert auch der Hervorragendste unter den damaligen Jünglingen die Aufnahme dieser Arbeit Wielands. „Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen."

So Goethe in der Selbstbiographie (Bd. XXII. S. 55.), wo er selbst natürlich weniger den Verdeutscher als die Zeitgenossen im Auge hat. Wo es auf den erstern ankommt, wie in der Rede zu dessen Andenken, wird das Urtheil anders fallen. „Diese Uebersetzung, heißt es dort (Bd. XXVII. S. 432.), so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr

noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt."

Französisch heißt diese Sinnesart allerdings mit vollem Rechte, aber zu Wielands Entschuldigung verdient doch bemerkt zu werden, daß berühmte Engländer sich lange vor ihm durch eine französische Betrachtungsweise zur Verkennung und zu einer kleinlich mäkelnden Beurtheilung ihres größten Dichters hatten bestimmen lassen, und es in jenen Tagen fortwährend thaten. Ja, Wieland ist viel gerechter gegen Shakspeare als Shaftesbury, Hume, Blair (oben Bd. I. S. 280.) und Andere. Einen größern Einfluß aber konnte Shakspeare auf Wieland nicht gewinnen, ohne daß dieser seine ganze Haut gewandelt hätte. Wir lesen zwar, daß er 1776 an Merck schreibt: „Ich schaudre von tiefer heiliger Ehrfurcht, wenn ich nur seinen Namen nenne, und kniee hin und bete an zur Erde, wenn ich seines Geistes Gegenwart fühle." (Br. an und von Merck S. 72.). Aber auch eine solche Bewunderung, die Maß und Ziel nicht zu kennen scheint, thut es noch nicht. Denn ein Andres ist es, eines Autors hohe Gaben, hier besonders seine unvergleichliche Malerei der Menschen und ihres Treibens, staunend bewundern, ja sich von ihnen gehoben fühlen, und ein Andres, ihn im Kern seiner Weltansicht, die sich nicht auf die Einzelnen, sondern auf das Ganze, das dahinter liegt, bezieht, begreifen und sich aneignen.

Shaftesbury.

Wie wir aber nun in das achtzehnte Jahrhundert treten, in die Zeit, welche sich von den alten Grundlagen des geistigen Daseins loslöset, wo die Berechtigung für alle Gefühle, die ein Buch ausdrückt, in den Reflexionen des

zweifelnden und zerlegenden Verstandes gesucht wird, finden wir Wieland im vollsten Verständniß der Schriftsteller, die für die neue Sinnesart den Reihen führen. Zu ihnen gehört besonders entschieden und bedeutend Shaftesbury. Wir haben gesehen, wie früh Wieland ihn zu den Autoren rechnet, an die man sich vorzugsweise anschließen muß. In ihrer ganzen Denkart, in dem Wege, auf dem das Gute und Schöne zu suchen sei, in der Ueberzeugung, daß die Glückseligkeit als das höchste Gut in dem Uebergewicht der edlen und wohlwollenden Neigungen ihre Quelle habe, und daß ein froher und heiterer Sinn ein Prüfstein der rechten Gesinnung sei und sie besiegle — in allem Diesem kommen beide Männer so mit einander überein, daß Goethe in der Denkrede (Bd. XXVII. S. 430.) sagt: „Wieland fand in Shaftesbury nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original und welcher die Copie sei."

Damit scheint Goethe sagen zu wollen, der Deutsche würde seine populäre Sittenweisheit auch ohne den Engländer so gefunden haben, wie er sie vorträgt. Und den allgemeinen Grundzügen nach wird sich dies auch so verhalten. Das System des Eudämonismus, oder wenn man lieber will, des moralischen Sensualismus, welches Wieland einzuschärfen nie ermüdete, stimmt in den wesentlichsten Stücken mit dem des Shaftesbury überein, wenn es von diesem auch in einzelnen Folgerungen und Bestimmungen ohne Zweifel nicht anerkannt worden wäre, da Wielands Lehre doch auch ihr Eigenthümliches hat.

Mit dem Ausdruck Eudämonismus soll durchaus kein Verwerfungsurtheil über den liebenswürdigen, geist- und gedankenvollen Shaftesbury ausgesprochen sein. Ein so bedeutungsvoller Versuch, der Moral durch ihre Verbindung mit dem geistigen, höhern und feinern Glücke eine Stütze zu geben, hat gewiß ein Recht zu existiren, wenn es auch erhabnere Principien der Sittenlehre gibt.

Gegner der Shaftesburyschen mußten alle Anhänger der durch die biblische Offenbarung gegebenen christlichen Ethik sein. Denn Shaftesbury schreibt dem Glauben an Gott zwar den mächtigsten und wohlthätigsten Einfluß auf die Tugend zu, ja, er lehrt, daß die Vollendung und Höhe der Tugend bedingt sei durch diesen Glauben; aber er gründet die Sittlichkeit nicht auf absolute Unterordnung unter den Willen Gottes, sondern auf Das, was er den moralischen Sinn nennt, und nicht nur in dieser allgemeinen Grundlegung, auch in sehr bestimmten praktischen Rücksichten weicht er ab von der christlichen Sittenlehre. Er gibt deutlich genug zu verstehen, daß er es für einen großen Mangel an ihr hält, wenn sie das menschliche Streben ganz auf das Jenseits und auf die Zukunft hinrichtet, und die nahe liegenden Pflichten für die Angelegenheiten des diesseitigen Lebens dagegen in den Schatten stellt und als überflüssige Sorgen und Beschwerden behandelt.

Wie sehr stimmt dies mit Wielands Ueberzeugungen, dem, von dieser Seite betrachtet, Christenthum und Platonismus Eines waren, überein! Wenn er die ihm über Alles am Herzen liegende, hundertfältig vorgetragene Lehre von der Ueberflüssigkeit und Verderblichkeit der Versenkung in überirdische Dinge auch nicht aus Shaftesbury

geschöpft hat, hat er sich doch durch ihn darin nicht wenig bestärkt gefühlt.

Der englische Autor steht in dieser Hinsicht mitten in den Wogen des damals in seinem Vaterlande die Gemüther tief bewegenden Kampfes zwischen christlicher Gläubigkeit und Freigeisterei. Ueber diese seine Stellung hat Lechler in der Geschichte des englischen Deismus (S. 210 fg.) sehr belehrend gehandelt.

Es liegt in der ganzen Weltansicht des Mannes etwas um die Wette Abstoßendes und Anziehendes. Will man sich davon überzeugen, so schlage man Herder auf. In den Briefen zur Beförderung der Humanität (Samml. III. S. 65.) sagt er: „Die bessere philosophische Seele, die in ihm wohnte, sein honestum und decorum in der Moral, hundert feine Bemerkungen über Grundsätze, Sitte, Composition und Lebensweise sind nach allem Tadel unwiderlegt geblieben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein unbefangener, honetter Mann diesen Schriftsteller ohne innige Achtung aus der Hand legen sollte; und für Jünglinge wünschte ich in unserer Sprache zum übersetzten Shaftesbury eine Zugabe, wie Shaftesbury zu lesen und was in ihm zu berichtigen sein möchte. Wie Leibnitz, so hielten Diderot, Lessing, Mendelssohn, von diesem Virtuoso der Humanität viel; auf die besten Köpfe unsres Jahrhunderts, auf Männer, die sich fürs Wahre, Schöne und Gute mit entschiedener Redlichkeit bemühten, hat er auszeichnend gewirkt. — Und doch dünkt mir sein System der Moral unzureichend, sofern es sich bloß auf das decorum et honestum als auf ein Gefühl gründet. Es kommen starke Stellen darüber, auch als Pflicht, als Gesetz betrachtet, in ihm vor; im Ganzen aber, scheint mirs, hat er, um

seine Moral liebenswürdig zu machen, mit der menschlichen Natur etwas zu sehr getändelt. Hier muß man hinter Allem doch endlich mit der Stoischen Philosophie zum alten Wort Gottes zurückgehen: „du sollt! du sollt nicht!" sofern uns dies nicht Convenienz, Geschmack und Vergnügen, sondern Pflicht und Vernunft vorhält."

So Herder 1794. Sieben Jahre nachher handelt er in der Adrastea (Bd. I. S. 222 fg. 233 fg.) wieder von Shaftesbury. Da schwärmt er ganz für ihn, da ist nichts an ihm auszusetzen, an ihm, „der schon als zwanzigjähriger Jüngling das Schöne einer sittlichen Gemüthsverfassung nicht etwa declamatorisch anpries, sondern es der Tugend zum Grundgesetz machte." Da ist seine Schrift „die Moralisten" „vielleicht die schönste Metaphysik, die je gedacht wurde." Da ist „kein Streit nutzloser, als der über das erste Principium der Moralität geführt wird." Denn „so wenig es mehrere Vernünfte im Menschengeschlecht geben kann, so wenig sind mehrere höchste Principien der Sittlichkeit auch nur denkbar." So sehr war also damals Herder durch erneute Lectüre des Engländers für ihn eingenommen worden, daß er die Forderungen der Philosophie in einer Weise abweis't, welche den Philosophen nicht sehr befriedigen wird. Mit strenger Wissenschaftlichkeit macht sie Schleiermacher geltend. „Die anglicanische Schule des Shaftesbury, sagt er, wie viel auch dort immer von der Tugend die Rede sein mag, erscheint dennoch als gänzlich der Lust ergeben." (Grundlinien einer Kritik der bisher. Sittenlehre, Werke z. Philosophie Bd. I. S. 41.). Die Gründe möge man dort selbst nachlesen. — Weit günstiger lautet das Urtheil Stäudlins in der Geschichte der Moralphilosophie (S. 825 fg.).

Aber er rügt doch, daß Shaftesbury sein sittliches Princip, d. h. den moralischen Sinn, der von Natur in dem Menschen selbst wohnt und sich mit Reflexion verbindet, nicht tief, erschöpfend und systematisch bestimmt habe.

Dagegen billigt in der neuesten Zeit der jüngere Fichte Shaftesbury's Moralsystem ohne alle Einschränkung (Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte S. 538 fg.). Ja er findet, daß sein Parallelismus zwischen dem Moralischen und dem Aesthetischen einen echt platonischen Sinn athmet.

Daß hier nicht der Ort sein kann zu einem Versuche, zwischen den streitenden Meinungen zu entscheiden, versteht sich von selbst. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß trotz ausgesprochenen Tadels strengere und systematischere Philosophen als Wieland die Shaftesbury'sche Sittenlehre sehr hoch stellen. Er gewiß fand in ihr eine, wie er sie für sich und für die Lieblingshelden seiner Dichtungen bedurfte.

Mit großer Wärme hat über und für Shaftesbury kürzlich Hettner gesprochen (Litteraturgesch. d. 18. Jahrhunderts Th. I. S. 177 fg.). Daß es ihm gelungen ist, dessen Tadler gänzlich zu widerlegen, muß ich bezweifeln.

Fielding.

Wie sollte ein Schriftsteller, dessen moralische Ueberzeugungen aus der Schule Shaftesbury's stammen, der in seinen Romanen diese Grundsätze in das glänzendste Licht stellt, der mit einem Talente ersten Ranges, mit einer Fülle von Menschenkenntniß, mit einer beneidenswerthen Leichtigkeit und Durchsichtigkeit der Darstellung, Seelen und Sitten nach dem Leben malt — wie sollte der nicht zu Wielands Lieblingen gehören!

Im Tom Jones, von dem man lange nicht genug sagt, wenn man ihn den vorzüglichsten Roman nennt, der seit dem Don Quixote in Europa erschienen war — ist die etwas schlaffe Moral, die Licenz in den Schilderungen zuweilen bedenklich gefunden worden. Dagegen bemerkt richtig Coleridge (a. a. O. p. 241.): I do loathe the cant which can recommend Pamela and Clarissa Harlowe as strictly moral, though the poison the imagination of the young, while Tom Jones is prohibited as loose *). I do not speak of young women; — but a young man whose heart or feelings can be injured, or even his passions excited, by aught in this novel, is already thoroughly corrupted.

I do not speak of young women. Denn im heutigen England will nun einmal der Anstand, daß ein Frauenzimmer den Tom Jones nicht lesen darf, oder doch nicht gestehen, ihn gelesen zu haben. Kürzlich hat ein englischer Kunstrichter im Quarterly Review bemerkt, bei der Erscheinung des Romans wären die jungen Damen über den Helden desselben entzückt gewesen, sie hätten ihren Lieb-

*) Coleridge ist nicht der erste, welcher Richardson und Fielding einander so gegenüber stellt. Ein englischer Beurtheiler im Monthly Review, den Lessing anführt (in der Notiz über Delicatesse oben S. 103.), und Lessing selbst haben es schon vor ihm gethan. Der Letztere sagt: „Die groben plumpen Ausdrücke in Fieldings Andreas und Tom Jones sind so sehr gemißbilligt worden, da die obscönen Gedanken, welche in der Clarisse nicht selten vorkommen, Niemanden geärgert haben.“ Der englische Kritiker tadelt dieses falsche Anstandsgefühl in noch stärkeren Ausdrücken. Also gab es schon damals in England Leute, die so dachten, aber man ging doch noch nicht so weit, darum die Lectüre des ganzen Romans für unerlaubt zu erklären.

habern seinen Namen gegeben. Ob sie darum wirklich verderbter waren als ihre Urenkelinnen?

Einen sehr guten Artikel über Fielding hat Hettner a. a. O. S. 455 fg.

Sterne.

Einen überwältigenden Eindruck macht dieser Autor auf Wieland. „Quel génie, quelle imagination, quelle finesse de critique, quelle profondeur de connoissance des ressorts les plus cachés du coeur humain! Welcher Autor hat mit diesen Eigenschaften mehr Geschmack, einen feinern moralischen Tact, einen aufgeklärtern, von allen Arten von Vorurtheilen freiern Geist verbunden?“ So schreibt er an Sophie La Roche etwa 1766 (bei F. Horn S. 64.).

Und im November 1767 an Zimmermann: „Ich habe mich dieser Tage nicht wenig erzürnt, da ich in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften so kaltsinnig, perfunctorisch und kleinfügig von meinem Lieblingsautor Tristram Shandy geurtheilt sehen mußte. — Was für arme Seelen die Kunstrichter zuweilen sind! Spielwerke, Gedichte nach dem Anakreon u. s. w. werden weitläufig als wichtige Erscheinungen recensirt, und ein so außerordentliches und bewundernswürdiges Werk als the life and opinions of Tristram Shandy ist, würdiget man kaum, dessen im Vorbeigehen zu gedenken. Mit Recht, heißt es, sprechen wir den Kunstrichtern seiner Nation nach: What pity, that Nature should thus capriciously have embroidered the choicest flowers of genius on a paltry groundwork of bufoonery! — Die guten Kunstrichter! ja wohl what pity! daß man ein Kunstrichter sein und sich nicht schämen kann, die unrechte Seite seines Ver=

standes so zuversichtlich herauszukehren. — Ich gestehe Ihnen, mein Freund, daß Sterne beinahe der einzige Autor in der Welt ist, den ich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Bewunderung ansehe. Ich werde sein Buch studiren, so lang' ich lebe, und es doch noch nicht genug studirt haben." (Ausgew. Br. Th. II. S. 287.).

Sterne's Tod im nächsten Jahre gibt Wieland Anlaß zu einer erneuten Herzensergießung über ihn. Er schreibt am 15. Dec. an Riedel: „Was für ein vortrefflicher Mann war dieser Sterne! Was für ein Verlust ist sein Tod! Ich kann ihn nicht verschmerzen. Unter allen vom Weibe Gebornen ist kein Autor, dessen Gefühl, Humor und Art zu denken, vollkommner mit dem meinigen sympathisirt; den ich besser verstehe, auch wo er Anderen dunkel ist; der mich mehr lehrt; der dasjenige so gut ausdrückt, was ich tausendmal empfunden habe, ohne es ausdrücken zu können oder zu wollen. Wer hat jemals ein feineres Gefühl für das moralische Schöne gehabt: wer die Metaphysik der Empfindungen und die unsichtbarsten Triebfedern unserer Natur besser gekannt?" (Samml. v. L. W. Bd. I. S. 231.).

What pity! hatte ein englischer Kunstrichter über Sterne ausgerufen; what pity gab ihm Wieland mit vollem Recht zurück. Indeß hatte jener Kunstrichter doch von erlesenen Blüten des Genius gesprochen. Welch einen Grad von pity muß man aber jetzt erst empfinden, wenn man in des berühmten Thackeray Vorlesungen über die englischen Humoristen des 18. Jahrhunderts den Abschnitt über Sterne lies't! Kein Wort, ich will nicht sagen des Preises, sondern auch nur einiger Anerkennung für einen solchen Schriftsteller. Nichts als bittere, ja giftige Scheltworte.

Es läßt sich schon vermuthen, daß ein Kritiker wie Coleridge diesen äußersten Grad von Verblendung nicht theilen wird. Sein Lob ist etwas kühl, indeß weiß er doch eine Reihe von Eigenschaften aufzuführen, aus welchen Sterne's exellencies bestehen. (A. a. O. S. 83.). Von der Nachsicht aber, die er gegen Fieldings Licenzen übt, will er bei Sterne nichts wissen. Bei diesem spricht er von der charge of licentiousness which presses so seriously upon his character as a writer, und meint, er könne deswegen nicht streng genug verurtheilt werden.

So tief geht also auch bei Coleridge die Einsicht in das Wesen des Humors nicht, daß sie ihm darüber hinweghilft. Indem die heutigen Engländer Sterne's Freiheiten prüde verdammen, verlieren sie auch den Sinn für seine ideale Richtung, und verehren dagegen Humoristen übermäßig, deren Talent sich auf ein treues Copiren der gemeinen Wirklichkeit in niederländischer Art beschränkt.

Sterne's über diese Ungerechtigkeiten seiner Landsleute zürnender Schatten kann versöhnt sein durch die Todtenopfer, die ihm Goethe gebracht hat, nicht in der Begeisterung des Jugendeindrucks, sondern im Alter, als er einen prüfenden Rückblick auf das warf, was seine Zeit und ihn in ihr gebildet und getragen hatte, wo das Gold sich geschieden hatte von den Schlacken. Da nennt er Sterne „einen Mann, der die große Epoche reinerer Menschenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet hat.“ (Bd. XXXII. S. 346.).

Noch viel höher steigt das Maß seiner Verehrung in den Sprüchen in Prosa, wo er Allem, was ihn ansprach und bewegte, den gedrängtesten, schärfsten Ausdruck gab.

„Yorik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn lies't, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele. Sagacität und Penetration sind bei ihm grenzenlos." (Bd. III. S. 231. 236 fg.). Und noch manche andere Sätze sind ihm gewidmet, was um so bemerkenswerther ist, da diese zahlreichen Maximen und Reflexionen sonst fast nur auf allgemeine Verhältnisse gehen, äußerst wenige auf litterarische Besonderheiten.

Wie sehr erquickt man sich an diesen Aussprüchen, die wie Gestirne in der Nacht zwischen düstern Wolken der Verschmähung erscheinen!

Hettner hat nicht verfehlt, sie aufzuführen in seinem Artikel über Sterne (a. a. O. S. 478 fg.), den man mit der Befriedigung lies't, welche die mit Wärme geführte Vertheidigung eines verlästerten Genius gewährt.

Mir scheint indeß, daß man noch weiter gehen, Sterne auch gegen Anklagen in Schutz nehmen kann, welche Hettner noch stehen läßt. Dahin gehört eine Beschuldigung, über welche er sich auf Lichtenberg beruft. Dieser behauptet, „Sterne gebe die Siege, die er gewonnen habe, plötzlich auf, er nehme sich nicht die Mühe, sich ihrer zu bedienen, sondern werfe den Leser, oft mehr zur Bewunderung seiner Kunst als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihm selbst nichts kostet als Witz, den Leser fast um Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte." — Ich gestehe, daß ich, wo diese Früchte verloren gehen, die Schuld dem Leser beimesse, und nicht dem Autor. An dessen seltsamen Sprüngen hat Sucht zu glänzen und bewundert zu werden keinen Antheil, sie sind mit seiner Weltbetrachtung verbunden, welche die Forde-

rungen, die man sonst zu machen berechtigt ist, eines regelmäßig fortlaufenden Fadens der Ordnung und Kunstform aufhebt. Er will durch Blitze auf Blitze erleuchten, aber die erleuchtete Gegend nicht beschreiben. Die Forderung an Sterne, daß er dies Geschäft selbst übernehme, heißt verlangen, nicht daß er seine Manier, sondern daß er das Innere seiner Natur wandele. Für das rücksichtslose Spielen des Humors mit dem Gegenstande findet er ein Gegenbild in der Unform der Darstellung, die bis an die Grenze der Tollheit geht. Aber auch dies liegt in seinem Wesen, es ist nichts um Effect zu machen Gesuchtes.

Auch das kann ich Hettner nicht zugeben, daß folgende Bemerkung Goethe's in den Sprüchen sich ganz vornehmlich auf die Mängel des Tristram Shandy beziehe. „Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt." Ich glaube, dieser Satz enthält sein rechtes Licht durch einen der ihm zunächst vorangegangenen, in welchem von Raphael gesagt ist: „er ist durchaus naiv, das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder sogar Heiligen." Dieser Streit gehört aber zum Wesen des Humors, er ist das Widerspiel der Naivetät und hebt sie auf. Insofern man nun das Antike und Naive auf die Höhe der Kunst erhebt, insofern es, den Gegenstand ganz in sich aufnehmend, auch die Form vollkommen schön und harmonisch hinstellt, kann der Humor nur als Abfall und, wenn er ganz den Sieg behält, als ein diese Kunst der schönen Form zerstörendes Element erscheinen. Gerade in der Allgemeinheit hat dies seine Bedeutung und vollgültige Wahrheit, wogegen jene Aphorismen, die im Be-

sondern Sterne zum Gegenstand haben, auf die dennoch überwältigende und zugleich beruhigende Kraft des Humors gehen, wenn ein solcher Genius ihn handhabt.

Zu diesen Aphorismen gehört auch der: „Sterne ist in Nichts ein Muster und in Allem ein Andeuter und Erwecker.“ Diese Anschauung war auch bei Wieland die vorherrschende. Er strebte, sich von den Gedanken des Hochverehrten befruchten zu lassen; seine Form nachzuahmen hat er bei aller Bewunderung nur äußerst selten versucht, und nicht glücklich.

Diese Bewunderung kann übrigens schon allein Diejenigen widerlegen, welche meinen, Wieland habe Alles durch französische Brillen gesehen. Es geht den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts mit Sterne ungefähr wie mit Shakspeare, der für sie ein Barbar, ein Wilder ist, dem aber doch zuweilen geniale Blitze entfahren; nur daß ihnen Sterne's Unform ein noch weit härterer Stein des Anstoßes und ganz unbegreiflich ist. In den Mélanges littéraires führt Voltaire den Ausspruch eines französischen Journalisten an: Tristram Shandy gleiche der Flasche, in die ein englischer Windbeutel (Gellerts Hans Nord) zu kriechen versprochen, sich aber mit dem Eintrittsgelde der leichtgläubigen Zuschauer fortgeschlichen hatte; die Flasche sei so leer geblieben wie der Roman, auf dessen Fortsetzung und Schluß die gutmüthigen Leser immer gewartet hätten. Dieses Urtheil unterschreibt Voltaire; er findet darin den wahren Schlüssel zum Verständniß Sterne's und seines Romans. Né pauvre et gai, il voulait rire aux dépens de l'Angleterre et gagner de l'argent. Und es ist die Frage, ob dies Urtheil nicht immer noch günstiger ist als das Thackeray's.

5. Zu Wielands wichtigeren Schriften nach der Zeitfolge und zur Geschichte seiner Entwickelung.

Im Texte der Vorlesungen ist die Eintheilung nach den Hauptclassen, in welche die poetischen Schriften unsres Dichters zerfallen, zu Grunde gelegt — die Zeitfolge gibt Gelegenheit, den durch alle hindurchgehenden beweglichen Geist und seine Schwankungen ins Auge zu fassen. — Die Jugendwerke bleiben hier ausgeschlossen; nur ihre allgemeine Richtung kann interessiren, und von dieser ist schon in der ersten Ausführung, so viel als nöthig schien, die Rede gewesen. — Die den einzelnen Schriften vorgesetzten Jahrzahlen beziehen sich auf die Zeit der Herausgabe.

1764. Don Sylvio von Rosalva.
(Ueber Feenmärchen.) (Oben S. 21.)

Von 1762 bis 1766 arbeitete Wieland zugleich am Agathon, am Don Sylvio, an den Komischen Erzählungen und an Musarion. Mit klingendem Spiele ging er über in das neue Lager; zur Ausführung des Vorsatzes, es in der Stille zu beziehen, war er zu ungeduldig. Im Agathon, mit dem er beginnt, führt er Vertheidigungswerke auf und greift die alte Stellung an; in den mythologischen Erzählungen überläßt er sich, trotzig zugleich und behaglich, der Freude an ungebundener Bewegung. Auf welche Abwege ihn dies führt, habe ich oben (Ausführung 2.) erörtert.

Don Sylvio steht der Haltung und dem Tone nach in einer gewissen Mitte zwischen beiden Erzeugnissen, und der Zeit der Entstehung nach zwischen dem ersten und dem zweiten Theil des Agathon. Dieses Werk kostete ihm viele Anstrengung, er bedurfte der Erholung und Ergötzung,

und diese fand er im Entwurfe und der Ausarbeitung des Feenromans, wie er im August 1763 an Geßner und im März des nächsten Jahres an Zimmermann schreibt (Ausgew. Br. Bd. II. S. 220. 222.). Er fürchtet aber auch, damit Anstoß zu erregen, was bezeichnend ist für seine Stellung dem Publicum gegenüber, bei dem er bisher seiner moralisch-frommen Schriften wegen viel gegolten hatte. „Es ist — heißt es in dem Briefe an Geßner — eine Art von satirischem Roman, der unter dem Schein der Frivolität philosophisch genug ist, und wie ich mir einbilde, keiner Art von Lesern, die austere ausgenommen, Langeweile machen soll. Indessen muß ich doch gestehen, daß er so beschaffen ist, daß weder der Name Wieland, noch Orell, Geßner und Compagnie, noch viel weniger der Name einer Republik darauf stehen darf, welche so sever ist, daß ein Ball schon hinreichend ist, alle Patrioten zu allarmiren und selbst aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge Weissagungen von dem Untergange eines solchen zweiten Ninive hervorzuzwingen.“ So leicht es nun aber auch war, zu errathen, auf welche Philosophie, die er hinter aller dieser Frivolität verbergen wollte, Wieland anspielte, der gute Geßner merkte es nicht, er meinte, der Autor habe keine bessere Absicht gehabt, als „dem geneigten Publicum einen Spaß zu machen.“ Daher Wieland sich genöthigt sah, ihm in der oben (S. 119.) mitgetheilten Stelle aus einem spätern Briefe seine ernste Absicht deutlich auseinanderzusetzen. Wahrscheinlich hat er damals erst, um auch für das größere Publicum das Wort unter das Räthsel zu schreiben, den Titel gewählt, welchen die erste Ausgabe führt: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des D. S.

v. R." In den folgenden Ausgaben sind die deutenden Worte weggeblieben.

In einer sechs Jahre vorher an Zimmermann abgelegten Beichte Wielands über die großen Veränderungen, die mit ihm vorgegangen, finden sich die Worte: je n'aime plus les contes de fées. Don Sylvio legt Zeugniß dafür ab, daß er sich täuschte, daß diese Liebe noch groß war, und daß er ihr gern nachgab. Was er dem Klugen des Romans, dem Don Gabriel, in den Mund legt, soll zu seiner eigenen Vertheidigung dienen. „Ich gestehe Ihnen, daß ich selbst ein größerer Liebhaber von Märchen, als von metaphysischen Systemen bin. Ich kenne unter den Alten und Neuern Leute von großen Fähigkeiten, und selbst Leute von Ansehen, die sich in müßigen Stunden damit abgegeben haben, Märchen zu schreiben; und viele größere Männer als ich bin, und die einen ernsthaftern Charakter behaupteten, als ich jemals zu behaupten verlange, welche diese Spielwerke allen andern Werken des Witzes vorzogen. Wer liebt nicht zum Beispiele den Orlando des Ariost, der doch in der That nichts Anderes als ein Gewebe von Feenmärchen ist?" Daß ihn Märchen überhaupt anzogen, ist aus seiner Natur, die sich in den Gebieten bunt gaukelnder Einbildungskraft gern erging, sehr begreiflich. Aber auch, daß es diese Gattung von Märchen war, mit der er sich gern beschäftigte, läßt sich leicht erklären, obschon es die ist, welche der Spott im Don Sylvio zunächst und handgreiflich trifft.

Der Geschmack an Feenmärchen kam in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich plötzlich auf. Die ersten Märchen, die damals gedruckt erschienen, die von Perrault, mehr Kinder- als eigentliche

Feenmärchen, haben ihren Stoff aus mündlichen Ueberlieferungen genommen. (Wilh. Grimm, in den Anm. zu den Kinder- und Hausmärchen Bd. III. S. 300 der 3ten Aufl.). Die eigentliche Richtung gab diesem Geschmacke die französische Bearbeitung der Tausend und Einen Nacht durch Galland, deren Anfang bald nachher erschien. Es waren besonders Damen, welchen diese Wundererzählungen eine schöpferische Neigung einflößten. Sie schrieben Nachahmungen über Nachahmungen. Der 37ste, 1786 erschienene Band der großen Cabinet des fées betitelten Sammlung zählt unter 101 Autoren von Märchen 28 Französinnen auf. Ihre Erzeugnisse sind von sehr ungleichem Werthe. Die der vorzüglichsten unter ihnen, der Gräfin d'Aulnoy, und einiger ihrer viel schwächern Nachahmerinnen sind von Grimm (a. a. O. S. 302 fg.) sehr gut charakterisirt. Aber gut oder schlecht, sie wurden verschlungen. Ein in einem ganz andern Fache berühmter Autor, der auch Feenmärchen geschrieben hat, der Graf Caylus, sagt: in seiner Jugend habe man in der großen Welt fast nichts Anderes gelesen. Vergebens stemmten sich die kritischen Zionswächter aus Boileau's Schule, denen diese Spiele der Phantasie ein Gräuel waren, dagegen. Gerade dadurch, daß sie mit ihrer Vergötterung der Correctheit, mit ihrem Regelkram und ihrer Nüchternheit den Weg zur wahren Poesie, so viel an ihnen war, versperrten, leisteten sie der Vorliebe für diese Gattung den größten Vorschub. „Die Feenmärchen — bemerkt Bouterwek (Gesch. d. Poesie u. s. w. Bd. VI. S. 245.) ganz richtig — schienen der Einbildungskraft endlich die Freiheit zu geben, nach der man sich, ohne es selbst zu wissen, unter dem Drucke von wahren und conventionellen Geschmacks-

regeln gesehnt hatte. ... Jene Damen trugen wenigstens die Anlage zur wahren Poesie in sich, während die Männer, die vernünftige, aber prosaische Gedanken und Einfälle in zierlichen Versen schrieben, von den wesentlichen Grundzügen einer poetischen Erfindung nur eine schwache Ahndung hatten."

Indeß ist damit noch nicht Alles erklärt. Man hatte dem Lesepublicum doch schon einheimische Märchen dargeboten. Warum wurden sie durch die orientalischen der Tausend und Einen Nacht verdrängt? Warum waren es gerade diese, welche das größte Ergötzen hervorbrachten und für Erfindung und Stil der Nachahmungen das Muster abgaben?

Eine Bemerkung Goethe's (West-Oestl. Divan Bd. IV. S. 182.) wird uns auf die Spur führen. „In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mohammed auch höchst consequent, indem er alle Märchen verbietet. Diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederschwebt, und das Unwahrscheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloses vorträgt, waren der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müßiggang höchst angemessen. ... Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengesetzte wollte Mohammed bewirken."

Allerdings wollte er es bewirken, aber er konnte es nicht. Ueber die Ursache dieses Mißlingens läßt sich Goethe weiter nicht aus; es ist aber nicht eben schwer, sie anzugeben. Die Schuld lag in seiner Lehre, worüber er freilich

selbst nicht klar sah. Er wollte den Menschen zu einer angestrengten, aus seinem Innern stammenden Thätigkeit spornen, aber er zeigte ein Ziel, wo der Mensch genug gethan hat, und nun, hüben und drüben, dem Genuß der Belohnungen leben darf. Damit beginnt die träge Ruhe, die nur durch das grenzenlose Streben ins Ungemessene, ins Unendliche zu verhüten ist. Dieses Streben fehlt dem Islam, und darin stimmt er mit dem herrschenden Geist des Orients ganz überein. Die Araber bedurften bis zur Bezwingung einer halben Welt hin noch lange einer großen, aus einfachen, natürlichen Verhältnissen stammenden Spannkraft. Als dies Ziel erreicht schien, ließen sie die Kraft erschlaffen im Genusse sinnlicher Freuden, welchem alle Mittel der Civilisation und Verfeinerung stärkere Reize gaben, aber auch zu einem um so rascheren Verfalle führten. Mohammed verbot die Märchen, weil sie zu weicher Ruhe locken, aber aus dem Geiste seiner Lehre heraus ergaben sich ihr von selbst die Araber, nachdem einige von großer Thatkraft erfüllte Menschenalter vorüber waren. Die Märchen schmeichelten jetzt ihrer Sinnesart, mochten sie nun unter ihnen entstanden, oder von andern Völkern des Orients entlehnt sein.

Das Letztere ist die Meinung A. W. Schlegels. An zwei verschiedenen Orten (Ueber unsere Kenntnisse von Indien. Berl. Kalender auf 1829. S. 73. Les mille et une nuits, recueil de contes originairement Indiens in den Essais litter. et histor. p. 519.) hat er die Behauptung aufgestellt: die Märchen der Tausend und Einen Nacht seien zum geringsten und unbedeutendsten Theile arabischen, zum vorzüglichsten indischen Ursprungs; auch Persisches finde sich darin. Er unternehme, sagt er, bloß nach dem

Charakter der Erzählungen ziemlich zu unterscheiden, welchem der drei Völker sie ursprünglich angehören. „Indisch ist die Einfassung, die eigentlichen Feenmärchen insgesammt und vieles Andere. Persisch sind die empfindsamen schmachtenden Prinzen, die beim Anblick ihrer Geliebten in Ohnmacht fallen. Die Araber lieben die Uebertreibung; ein gastfreier Mann muß dem Gaste seine Frau schenken. So sehr sich auch die rechtgläubigen mohammedanischen Bearbeiter bemüht haben mögen, alle Spuren der Vielgötterei wegzuräumen, so haben sie doch das Wunderbare stehen lassen müssen. Und dies ist besonders in der Brahmanischen Mythologie einheimisch. Es läßt sich bestimmt angeben, welche Namen im Sanscrit die übermenschlichen Wesen führen, die in diesen Märchen erscheinen; die Feen, die wohlthätigen und friedlichen Genien, die blutdürstigen Dämonen u. s. w.“

Es wäre der Mühe werth gewesen, wenn Schlegel bei dieser allgemeinen Unterscheidung nicht stehen geblieben wäre; sondern jenes Unternehmen durchgeführt hätte. Ob er es vermocht hätte, muß ich dahin gestellt sein lassen; daß er im Allgemeinen Recht hat, wird kaum zu bezweifeln sein. Besonders die letzte Bemerkung ist einleuchtend. Das Zauberwesen in den echten, nicht spät erfundenen Märchen stammte aus der Zeit des polytheistischen Glaubens an gute und böse Gottheiten; dem Monotheismus gegenüber werden sie zu dämonischen Mächten, welche dieser noch duldet. Wenn wir aber von der Civilisationsstufe, der Sinnesrichtung, den Neigungen sprechen wollen, welche sich in der Tausend und Einen Nacht abspiegeln: so kommt auf den nationalen Ursprung wenig an. Genug, daß uns ziemlich verderbte Zustände vorgeführt werden, daß Sinnen-

genuß herrschende Triebfeder ist, Pracht, Luxus, Ueppigkeit, Weichlichkeit, Despotismus herrschen; mögen diese Dinge schon in den Originalmärchen vorhanden gewesen, oder von dem arabischen Ueberarbeiter erst hineingetragen sein.

Und dies unterscheidet die Feenmärchen wesentlich von den eigentlichen Volksmärchen, besonders von den deutschen und den nordischen. In diesen tritt ein einfaches, der Natur noch nahe stehendes Leben dem Zauberwesen gegenüber, welches dadurch noch wunderbarer und fremdartiger erscheint. In Tausend und Einer Nacht dienen die Schlösser der Sultane und ihre Wollüste den Palästen der Feen und dem Genußleben darin zum Vorbilde. Nur dem Grade nach, welchen die Einbildungskraft ins Unermeßliche steigert, nicht der Art nach unterscheiden sie sich.

Eben dies ist die Auffassung jener Franzosen und Französinnen. Auch ihr Streben geht auf die Erfüllung von Wünschen, wie die Orientalen in der Zeit des Verfalls und der Ueppigkeit sie hegten. In Volksmärchen können sie sich nicht finden, von ihrer tiefen Bedeutung begreifen sie nichts. Aber die Phantasie — mag es nun eine freie und reiche, oder eine am Stoff klebende und dürftige sein — spielen zu lassen, um dem Lebensgenusse durch die Seltsamkeiten und Gefahren des Zauberwesens Reiz zu geben — das war ihre Sache. Was für die Orientalen die Schlösser und Lusthaine der Chalifen, war für sie Versailles.

Und Wielands Neigungen führten ihn nicht auf die gleichen, aber auf ähnliche Wege. Pracht und Ueppigkeit liebte er nicht, aber in einer Welt verfeinerter Civilisation befand er sich am behaglichsten. Wo er in seinen Dichtungen bei Naturzuständen mit Liebe verweilt, sind es ideale, keine wirkliche. Nur jene, nicht diese, weiß er zu copiren. Ein=

fache Volksmärchen hatten so wenig Anziehungskraft für ihn als ihr Hintergrund.

Vieles von Wieland ist ins Französische übertragen, Don Sylvio ist es zweimal; die zweite Uebersetzung, die den Titel führt le Don Quichotte moderne, ist wieder von der Hand einer Frau, der Madame d'Ussieux. Die Herausgeber des Cabinet des fées haben sie in dem 1786 erschienenen 36sten Bande, mit dem sie damals ihre Sammlung abzuschließen gedachten (erst später erschienen noch einige Bände), wieder abdrucken lassen. Sie wollen, sagen sie, den Schluß machen mit einer Kritik der Feenmärchen, aus der junge Leute lernen könnten, daß sie sich an solchen Werken ergötzen mögen, ohne mit ihrer Einbildungskraft in die Irre zu gehen. — Wenn es für den deutschen Dichter eine Befriedigung sein konnte, einer fremden Nation als heilsames Gegenmittel wider süßes Gift zu dienen, hat er sie auf diese Weise gehabt.

An und für sich betrachtet ist Don Sylvio — bei manchen glücklichen Charakterzügen und launigen Einfällen — mittelmäßig und matt. Die Erfindung ist sehr dürftig, der Knoten allzu leicht geschürzt. Die Absicht, den Helden durch die Liebe heilen zu lassen, ist gar nicht durchgeführt und anschaulich gemacht; im Grunde erfolgt die Bekehrung durch eine ziemlich triviale Erörterung.

Von den

Komischen Erzählungen

ist in der 2ten Ausführung sattsam die Rede gewesen.

1766. 67. Agathon, erste Ausgabe.

(Zu S. 22.)

Es war gewiß ein sehr richtiger Gedanke des Dichters, daß eine Darstellung der Lebens- und Sittenphilosophie,

zu der er sich jetzt bekannte, die größte Wirkung machen würde, wenn er sie hervorgehen ließe aus dem Kampfe mit der Schule, zu deren Jüngern er selbst einst gehört hatte, einem Kampfe, aus dem die Hauptwandelung seines eigenen Lebens hervorgegangen war. Gleich im Anfange der Arbeit schrieb er an Zimmermann: „Vor etlichen Monaten habe ich einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünsche." (5. Jan. 62. Ausgew. Br. Bd. II. S. 163.). Aber hinaus über die psychologischen Beobachtungen und Erfahrungen, die er an sich selbst gemacht hatte, wollte er in der Treue der Copie nicht gehen. Selbst darauf führt meines Wissens keine Spur, daß der Begebenheit, durch welche Agathon belehrt wird über den unzureichenden Schutz, den schwärmerische Tugend gegen Versuchung gewährt, ein Vorfall aus des Dichters eigenem Leben zu Grunde liegt; so geneigt man auch sein möchte, es zu vermuthen. Ein Hauptmotiv, welches ihn bewog, die Scene in das alte Griechenland zu verlegen, war gewiß die volle Freiheit, die er suchte, zu den Ursachen der Seelenwandlungen Einwirkungen aus so verschiedenen Lebensgebieten zu wählen, wie die modernen Verhältnisse sie nicht gewähren.

Eben so verhält es sich mit den übrigen Personen. Das Verhältniß Agathons zu Psyche ist das Verhältniß des Dichters zu Sophie La Roche, keineswegs aber hat diese Frau zu Psyche's Bilde gesessen, welches überhaupt der individuellen Züge sehr entbehrt. Gruber hat in seiner Entwickelung dieser Beziehungen (Bd. LI. S. 347 fg.) ganz gute Bemerkungen.

Wie hoch oder wie gering man übrigens den absoluten Werth des Agathon anschlagen mag; auf jeden Fall war er dazu angethan, in der deutschen Litteratur Epoche zu machen. Ein Roman, welcher Fragen der wichtigsten Art in einer so anziehenden Einkleidung behandelte, sie dem Nachdenken des Lesers so nahe rückte, indem er ihn anzog und unterhielt, das war eine in ihrer Art so neue und so ausgezeichnete Erscheinung, wie es achtzehn Jahre vorher der Messias in der seinigen gewesen war. Auf Lessing machte sie einen solchen Eindruck, daß er, der damals schon seit mehreren Jahren über die deutsche Belletristik völlig geschwiegen hatte, die Gelegenheit ergriff, sich in der Dramaturgie über den Agathon zu äußern. Nach jener eingerückten Stelle über Shakspeare (oben S. 139.) fährt er fort: „Ich habe sie mit Vergnügen aus einem Werke abgeschrieben, welches unstreitig unter die vortrefflichsten unsers Jahrhunderts gehört, aber für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben zu sein scheinet. In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf Aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen vors erste an den * * * kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den — Agathon. Dieses ist das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier als gar nicht, sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten,

oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone sie davon sprechen *). Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von classischem Geschmacke. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, vielleicht daß es einige Leser mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen ist ohnedem nichts gelegen."

Es hat gewiß auch außer „unsern Großen" in Deutschland Leute gegeben, deren Aufmerksamkeit durch eine so warme Empfehlung Lessings auf den Agathon gelenkt worden ist. Wenn sie nur gewußt hätten, daß es Lessing mit dieser Anpreisung kaum halber Ernst war. Wenigstens sieht es nach einem am 27sten Oct. 1772 an Wieland geschriebenen Briefe F. H. Jacobi's (dessen auserl. Briefw. Bd. I. S. 83.) so aus. Es heißt hier: „Lessing, der diesem Werke in seinen dramaturgischen Briefen (sic) ein so großes Lob beilegte, hat im verwichenen Frühjahr, in einer Gesellschaft, wo George zugegen war, gegen die Moralität desselben sehr heftig declamirt. Als ein Werk der Kunst betrachtet, sagte er, ist die Geschichte des Agathon vortrefflich, aber ein sittlich gutes Buch ist sie nicht."

Und das soll Lessing gesagt haben? Es ist wahr, der große Mann hat sich öfters darin gefallen, Behauptungen

---

*) Es war also keine Selbstüberschätzung des Dichters, wenn er um dieselbe Zeit (4. Febr. 1768) an Riedel schrieb: „Ich gestehe Ihnen sub sigillo confessionis, daß ich selbst etwas auf den Agathon halte, und daß die deutschen Kunstrichter und Leser zusammengenommen durch ihre mehr als phlegmatische Gleichgültigkeit über ein Werk von dieser Art meine Erwartung übertroffen haben. Seltsame Nation, wer würde für dich arbeiten wollen, wenn der Reiz nicht mächtiger wäre, als deine Indolenz!" (Samml. v. L. W. Bd. I. S. 181.).

aufzustellen, welche parador klangen, gültige Meinungen bestritten, auch wol von seinen eigenen sonstigen Aeußerungen abwichen, um den Widerspruch zu reizen und eine den Gegenstand von verschiedenen Seiten beleuchtende Erörterung herbeizuführen. Aber hier wäre weit mehr. Hier würde sich zeigen, daß er die Leser der Dramaturgie auf bedenkliche Weise hinter das Licht geführt hätte. Denn man erwäge nur, daß er ja nicht etwa in jener Stelle das Gewicht auf die Form im Agathon legt, wodurch der Inhalt als Nebensache erscheinen würde. Es ist, sagt er vielmehr, für den denkenden Kopf ein Roman, ein Titel, den er ihm lassen wolle, weil er dadurch vielleicht einige Leser mehr bekomme. Doch also, damit sie, durch die Form eines Romans angezogen, den Inhalt beachten. Und hier, in dem Gespräche, soll er diesen Inhalt als einen verführerischen, als einen verderblichen dargestellt haben?

Wir würden daher, auch wenn Jacobi's Mittheilung hier abbräche, allen Grund haben, sie mindestens in Zweifel zu ziehen, weil wir Lessings Denkungsart kennen. Glücklicher Weise können wir aber Bestimmteres sagen, wenn wir weiter lesen. Lessing soll nämlich so fortgefahren haben: „Wieland hat das Resultat davon in einen einzigen Vers gebracht: Die Tugend ist, wenn wir die Weisen fragen, ich weiß nicht, was. Warum will er dem Menschen die Meinung in den Kopf und in das Herz schmeicheln, die Begriffe von Tugend und Schönheit haben nichts Wesentliches in sich, es sei beinahe damit eine bloße affaire de caprice?“

Die angeführten Verse bilden bekanntlich den Anfang des Kombabus, dessen Erscheinung in die Zeit fällt, in welcher nach Jacobi das Gespräch Statt fand. Nichts

natürlicher, als daß das neueste Product der Wielandschen Muse den Stoff zu einer lebhaften Erörterung hergab, in welcher Lessing sich über den allerdings bedenklichen Inhalt des Gedichts, auf den ich noch zurückkommen werde, mißbilligend ausgesprochen haben wird. Hier, wo im Eingang die Uebung der Tugend dem Tugendbegriff scharf gegenüber gestellt wird, war Anlaß zu einer ernsten Rüge, daß der Dichter den letztern verspottet. Dabei mag auch über die Grundsätze im Agathon ein Wort gefallen sein, aber unmöglich kann Lessing gesagt haben, die Quintessenz des Romans sei in jenen Versen enthalten. Der gute Johann Georg Jacobi hatte nur halb gehört, und einen verwirrten Bericht darüber geschrieben, ohne daß ihm eingefallen wäre, daß er Lessing dadurch in ein ziemlich zweideutiges Licht stelle. Auch dürfte Friedrich Heinrich, als er an Wieland schrieb, die Aeußerung Lessings eher verschärft als gemildert haben, weil er damit, wie wir nachher sehen werden, eine Art von pädagogischem Zweck erreichen wollte. Daß Wieland, der an die wörtliche Treue des Berichts glaubte, dadurch für Lessing nicht freundlich gestimmt werden konnte, versteht sich von selbst. Er beugte sich vor seinem kritischen Geiste, aber die Züchtigungen, die er vor einem Jahrzehend von ihm erhalten hatte, waren schwerlich schon ganz verwunden. Indeß trat dennoch bald, wie wir später sehen werden, ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen ein. Wie stand nun aber Lessing in der That zu Wielands moralischen Ansichten?

In der Spötterei über die Tugendbegriffe, die den Eingang des Kombabus bildet, behandelt Wieland den eudämonistischen oder cyrenäischen mit leicht ersichtlicher Gunst, im Ganzen aber bleibt nicht bloß der Zweifel stehen,

welcher der rechte sein möchte, sondern noch weit mehr die Meinung, daß es überhaupt vergeblich sei, einen zu suchen. Und dies ist es, was Lessing mißbilligt, nicht die Zweifel, das Ringen, das Suchen nach dem rechten Wege im Agathon. Diese sind vielmehr ganz nach seinem Sinne. Die aus Lebensschicksalen und psychologischen Erfahrungen geschöpfte Ueberzeugung, daß es mit einem jenseits aller Realität liegenden Tugendideale, mit allen hochfliegenden Phrasen der Klopstockschen Engelwelt nicht gethan sei, daß die Sittlichkeit gelebt werden müsse, und daß dies Leben eine schwierige, nicht rasch mit dieser oder jener Formel zu lösende Aufgabe sei — dies Alles, mit völlig abgeschütteltem Schulstaube, anziehend, jeden Leser, der des Denkens nur überhaupt fähig ist, zum weitern eignen Denken auffordernd, dargestellt zu lesen — daran hatte Lessing sich wahrhaft erquickt, dies hatte er für höchst zeitgemäß und ersprießlich gehalten, das hatte ihn zu der warmen Empfehlung vermocht. — Das Buch aber, welches ihm diesen Beifall abgewann, ist der Agathon der ersten Ausgabe, wo ein fertig gebautes System allgemeiner Grundsätze, nach welchen der über Agathons Irrwege aufgeklärte Leser sein Leben einzurichten habe, noch nicht aufgestellt ist, ein weiteres Ringen und Streben nach dem rechten Ziele aber noch möglich, ja nothwendig erscheint. Wie Agathon so glücklich wurde, als ihn der Dichter nach jenem Briefe an Zimmermann machen wollte, bleibt hier noch ziemlich dunkel. Und der müßte Lessing schlecht kennen, der nicht gleich sähe, wie sehr dies seinen Ueberzeugungen entsprach. Mit den folgenden Bearbeitungen des Romans, wo der Dichter seinen Helden und seine Leser in den sichern Hafen, wo alle Zweifelsstürme

schweigen, geführt zu haben glaubt, würde Lessing schwerlich so zufrieden gewesen sein.

In der ersten Ausgabe (auf die späteren komme ich weiterhin) wird die innere Geschichte Agathons nur bis zu dem Zeitpunkt geführt, wo ihm, nachdem er Syrakus verlassen, „ein großer Theil seiner vormaligen Ideen, an denen er zu Smyrna nur zu zweifeln angefangen hatte, nun ganz chimärisch, übertrieben und grillenhaft erscheinen, ohne daß er darum weniger rechtschaffen, weniger wahrheitsliebend, weniger edelgesinnt und wohlthätig, weniger theilnehmend für das Beste des menschlichen Geschlechts geworden wäre, ohne daß darum der erhebende Gedanke, für eine größere Sphäre als dies animalische Leben, für eine edlere Art von Existenz als unsre dermalige bestimmt zu sein, an Reiz und Macht für ihn etwas verloren hätte. Wie indeß die Bezauberung seiner Einbildungskraft verging, hörte auch die Begierde auf, große Thaten zu thun, allem Unrecht in der Welt zu steuern, mit den Feinden der allgemeinen Glückseligkeit sich herumzuschlagen, und die Menschen, wider ihren Dank und Willen, glücklich machen zu wollen." — „Was konnte nun aber, heißt es dann ferner, der Verfasser der griechischen Handschrift mit seinem Helden weiter anfangen, als ihn in einen Zusammenfluß glücklicher Umstände führen, wenn ein solcher auch allzuselten ist, um wahrscheinlich zu sein?" (1ste Ausg. Th. II. S. 286—299.).

Deutlicher konnte Wieland es nicht sagen, daß Alles, was nun noch folgt — und es ist auf wenige Bogen zusammengedrängt — die Wiederfindung und Wiedererkennung der Psyche, als seiner Schwester, und der Danae — nur bestimmt sind, der Geschichte den äußern Ablauf zu

geben, den Leser, und besonders Leserinnen, nun einmal erwarten.

Indeß stellt der Dichter auf der letzten Seite noch einige künftige Nachträge in Aussicht: die Geschichte der schönen Danae und das System des weisen Archytas, in dessen Haus Agathon eine in jedem Betracht erwünschte Zuflucht findet. Die Bestimmung dieser Stücke war, den Abschluß der innern Geschichte desselben zu bilden, und Wieland hielt die Ausführung dieses Gedankens damals für so leicht und nahe, daß er 21sten Decbr. 1767 an Geßner schreibt (Samml. v. L. W. Bd. I. S. 75.): „In nächstkünftigem Jahre soll Agathon einen dritten Theil bekommen. Dieser Theil wird den besondern Titel: Archytas haben, und speculativische Unterredungen zwischen diesem weisen Alten und unserm Agathon enthalten. Die Religion wird ein hauptsächliches Object davon sein, und Ihre Freunde werden, wie ich hoffe, damit zufrieden sein."

Aber die Erfüllung dieser Verheißung ließ noch eine lange Reihe von Jahren auf sich warten, und aus keinem andern Grunde, als weil der Dichter die Lösung der Aufgabe, die er sich damit gestellt, schwieriger fand, als er geglaubt hatte.

Mit dem Agathon fängt Wieland an, griechische Charaktere und Sitten so zu schildern, sie für dichterische und doctrinäre Zwecke geistig so zu übersetzen, wie er es in seiner ganzen folgenden Laufbahn gethan hat. Diese Art von Modernisirung des Antiken ist im Texte (oben S. 34.) kurz charakterisirt, der Verehrer Wielands, dessen strenges Urtheil darüber dort erwähnt wird, ist Bouterwek (Bd.

XI. S. 124.). Das an Franzosenthum streifende Wesen in diesen Griechen ist gewiß ein erheblicher Uebelstand, und hat jetzt etwas sehr Zurückstoßendes für uns. Aber man darf fragen, ob es nicht damals eines von den nothwendigen Mitteln war, die Alten aus den engen Wänden der Schule in die luftigen Räume des Lebens zu führen, wozu freilich bald ganz andere, zu wahren Anschauungen leitende Wege eröffnet wurden. Lichtenberg sagt einmal (Verm. Schr. Bd. I. S. 311.): „Ich möchte wol wissen, wie es um unsere deutsche Litteratur in manchen Fächern stehen würde, wenn wir keine Engländer und Franzosen gehabt hätten. Denn selbst zum bessern Verständniß der Alten sind wir durch sie angeführt worden."

Und welche Bestätigung erhält dies Urtheil, wenn wir es auf den französirenden Wieland anwenden, durch ein Geständniß des Dichters der Iphigenie und der römischen Elegien! „Im Musarion war es, wo ich das Antike lebendig und neu wiederzusehen glaubte." (Bd. XXI. S. 68.).

Es wird sich weiter unten Gelegenheit finden, Wielands Art der Schilderung griechischer Sitten an einem besondern Beispiel näher zu erläutern.

1768. Idris (Ariost).

(Zu S. 39.)

Für die Form des Agathon wird sich schwerlich ein bestimmtes Muster, an das sich der Dichter lehnt, aufzeigen lassen; sie kann auf Originalität Anspruch machen. Beim Idris dagegen weisen Auffassung und Behandlung des Stoffes, die ganze Form, Sprache und Versmaß auf Ariost zurück. Wieland selbst nennt zwar nur die Vier Facardine des Grafen Hamilton, mit welchem Märchen Idris allerdings Einiges gemein hat, als sein Vorbild,

nicht den rasenden Roland, aber offenbar nur darum nicht, weil er sich scheut, die Vergleichung hervorzurufen.

Ich habe den Ariost unter den Lieblingsschriftstellern unsres Dichters nicht genannt, weil sich sein Verhältniß zu ihm doch hauptsächlich nur auf die Nacheiferung in der Gattung bezieht. Wieland scheint ihn 1759 zuerst kennen gelernt zu haben. Höchlich mußte er sich von ihm angezogen fühlen. Ariosts Geschmack am Phantastischen, Wunderbaren, Weichen, Ueppigen war der seine; die Meisterschaft in der Darstellung solcher Bilder und Situationen konnte ihm als ein glänzendes Muster vorleuchten. Aber dies ist nicht Alles. Auch im Verhältniß zu ihren Stoffen, wie sich in der Behandlung derselben ein Kampf zwischen alten und neuen Elementen in ihren Tagen abspiegelt, haben beide Dichter manches Uebereinstimmende. Die Italiäner hatten volksmäßige Traditionen von einem einheimischen Ritterthum nie gehabt, die Deutschen hatten die ihren vergessen; Ariost entbehrte, wie seine Vorgänger *), den unschätzbaren darin liegenden

*) „Immer hatten die Italiäner es schwerer als die Volksdichter anderer Nationen. Die Sage, die sie behandelten, stammte nicht aus nationalen Erinnerungen: sie war nicht einheimisch auf diesem Boden: aus fremden, anderswo erfundenen Büchern mußte sie herüber genommen werden: die Uebung der Poesie selbst war an kein Fest, an keine Feierlichkeit geknüpft; persönliches Bedürfniß war in der Regel ihr Ursprung." Ranke, Zur Geschichte der italiän. Poesie, Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wissensch. aus 1835. S. 420. Erst durch die Ausbreitung der Litteratur im funfzehnten Jahrhundert kam der romantische Stoff aus Frankreich nach Italien und fand da außerordentlichen Beifall. Es entstand eine wahre Leidenschaft, ihn poetisch zu behandeln. Ruth, Gesch. d. ital. Poesie Th. II. S.

Vortheil, schaltete nun aber über seinen Stoff um so freier, und eben so Wieland; beide Dichter standen in der Strömung einer mächtig wachsenden neuen Zeitrichtung, und warfen, einer wie der andere, die alten Vorstellungen und Neigungen weg, um sich dem Sinne der neuen hinzugeben.

Seitdem man in Deutschland angefangen hatte, den Quellen und älteren Bearbeitungen der romantischen Stoffe eifrig nachzugehen, seitdem man besonders Bojardo, den trefflichen unmittelbaren Vorgänger Ariosts, näher kennen gelernt hatte, ist dieser Jenem gegenüber von Manchen unbillig in den Schatten gestellt worden *). Schon Friedrich Schlegel thut dies; noch ungleich weiter geht Fr. Wilh. Val. Schmidt (Ueber d. ital. Heldengedichte a. d. Sagenkreise Karls d. Gr. S. 214 fg.). Dagegen wägt auf gleicher und gerechter Wage Ranke in der angeführten vortrefflichen Abhandlung jedem der beiden Dichter das ihm Gebührende zu. „In Bojardo und Ariost, sagt er, zeigen sich zwei verschiedene Fähigkeiten der Phantasie. Bojardo dichtet im Großen: die Ereignisse wie die Erscheinungen stellen sich ihm auf einmal im Ganzen dar. Ariosts eigenthümliches Talent dagegen liegt in der durchgebildeten Anschauung einzelner Momente, die er in deutlichem Umriß darlegt: mit Vergnügen, Wohlgefallen und

---

162. 234. Fr. Schlegel (Werke Bd. II. S. 22.) findet sogar den Pulci „nur als Beweis merkwürdig, wie fremd dem italiänischen Geist zuerst das eigentlich Romantische war".

*) Die wichtigeren Urtheile über Bojardo hat belehrend zusammengestellt Regis in dem Glossar hinter seiner Uebersetzung des verliebten Roland u. d. W. Bojardo.

Absicht geht er auch auf das Kleine ein: Moment nach Moment bringt er so recht mit Behagen und Genuß hervor und stellt sie auf das Lebendigste vor unsere Augen.... Im rasenden Roland kann nicht von der strengen Einheit eines von Einer Idee ausgegangenen, zu Einem Zweck harmonisch angelegten, etwa eine einzige große Handlung ausführenden Poems die Rede sein. Wir wissen, daß Ariost so zu sagen die Episoden eher machte als das Gedicht, die Handlung, welche sie jetzt nicht mehr beherrschte, sondern nur verknüpfte, setzte er erst darnach dazwischen.... Und so brachte er dieses verwunderungswürdige Werk hervor, um dessen willen ein Jahrhundert seinen Namen dem andern unter denen überliefert, die der Vergessenheit entgangen sind. Allenthalben tritt er uns selbst entgegen, ein heiterer Mensch, im Grunde gut, obwol er nicht einem Begriff oder Ideal, sondern seiner Natur nachlebt, der seine Erfahrungen und Neigungen mit Behagen vor uns enthüllt. ... Immer werden diese beiden Gedichte, der verliebte und der rasende Roland, als die gelungensten Hervorbringungen italiänischer Romantik zu betrachten sein. Dem Ersten wird man vielleicht in Erfindung und tieferer Poesie, dem Andern in der Ausbildung einzelner Momente, anschaulicher Darstellung, glücklicher Verknüpfung und der Sprache den Preis zuerkennen müssen."

Bei aller überwiegenden Meisterschaft in der Schilderung des Einzelnen legt sich doch um die reiche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die heitere, fein schalkhafte Lebensanschauung des Dichters wie ein Alles verbindender Duft. Unübertrefflich drückt dies Goethe aus in der herrlichen Schilderung Ariosts, die er am Ende des ersten Aufzugs des Tasso dem Antonio in den Mund legt.

Dieser begeisterten Lobrede stehen allerdings kurz vorher gesprochene Worte der Prinzessin gegenüber, in welchen sie von Tasso sagt, daß er sein Gedicht zum Ganzen ründen, nicht Märchen über Märchen häufen will, die wie lose Worte verklingen. Denn es ist ja unverkennbar, daß Goethe, indem er sie diese bedeutungsvollen Worte sprechen läßt, ihr den Gedanken an den zu übertreffenden Ariost in die Seele legt. Beiden Auffassungen desselben will unser großer Dichter Raum geben. Die Motivirung in der persönlichen Neigung und Abneigung der Redenden raubt ihnen nichts von ihrer Objectivität.

Die Verse der Prinzessin läßt daher auch Tieck im Phantasus (Schr. Bd. IV. S. 121.) einen der Freunde anführen, welche streiten, ob man den rasenden Roland ein vollendetes Gedicht nennen könne, da es nur einzelne Theile seien, und diese, ohne ein organisches Ganzes, im strengern Sinn nur Fragmente von und zu Gedichten heißen könnten — welcher strengern Ansicht sich offenbar Tieck selbst zuneigt. Ich kann mich nicht dazu bekennen. Von Ariost verlangen, daß er aus seinem Stoffe hätte ein Ganzes bilden sollen, heißt verlangen, daß er die Welt der ihre Thatkraft in Einzelkämpfen zersplitternden Ritter als eine große und würdige hätte betrachten sollen, was wider seine Anschauungen und seine Natur lief.

Ariost ist Dichter genug und eigenthümlich genug, um fordern zu können, daß er mit seinem eigenen Maße gemessen werde, wie es in dem Gedichte deutlich genug liegt. Vischer sagt in seiner Aesthetik (Th. III. S. 1302.) vom rasenden Roland: „Die feste Zeichnung, welche das Epos fordert, zerfließt in nie ruhendem Rinnen der Gestalten, die fruchtbarste Erfindung und die lebendigste sinnliche

Vergegenwärtigung, echt epischer Kräfte, wirken nicht episch, weil kein Bild verweilt ... es ist ein künstlerisch entfaltetes, ausgedehntes Märchen, gewiß kein Epos." Vollkommen richtig. Aber warum diesen Maßstab überhaupt anlegen? Das großartige historische Epos war, wie Vischer auf der nächsten Seite selbst sagt, längst nicht mehr möglich; wol aber war die Zeit einer Neben- und Spielart mit glänzenden Farben und berauschendem Dufte gekommen, die der nicht etwa travestirenden, sondern mit dem Scheine des Ernstes fein parodirenden Art. Und von dieser ist Ariost der unvergleichliche und unerreichbare Repräsentant.

Ruth, der im 2ten Theile seiner Geschichte der italiänischen Poesie Ariosts Werk und Eigenthümlichkeit mit großer Ausführlichkeit zergliedert, beschuldigt ihn des Mangels an Erfindungsgabe, da er alle seine Figuren aus dem Bojardo entlehnt, und die von diesem angelegten Fäden nur weiter spinnt. Wenn aber die Erfindung des Stoffs zu den unerlaßlichen Erfordernissen der vollkommnen Poesie gehört, so muß Homer auf seinen Platz in der ersten Classe der Dichter verzichten. Indem Ariost Bojardo's Erzählung fortführt, gewinnt er den Vortheil eines Stoffs, der dem feinen Publicum, für welches er dichtete, genau bekannt war; denn — es ist ein Punkt, auf den man immer zurückkommen muß — nur in den Zeiten gesunkener Kunst sucht man Wirkung durch das Unbekannte und Unerhörte. Ariost ersetzt dadurch bei jenem litterarisch gebildeten Hörer- oder Leserkreise die vertraute Bekanntschaft mit den volkspoetischen Ueberlieferungen, welche die Dichter der poetischen Blütezeiten bei allen Ständen voraussetzen durften. — Weiter wird Ariost von Ruth

gestraft wegen des Mangels einer sittlichen Haltung seiner Helden und Heldinnen, wegen der Zweck- und Planlosigkeit ihrer Thaten und wegen einer durchgängigen Verspottung des Ritterthums, welches doch so viele ernste, gehaltvolle und würdige Seiten gehabt habe. Man darf diese drei Puncte nur in Verbindung bringen, so widerlegt die Anklage sich selbst. Daß Ariost für große Eigenschaften des Ritterthums keinen Sinn und keinen Preis gehabt, ist unrichtig, wol aber fühlte er sich als Poet berechtigt, die Thaten des Ritterthums, welches er, wie er es in der Ueberlieferung vorfand, behandelte, die Thaten ruhelosen, nach Abenteuern dürstenden Umherstreifens eben nicht als gehaltvolle und würdige zu betrachten, sondern als leere, innerlich um so nichtigere, je prunkender sie auftreten. Diesen Prunk, die riesenhaften Uebertreibungen, welche die Sage ihnen geliehen, läßt er ihnen, und dichtet in diesem Sinne fort, um die ironische Verspottung aus der Schilderung der Thaten von selbst hervorgehen zu lassen. Darum sind diese Thaten eben so sehr von allem ernsten Zwecke entkleidet, als die Charaktere von sittlicher Haltung.

Hierin liegen denn auch die Nachtheile, in welchen sich Wieland zunächst im Idris nach dem Stoffe und nach der poetischen Tiefe befindet, wenn man ihn mit Ariost vergleicht. Interesse und Vorliebe für einen bekannten Stoff, durch welche er seine Leser schon im voraus anziehen könnte, mangeln; er kann sie allein von seiner frei erfundenen Fabel und der Kunst seiner Erzählung erwarten. Diese Erfindung, in welcher ein erträumtes Ritterleben und Feerei, wie schon in seinem italiänischen Vorbilde, zusammenfließen, soll ihm Anlaß geben, die Hingebung an

lockenden Sinnengenuß, das Versenken in ein weiches, träumerisches Nichtsthun zu malen, und er thut dies mit großem, entschiednem Talent. Darstellung und Sprache verbreiten über Idris einen eigenen Schmelz; es ist ein Ton darin, welchen der Dichter nachher so nicht wiederfand, weil er nicht wieder mit derselben Unbefangenheit arbeitete. Aber auch hier ist die Unbefangenheit schon gebrochen durch das Lehrhafte, durch die Lieblingsmeinung.

Als er in der Arbeit an dem Gedicht schon ziemlich vorgerückt war, schrieb er an Geßner (21. Juli 1766. Samml. v. L. W. Bd. I. S. 34.): „Was für ein Stoff! welch ein Plan! was für Erfindungen! Was wird der ernsthafte, philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unserer Nation zu einem Werke sagen, das in der ganzen poetischen Welt an Extravaganz seines gleichen weder hat, noch hoffentlich jemals bekommen wird. Stellen Sie sich eine Fabel im Geschmacke der quatre Facardins oder des Bélier von Hamilton vor — aber eine Fabel, die keiner andern gleich steht, die noch aus einem gesunden Kopfe gekommen ist — die Quintessenz aller Abenteuer der Amadise und Feenmärchen. — Und in diesem Plane, unter dieser frivolen Außenseite Metaphysik, Moral, Entwickelung der geheimsten Federn des menschlichen Herzens, Kritik, Satire, Charaktere, Gemälde, Leidenschaften, Reflexionen, Sentiments — kurz Alles, was Sie wollen, mit Zaubereien, Geister-Historien, Zweikämpfen, Centauren, Hydern, Gorgonen und Amphisbänen, so schön abgesetzt und durch einander geworfen, und das alles in einem so mannigfaltigen Stil, so leicht gemalt, so leicht versifizirt, so tändelhaft gereimt, und das in ottave rime. — Vergeben Sie mir, mein Freund,

wenn ich Eitelkeit genug habe, Ihnen zu sagen, daß Sie schwerlich jemals etwas so Drolliges gesehen haben als Idris und Zenide ist." Eben so nennt er in der später weggebliebenen Widmung der ersten Ausgabe an Riedel den Idris „eine abenteuerliche Composition von Scherz und Ernst, von heroischen und komischen Ingredienzien, von Natürlichem und Unnatürlichem, von Pathetischem und Lächerlichem, von Witz und Laune, ja sogar von Moral und Metaphysik."

Und diese Metaphysik, diese Moral ist die Lehre von der echten Liebe, nämlich der in den Sinnen und in der adelnden und verklärten Seelensympathie zugleich wohnenden, gegenüber sowol der bloß sinnlichen als der platonischen. Aber der Ernst, mit dem diese Lehre vorgetragen wird oder durchscheint, drückt zu schwer auf das leichte, gaukelnde Spiel der Phantasie und beeinträchtigt seine Wirkung. Ariost verflüchtigt in seinen Scherzen Alles, die Weisheit liegt darin, daß auch der die tollgewordene Phantasie belächelnde Verstand, wenn er seine Unzulänglichkeit selbstgefällig verkennt, der Verspottung nicht entgeht. Dies ist die Großheit, zu der sich Wieland nicht erheben kann; die Ergebnisse seiner Weisheit sind ihm zu lieb, als daß er auch sie der auflösenden Ironie Preis geben sollte. Ueberhaupt ist es ein Mangel seiner Ironie, deren er sich viel und gern mit dem Bewußtsein des Talents dafür bedient, daß sie nicht das Product einer allgemeinen Weltanschauung ist, sondern sich immer nur gegen das Einzelne richtet und dadurch an Feinheit und Leichtigkeit verliert.

In der angeführten Widmung der ersten Ausgabe an Riedel sagt der Dichter: „Es sind nun fünf Jahre, daß

ich über diesen unwürdigen Idris an meinen Nägeln kraue; und wenige Journalisten in der Welt können sich eine Vorstellung von der unendlichen Mühe machen, die ich mir geben mußte, um diesem Gedicht das Ansehen von Leichtigkeit und die Politur zu geben, welche man, wie ich mir schmeichle, in den meisten Stanzen desselben nicht vermissen wird." Man glaubt dies gern. Denn so sehr der Stil des Idris Wielands natürlicher scheint und ist; so war er doch durch den frühern, ihm nicht natürlichen, zu lange überdeckt, als daß er ihn jetzt ohne große Mühe hätte ausbilden können.

Indeß fing er an, die Vollendung des Gedichts unausführbar zu finden. Statt der Schlußverse des fünften und letzten Gesangs:

Der Pinsel fällt mir willig aus den Händen;
Wer Lust hat mag das Bild und — dieses Werk vollenden!

stehen zwar in der ersten Ausgabe andere, welche eine Fortsetzung noch erwarten lassen können. Doch versichert er in der Vorrede zur letzten Ausgabe, schon damals sei seine Meinung dahin gegangen, es bei den fünf Gesängen bewenden zu lassen, da sie eine Art von Gegenstück zu den vier Facardinen bleiben sollten. Aber über den Grund dieses Entschlusses wird den Briefen aus jener Zeit mehr zu glauben sein. An Geßner schreibt Wieland am 3. Dec. 1767 (Samml. v. L. W. Bd. I. S. 77.): da ihm der Muth, den Idris jemals zu vollenden, völlig gefallen sei, sei er entschlossen, ihn ein Fragment bleiben zu lassen — und im nächsten Jahre an Riedel (das. S. 203.): „Idris muß, so gut als die koische Venus, ein ewiger Torso bleiben; denn die folgenden Situationen und die Entwickelung sind in der That insoutenables. Lassen Sie mich dem

Triebe der Muse folgen, die mich auf andern Unternehmungen fixirt." Und gewiß: wenn er sich auf dem schon ziemlich schlüpfrigen Pfade noch weiter gleiten ließ, kann man es nur billigen, daß er einhielt.

Indeß steht es den Werken der beiden Vorbilder, Ariosts und Hamiltons, weit besser an, daß sie unvollendet geblieben sind, als dem Idris. Bei den vier Facardinen gehört es zu der Verspottung der Feenmärchen, welche der alleinige Zweck Hamiltons ist. Im rasenden Roland ist ja die hindurchgehende Heldengeschichte nur der die einzelnen Abenteuer äußerlich und lose verbindende Faden, an dessen Beschaffenheit wenig liegt, daher es auch gleichgültig ist, ob er bis an ein bestimmtes Ziel läuft oder nicht. Wieland aber hat einen Lehrzweck, zu dem eine Lösung der Verwickelungen gehört, und nicht bloß eine äußerliche, sondern auch eine Seelengeschichte, welche mit der Weiterführung der keck phantastischen Abenteuer immer mehr in Widerspruch gerathen wäre. Dies scheint es eben gewesen zu sein, woran die Fortsetzung scheiterte.

Versbau.

(Zu S. 46.)

Für die Geschichte der deutschen Verskunst ist Idris wichtig als der erste gelungene Versuch, die epische Versart der Italiäner, die achtzeilige Stanze, im Deutschen nachzubilden. Er wisse selbst nicht, sagt der Dichter in der Zuschrift vor der ersten Ausgabe, wie ihm der Einfall gekommen sei, einen solchen Versuch zu machen, und zu sehen, wie weit es ihm gelingen möge, die Art von Schönheiten hinein zu legen, um derentwillen Ariost schon lange sein gewöhnliches Taschenbuch sei. — Der Einfall kam ihm also auf die natürlichste Weise von der Welt. Mit

dem großen Behagen an der Darstellungsweise dieses „Taschenbuchs" stellte sich ganz von selbst auch das an seiner Versform ein; und das ganz richtige Gefühl des Zusammenhangs von Stoff und Form führte ihn dazu, wie die Art des erstern so die letztere nachzubilden.

„Die Schwierigkeiten bei der Durchführung eines solchen Versuches, sagt er dann weiter, würden unüberwindlich gewesen sein, wenn ich mir, in der Länge und Kürze der Zeilen und in der Vermischung derselben, nicht eine Freiheit erlaubt hätte, welche die Natur unsrer Sprache zu erfordern schien. Ich fand aber bald, daß dasjenige, was anfangs ein Werk der Nothwendigkeit gewesen war, eine reiche Quelle von musicalischen Schönheiten sei, wodurch die Monotonie der welschen ottave rime, welche in unsrer Sprache aus bekannten Ursachen ungleich weniger erträglich gewesen wäre, glücklich vermieden, und ein weit vollkommnerer Rhythmus, eine immer abwechselnde, oft nachahmende und allezeit das Ohr ergötzende Harmonie in diese Versart gebracht werden könne; kurz, daß das Mechanische meiner Stanzen dadurch einen wirklichen Vorzug vor den italiänischen erhalte." So die Vorrede zur *ersten Ausgabe*. In der zur letzten hat Wieland diese Stelle so verändert, daß der Tadel der italiänischen Stanze wegfällt, der auch ganz unbegründet war, da Monotonie in ihr nicht Statt findet. Dagegen ist nun von einem „wahren Vorzuge der freiern Art von Stanzen vor den *strengern* ottave rime" die Rede. Die Vergleichung beider Fassungen zeigt, daß Wieland in der letztern nur deutsche Stanzen gemeint haben kann.

Der Tadel der strengern Art, den er nur flüchtig andeutet, findet sich weiter ausgeführt in einer kleinen 1846

erschienenen Schrift von Gotthold „Ueber die Nachahmung der Italiänischen und Spanischen Versmaße in unserer Muttersprache“. Der Verfasser behauptet, daß man in dieser Nachahmung jetzt von einem ganz falschen Grundsatz ausgehe und ein ganz falsches Ziel verfolge, nämlich den höchsten Grad der Glätte reiner ungemischter Jamben. Ob er damit nicht zu weit geht, kann ich hier eben so gut dahingestellt sein lassen, wie die Frage nach dem Werthe eines von ihm vorgeschlagenen Ersatzes für die in unserer Sprache nicht zulässige anziehende und ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit des Sylbenfalls der italiänischen Stanze. Gewiß aber ist, daß die Ottaven in den Uebersetzungen von Gries und Streckfuß nach ihren den Wielandschen schnurstracks entgegenstehenden Grundsätzen, bei aller meisterlichen Kunstfertigkeit, durch den stets gleichen Sylbenfall eine Monotonie und Monorhythmie erhalten, welche auf die Länge höchst ermüdend wirken. Wielands Bestreben, diesem Uebelstande zu entgehen, hat ihn zu dem entgegengesetzten Abwege, zu einer übermäßigen, an Regellosigkeit streifenden Freiheit geführt. Aber es sind doch auch hier sehr gute Früchte erzielt worden, und man würde Wieland ein bittres Unrecht zufügen, wenn man verkennen wollte, daß ihm die absolute Nothwendigkeit, sich ein gefügiges Organ zu verschaffen, eine mühselige Arbeit auflegte, in der das Rechte nicht sofort zu treffen war. Denn es hatten auch auf diesem Gebiet die deutschen Dichter — Wieland und Klopstock, jeder auf seine Weise, an ihrer Spitze — mit den Schwierigkeiten eines Neubaus zu kämpfen, da durch die Nachlässigkeit und den Stumpfsinn vorangegangener Jahrhunderte in der Verskunst, der Sprache, wie in der Poesie überhaupt, der

Zusammenhang mit der eigenthümlich nationalen Zeit zerrissen war und statt organischer Entwickelung und Fortbildung Geschmacklosigkeit, Verwilderung, Barbarei eingetreten waren. Wenn Alles von vorn angefangen werden mußte, wie war da ein mühseliges, zuweilen auch mißlingendes Experimentiren zu vermeiden? Zumal wir auch jetzt, nach so vielen durch die glücklichsten Talente gemachten Fortschritten, über ein solches Experimentiren über Unsicherheit im Gebrauche der Sprachmittel für den Versbau noch lange nicht hinweg sind.

Nach der Natur Wielands könnte man glauben, die Verse seien ihm auf den ersten Wurf gelungen. Aber schon in den Komischen Erzählungen und dem Idris hörte er nicht auf zu feilen. Vom letztern haben wir es ihn eben sagen hören, und in einem Briefe an Zimmermann (Ausgew. Br. Bd. II. S. 229.), wo er — mit einem sehr begreiflichen Selbstgefühl — von der Musik „in der Versification, in den rimes redoublées, in dem Numero der Perioden, in der Wahl der Worte" in seinem Endymion spricht, versichert er, an diesem kleinen Gedicht zwei Jahre gearbeitet zu haben *). — Es waren nach mancher Ueberlegung

---

*) Es ist sehr merkwürdig, daß sein Meister Ariost gerade so arbeitete. „Wie viele Mühe Ariost sich gab — sagt Ranke (a. a. O. S. 444.) — kann man auf der Bibliothek zu Ferrara wahrnehmen. Wer da einmal die Autographen Ariosto's und Tasso's sah, wird sich ohne Zweifel verwundert haben, zu wie wenig Veränderungen der letzte, obwol seine Verse mühevoll vollendet scheinen, Veranlassung fand, während die Handschrift Ariosto's, für dessen Verdienst die Leichtigkeit gehalten wird, durch unzählige Correcturen und wiederholte Umarbeitungen einzelner Stanzen fast unleserlich geworden ist. Diese Leichtigkeit konnte nur durch großen Fleiß erreicht werden."

gefundene, wohlerwogene Kunstmittel, durch welche er seinen Versen den fesselnden Reiz gefälliger Nachlässigkeit gab.

Zu diesen Mitteln gehört das Herüberziehen der Sätze von einem Verse in den andern und der Schluß von Sätzen in der Mitte der Verse. „Wer Wielands großes Verdienst in dieser Beziehung verspotten wollte, sagt Götzinger (die deutsche Litt. S. 420.), der verdiente, daß er täglich ein Stück aus der Gottschedischen Reimerei mit ihren regelmäßigen Hammerschlägen lesen müßte.“

Um in die Ottaven den Wohllaut des Wechsels und der Mannigfaltigkeit zu bringen, entsagt Wieland der Gesetzmäßigkeit der Italiäner in doppelter Weise. Er bindet sich nicht an die Regel der Zahl und der Stellung der Reime, und macht die einzelnen Verse bald länger, bald kürzer. Dadurch entgeht er der lästigen Eintönigkeit, muß aber freilich dem großartigen Eindruck der über dem Ganzen schwebenden Ruhe, welcher in der Symmetrie der Glieder liegt, entsagen. Nur hin und wieder finden sich im Idris — und schon in der ersten Ausgabe — Stanzen, die ganz nach den spätern strengen Forderungen gebaut sind, z. B. V, 21:

„So wie die Schöne stund, entstieg dem blauen Meere,
Mit eigner Schönheit nur geschmückt,
Ans cyprische Gestad, die Göttin von Cythere,
Und um sie drängte sich der Götter Schaar entzückt,
Und jeder wünscht, daß er der Erste wäre,
Den dieser Mund, den diese Brust beglückt;
Vollkommners hat die Sonne nie bestrahlet,
Besungen kein Poet, kein Titian gemalet.“

Unbestreitbar gebührt Wieland der Ruhm und das Verdienst, den Reim, dessen Ansehen und Bedeutung durch Klopstock bedenklich erschüttert war, wieder in seine Rechte

eingesetzt zu haben. „Er zeigte, sagt ganz richtig Koberstein (S. 1134.), in der Bindung der Reimzeilen eine Gewandtheit und eine Fülle von Sprachmitteln, daß dadurch alle von der Noth des Reimzwanges hergenommene Einwürfe thatsächlich widerlegt wurden."

Im vorigen Bande (S. 152.) ist einer Aeußerung Goethe's gedacht, welche aus der Klopstockschen Reimverbannung den Gebrauch der poetischen Prosa ableitet. „Allein — fährt Goethe dort fort — die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man darum nicht aufgeben. ... Am besten gelang es Denen, die sich des herkömmlichen Reims mit einer gewissen Beobachtung des Sylbenwerthes bedienten und, durch natürlichen Geschmack geleitet, unausgesprochene und unentschiedene Gesetze beobachteten; wie z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit mäßigern Talenten zum Muster diente."

Gewiß nur mäßigern Talenten, in so fern von der besondern Art der Versbildung die Rede ist. Für die poetische Sprache im Allgemeinen aber haben die bedeutendsten, Goethe selbst nicht ausgenommen, von Wieland gelernt, und es ist sehr die Frage, wem sie mehr zu danken haben, ob Klopstock, weil er den ernsten und erhabenen, oder Wieland, weil er den flüssigen, biegsamen und anmuthigen Ausdruck ausbildete.

1768. Musarion oder die Philosophie der Grazien.

(Zu S. 28.)

Im Juli 1768 schreibt Wieland an Geßner: „Musarion, ein ziemlich systematisches Gemisch von Philosophie, Moral und Satire liegt fertig;" in einem andern Briefe bald nachher nennt er sie „gewissermaßen eine neue Art von Gedichten, welche zwischen dem Lehrgedichte, der Ko-

mödie und der Erzählung das Mittel hält." (Samml. v. L. W. Bd. I. S. 33. 39.). Er hatte anfangs die Absicht, das Gedicht einer neuen Ausgabe der Komischen Erzählungen anzuhängen, und an und für sich betrachtet ist es auch eine, aber ungleich anständiger als die von ihm so betitelten, und durch die bestimmte didaktische Tendenz von ihnen unterschieden. Eben dieses Ernstes wegen gab er den Vorsatz wieder auf und ließ es allein erscheinen, woran er sehr wohl that. Als ein Anhang zu jenen frivolen Parodien hätte es den Autor nie so emporgehoben, wie es nun geschah.

Idris ist in der Mitte abgebrochen, Agathon deutet auf eine künftige weitere Lösung der behandelten Aufgabe hin, Musarion dagegen sollte als ein rasch überschauliches, leicht faßbares, gefälliges System der Lebensweisheit auftreten. Als ein solches kündigt es der Dichter selbst an, indem er an Riedel schreibt (Samml. v. L. W. Bd. I. S. 186.): „Hier haben Sie also meine Musarion — ein kleines Gedicht, welches Ihnen die tournure meines Kopfs und Herzens, meinen Geschmack und meine Philosophie besser schildern kann, als irgend ein anderes meiner Werke. Ich gestehe Ihnen, — aber nur Ihnen! — daß ich dieses kleine Poem mit einer Art von Prädilection ansehe, und — soll ich es heraussagen? — daß ich es meinen Zeitgenossen nicht völlig gönne. Die Deutschen scheinen noch nicht zu fühlen, was attisches Salz, sokratische Ironie und echte Grazie ist."

Die Lesewelt aus dieser Fühllosigkeit mindestens so weit zu wecken, daß sie auf den Inhalt des Gedichts begierig wurde, dazu sollte wol schon der Titel dienen. Eine „Philosophie der Grazien" wird eine anlockende Philoso-

phie sein — eine Weisheit des Lebensgenusses, aber des anmuthigen, und hier soll nun eben gelehrt werden, daß zu einer solchen nur gelangen kann, wer Uebermaß, leidenschaftliche Begehrlichkeit, Verstimmung gegen sich und seine Mitmenschen flieht.

Den Sieg über andere Forderungen hat sich der Dichter diesmal erstaunlich leicht gemacht. Weder im Kampfe gegen glänzende Sophistik, noch gegen Platonismus, noch gegen irgend eine sonstige Philosophie will sich die Lehre hier erproben. Siegreich ist sie nur gegen ein paar klägliche Gesellen im Philosophenmantel, deren Weisheit, um mit Fielding *) zu reden, darin besteht, sie aus den Augen zu setzen, wenn ihre Anwendung lästig wird.

Der Beifall, den Musarion fand, war ein außerordentlicher. Man muß, um ihn erklärlich und gerechtfertigt zu finden, bedenken, wie sehr das Gedicht abstach gegen die Trockenheit, mit welcher damals die populäre Moral vor=

---

*) Philosophers are composed of flesh and blood as well as other human creatures; and however sublimated and refined the theory of these may be, a little practical frailty is as incident to them as to other mortals. ... They know very well how to subdue all appetites and passions, and to despise both pain and pleasure; and this knowledge affords much delightfull contemplation, and is easily acquired: but the practice would be vexatious and troublesome; and, therefore, the same wisdom which teaches them to know this, teaches them to avoid carrying it into execution. *Tom Jones* Book V. ch. 5. — Die Entlarvung der Heuchler im Tom Jones hat Wieland bei der Musarion wol überhaupt vorgeschwebt, aber die Ironie in dieser Vertheidigung konnte er nicht brauchen, weil es ihm in dem Gedichte nicht bloß um die Personen, sondern auch um ihre philosophischen Systeme zu thun ist.

getragen wurde, deren Gehalt, schwebend zwischen ascetischer Strenge, Süßlichkeit und Plattheit, auch nicht eben anziehend war. Den Eindruck, welchen Musarion bei ihrer Erscheinung auf strebende und denkende Köpfe machte, schildert Goethe, damals neunzehnjährig, im Leben (Bd. XXI. S. 68.): „Alles was in Wielands Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs Vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phaniastimon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wol auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache."

Der Kampf mit entgegenstehenden Ansichten und Anregungen zieht sich allerdings durch Wielands Leben fast bis zum Ende hin. Zunächst aber ist er zurückgedrängt durch die Freude, endlich etwas mit entschiedener Anerkennung Begrüßtes hervorgebracht zu haben. Es liegt ihm daher auch daran, daß seine Persönlichkeit durch das Gedicht hindurchscheine, nicht als eine suchende und ringende, wie im Agathon, sondern als eine durch die darin empfohlene Weisheit befriedigte. Als schon im nächsten Jahre eine neue Auflage nöthig wurde, setzte er ihr eine Widmung an Weisse vor, in welcher es heißt: „Ich wollte, daß eine getreue Abbildung der Gestalt meines Geistes vorhanden sein sollte; und ich bemühte mich, Musarion zu

einem so vollkommenen Ausdruck desselben zu machen, als es neben meinen übrigen Absichten nur immer möglich war. Ihre Philosophie ist diejenige, nach welcher ich lebe; ihre Denkart, ihre Grundsätze, ihr Geschmack, ihre Laune sind die meinigen. Das milde Licht, worin sie die menschlichen Dinge ansieht; dieses Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, worein sie ihr Gemüth gesetzt zu haben scheint; dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte, Unschickliche, Schimärische (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerei und Betrug beinahe alle sittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten mehr oder weniger verfälscht haben) auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom Wahren abzuscheiden weiß; diese sokratische Ironie, welche mehr das allzustrenge Licht einer die Eigenliebe kränkenden oder schwachen Augen unerträglichen Wahrheit zu mildern, als Andern die Schärfe ihres Witzes zu fühlen zu geben sucht: diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur — welche (lassen Sie es uns ohne Scheu gestehen, mein Freund) mit allen ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen — alle diese Züge, wodurch Musarion einigen modernen Sophisten und Hierophanten, Leuten, welche den Grazien nie geopfert haben, zu ihrem Vortheile so unähnlich wird — diese Züge — ja mein liebster Freund, sind die Lineamente meines eignen Geistes und Herzens, und ich wage es um so dreister es zu sagen, da sich unter unsern Zeitgenossen, und in der That unter den Menschen aller Zeiten, keine geringe Anzahl befindet, denen ein moralisches Gesichte, das dem ihrigen so wenig gleicht, nothwendig häßlich vorkommen muß.“ Seine Gemüthsstimmung ist es also,

welche der Dichter hier erkannt sehen will, und da diese unter Allem, was der geistige Mensch besitzt, am meisten Gabe der Natur ist, kann man auch nicht sagen, daß diese Zeilen von der Eitelkeit und dem Wohlgefallen am Selbstlobe eingegeben sind. Sie können nebenbei als ein Beispiel der Streckperioden dienen, zu welchen Wielands Prosa in dem Streben nach gefälliger Nachlässigkeit damals schon gekommen war.

Nach der Erscheinung der 2ten Ausgabe sprach ein Recensent im 9. Bde. d. Neuen Bibl. d. sch. Wissensch., in der Mitte einer sonst überschwenglich zu nennenden Lobpreisung, eine starke Rüge aus. Er findet, daß „der Verfasser sich seit einiger Zeit in allen seinen Werken zur Absicht gemacht hat, uns unsre eigene Tugend verdächtig zu machen, uns der angenehmen Ueberredung zu berauben, daß wir Neigungen fähig wären, die weder aus Instinct noch Eigennutz herstammten; mit einem Worte: uns zu zeigen, daß wir immer aus Vernunft und aus Tugend zu handeln uns einbilden, und immer aus Leidenschaft und körperlichem Triebe wirklich handeln. . . . Aber wir denken, es steht noch nicht so schlimm mit uns. Unsre Tugenden mögen oft versteckte Fehler, unsre Liebe Wollust, unsre Freundschaft Eigennutz sein: aber es sind doch noch im Menschen andre möglich."

So entschieden, wie er hier ausgedrückt ist, verdient Wieland diesen Vorwurf gewiß nicht. Er konnte zu seiner Rechtfertigung hinweisen auf die Stelle im 3ten Buch:

— — — die Herakliden,
Die Männer, die ihr Vaterland
Mehr als sich selbst geliebt, die Aristiden,
Die Phocion und die Leonidas —

— — — sie haben das erfahren,
Was Zeno speculirt; sie haben es gethan!
Warum hat Hercules Altäre?
Den Weg, den Prodicus nicht gehn, nur malen kann,
Den ging der Held. — Und wem gebührt davon die Ehre,
Als dir, Natur, die ihn, und wer ihm gleicht, gebar
Und auferzog, eh' eine Stoa war?
Ein Held wird nicht geformt, er wird geboren.

Aber das Schwache und Gefährliche in der Musarion — und in so fern sie die Sittenlehre des Dichters repräsentiren kann, in dieser — ist die enge Verbindung zwischen der Bedingung die Tugend zu üben, und dem Behagen an dem weisen Genuß der von der Natur dargereichten Güter. Denn mit Ausnahme jener als Tugendhelden Geborenen muß es scheinen, daß Tugendübung nur da zu erwarten sei, wo der Mensch über jene Befriedigung hinaus kein Streben kennt und also gegen Versuchungen geschützt ist.

Nimmt man aber der Geschichte des Phanias den falschen Anspruch, eine Tugendphilosophie zu sein, so erscheint als ein in ihr liegender Kern dennoch eine Wahrheit. Sehr schön hat ihn Goethe herausgeschält in den Versen, die er im Maskenzuge von 1818 der Figur des Phanias in den Mund legt (Bd. VI. S. 233.). Es ist der einfache Sinn, das einfache Ergebniß der Wielandschen Fabel; alles Bedenkliche und Anstößige ist wie fortgeblasen.

1770. Σωκράτης μαινόμενος
oder die Dialogen des Diogenes von Sinope.
(Zu S. 28.)

So lautete damals der Titel. Später wurde er in „Nachlaß des Diogenes von Sinope" verwandelt.

Alle früheren Schriften Wielands sind aus den inneren Bewegungen und Schwankungen seines Geistes und Gemüths oder aus den Anregungen durch Bücher hervorgegangen.

Da ihm aber Agathon eine Professur der Philosophie, und zwar — merkwürdig und für die Signatur der Zeit bedeutend genug — an einer Universität des ersten geistlichen Fürsten im deutschen Reiche, verschafft hatte, hat dies ohne Zweifel viel dazu beigetragen, ihm den Diogenes einzuflößen, durch welchen er die oben im Text bezeichnete Absicht zu erreichen hoffte.

Schon im Vorbericht macht er darauf aufmerksam, daß sein Diogenes — oder der Diogenes der alten Handschrift, aus welcher er das Buch frei übersetzt zu haben vorgibt — von der Vorstellung, die man sich von diesem Philosophen zu machen pflege, himmelweit abweicht. Wenn Diogenes von Sinope, sagt er, der gewesen wäre, den Diogenes Laertius und Athenaeus schildern, so müßte er „der verachtungswürdigste, tollste, unfläthigste und unerträglichste Kerl gewesen sein, der jemals die menschliche Gestalt verunziert hätte." Es sei aber ein Glück, daß wir durch zwei ungleich würdigere Zeugen, durch Arrhian und Lucian, ein ganz anderes, ein großes und sogar liebenswürdiges Bild von ihm erhalten. Doch wolle er gestehen, daß der in diesem Buche redende Weise, auch gegen die besseren Quellen gehalten, als ein ziemlich idealischer erscheine.

Brauchen konnte Wieland den Helden der Bedürfnißlosigkeit allerdings auch als einen Repräsentanten der Lebensphilosophie, welcher er selbst zugethan war. Die

Alten legen ihm Lehrmeinungen bei *), welche ihn dazu ganz geschickt machen.

Nur müßten die Entbehrungen mit dem System in Zusammenhang gebracht, sie müßten ein Bestandtheil desselben sein. Aber so erscheinen sie hier nicht, vielmehr fast nur als das Werk einer individuellen Stimmung und bittrer Lebenserfahrungen. Der Cyniker tritt nicht gegen die Reichen überhaupt auf, sondern nur gegen die Lieblosen, die Ungerechten unter ihnen. Was ihre Hartherzigkeit den Leidenden verweigert, gewährt er ihnen edelmüthig, so weit er kann. Aber das könnte ein Philosoph einer jeden andern Schule eben so gut. Mit dem Kampfe gegen alle Arten des Ueberflusses steht es in keinem Zusammenhang. Diogenes erklärt ausdrücklich, daß er kein Freudenhasser sei. Und dabei nennt er Freuden, die ein Cyniker als überflüssige verwerfen müßte. Bei einem Vorschlage, der „durch eine gewisse Partei von Graubärten" im Rathe zu Korinth gemacht wird, alle Schauspieler, Mimen und ähnliche Personen aus der Stadt zu verbannen, sagt er: „Was für Ergötzungen wollen wir, wenn wir die Musen und die fröhlichen Grazien aus unsern Grenzen verbannt haben, an die Stelle der ihrigen setzen? — Gar keine? —

---

*) „Diogenes getraute sich der Leidenschaft durch Herrschaf der Vernunft, den Anforderungen der bürgerlichen Gesetze durch naturgemäße Lebensführung, den Fügungen des Schicksals durch Muth begegnen zu können, und hielt sich überzeugt, ein leichtes Leben sei den auf das Nöthige sich beschränkenden Menschen von den Göttern beschieden worden, und diesen ebenbürtig und glückselig, wer statt nutzloser, naturgemäße Mühen übernehme, unglücklich nur der sinnlose." Brandis, Handbuch d. Gesch. d. Griech.-Röm. Philos. Th. II. Abth. I. S. 85.

So müßten wir die menschliche Natur umschaffen können! — Skythische Schmäuse und Thrazische Freuden werden die Stelle derjenigen einnehmen, die ihr verjaget — in Kurzem wird euer Witz plump, eure Gemüthsart rauh und ungesellig, eure Tugend wild, spröde und menschenfeindlich sein. Ihr werdet eurer Jugend Eine Gelegenheit zu Ausschweifungen abgeschnitten haben; aber, unbekehrt von euern Sittenlehren, werden sie auf Schadloshaltungen bedacht sein, welche ihnen selbst und dem Staate zehnmal verderblicher sein werden.“ Ganz gut. Wie paßt das aber in den Mund eines Diogenes?

Er habe den Diogenes idealisirt, sagt Wieland. Er hätte sagen sollen, daß er ihn sentimentalisirt hat. Denn die Empfindungen eines gutmüthigen, wohlwollenden Eudämonisten stehen immer im Vordergrunde und tragen den Sieg davon. Zur rechten Behandlung dieses Gegenstandes gehörte ein kecker, schonungsloser Humor, zu welchem dem Autor hier mehr der Muth als die Gabe fehlte. Er fürchtete offenbar, sich dadurch um die Erreichung des Zweckes zu bringen, den er sich bei diesem Buche vorgesetzt hatte, und er hätte ihn so weit besser erreicht.

Kurz, man sieht, wie gezwungen sich Wieland in den Fesseln äußerer Rücksichten bewegt. Man erwartet Strenge, und findet empfindsame Menschenliebe. Freilich söhnte diese Tendenz damals mit Vielem, woran man sonst Anstoß nahm, aus.

Diogenes hält in Athen eine Rede über den Mann im Monde, eine gegen alle Metaphysik gerichtete Satire. Sollte das etwa eine Schutzrede für die Art sein, wie der Autor seinen damaligen Beruf als Professor der Philosophie erfüllt haben wird?

1771. Der neue Amadis.
(Zu S. 40.)

An diesem Gedicht arbeitete Wieland schon vor und neben dem Diogenes. Bereits im December 1768 schrieb er von Biberach an Riedel (Samml. v. L. W. B. I. S. 232.): „Yorick und die Fairy Queen, zween Werke, die wahrhaftig nicht viel Aehnliches mit einander haben, haben dennoch, weil sie in meinem Kopfe auf einander treffen, einen seltsamen Einfall, den ich schon über ein Jahr lang schlafen gelegt hatte, wieder aufgeweckt und völlig ausgebrütet. ... Dieser Gedanke ist der Plan eines Gedichtes, welches der neue Amadis oder die sechs Töchter des Königs Bambo heißen wird, und wenn Sie sich von diesem bloßen Titel things unattempted in prose or rime versprechen; Dinge, welche die Betrübtesten fröhlich und die Weisesten lachen zu machen fähig sein sollen ... so werden Sie sich, wie ich zu Gott hoffe, nicht betrogen finden. ... Ich habe keine andere Ressource gegen die unendlichen Mißbehaglichkeiten meiner größtentheils mit Dingen, die meiner Natur zuwider sind, beschäftigten Lebensart. ... Es bleibt mir nichts übrig, als à peu de frais so angenehme Ideen und Empfindungen selbst zu machen, als nur immer möglich ist. Mein Geschmack ist nun einmal so; Sokrates und Harlekin sind meine Lieblings-Charaktere, und Yorick ist es mehr als Einer von diesen Beiden, weil er Sokrates und Harlekin zugleich ist."

Hier ist es also recht eigentlich seine Absicht, dem Humor den Zügel schießen zu lassen. Der hochbewunderte Sterne befeuert ihn; aber es zeigt sich wieder recht deutlich, wie weit er — bei allem ihm von der Natur gegönnten Antheil humoristischer Laune — hinter diesem

großen Muster zurückbleibt. Was in diesem Gedicht wieder in den Mittelpunkt tritt (VII, 22.):

Beklagt indessen mit mir, ihr, die ihr Freunde seid
Von unsrer Natur, das Loos der Sterblichkeit!
Den Ruhm zu verdunkeln von tausend schönen Thaten,
Darf leider! uns nur die tausend und erste mißrathen.
Den Mann, der in unserm Wahn den Göttern ähnlich ist,
Dem in die Augen zu sehn wir uns kaum würdig schätzen,
So tief, als hoch er stand, zu uns herab zu setzen,
Bedarf's nur einen Moment, worin er sich vergißt —

diese Schwäche der menschlichen Natur gegen verführerische sinnliche Reize in unbewachten Augenblicken ist ein trefflicher Stoff für Sternischen Humor; aber so oft Wieland ihn vorbringt, immer drängt sich die Absicht zu lehrhaft und zu vereinzelt hervor, und zerstört dadurch die beste Kraft der launigen Verspottung. Daß diesem Werke überdies die, nach des Dichters eigener Benennung, erstaunliche Abgeschmacktheit der Figuren schadet, ist schon im Text der Vorlesung bemerkt. Es saßen ihm dazu Originale aus der vornehmen Gesellschaft auf dem gräflich Stadionschen Schlosse zu Warthausen, wo er während seiner Biberacher Zeit viel verkehrte; aber sie waren der fleißigen Copien nicht werth. Französirend wie sie waren, wurden es auch die Abschilderungen, und mehr als sonst irgendwo bei ihm. Dies führt ihn aber hier nicht zu Feinheiten der Malerei und der Individualisirung, sondern zu breit ausgeführten, oft geschmacklosen Tändeleien, welche die Wirkungen des Humors auch ihrerseits lähmen.

Auf die Länge ermüdend hat der Dichter dieses Ergehen in Tändeleien wol selbst gefunden; wenigstens schreibt er schon am 2. October 1769 an Gleim (Ausgew. Br. Bd. II. S. 332.): „Ich werde mit dem neuen Amadis,

dem Satyr, der halb Faun, halb Liebesgott ist, nun der Hogarthischen Dichtart, wie ich sie nennen möchte, entsagen, und mich, wenn ich jemals wieder dichte, mehr meiner Neigung zum schönen Idealischen und meinem Herzen überlassen." Damit will er doch aber was sich hinter den Scherzen des Amadis an Ernst verbirgt, anerkannt wissen, denn er richtet an Gleim zugleich die Bitte, ihm zu sagen, „ob Amadis ohne Erröthen bekennen darf, daß er Agathons Halbbruder sei."

Bei allen großen Mängeln des Gedichts bezeugen doch auch launige Einfälle, feine Spöttereien und malerische Schilderungen das Talent des Verfassers. Den spröden Sprachstoff macht er sich hier mit einer Gewandtheit dienstbar, wie nie vorher *). Für die Abwechselung, die ihm erforderlich scheint, war ihm auch das Versmaß des Idris noch ein zu gebundenes. Um eine noch größere Mannigfaltigkeit der Tonarten hervorzubringen, machte er von der Verschiedenheit der Verslängen einen noch freieren Gebrauch, und mischte den reinen Jamben Anapäste bei. Er hatte diesmal die zehnzeilige Stanze gewählt, aber schon in der Mitte des zweiten Gesangs auch dies Gesetz

---

*) Im 3ten Theile von Lessings Leben und Nachlaß finden sich „grammatisch-kritische Anmerkungen", wo S. 184. Fülleborn, der sie aus den vorgefundenen Papieren ausgehoben hat, bemerkt: „Am fleißigsten muß Lessing Wielands Amadis studirt haben. Aus diesem hat er sich eine große Menge Wörter ausgezeichnet, die damals noch neu waren; und sehr oft spricht er von Wielands glücklicher Wörterfabrik." — Schade, daß Fülleborn es nicht der Mühe werth gehalten hat, von diesen auf den Amadis bezüglichen Anzeichnungen wenigstens einige Proben mitzutheilen.

aufgegeben, und die frei gereimten Verse, ohne irgend eine weitere Regel strophischer Wiederkehr, frei an einander gehängt. Diese letztere Ungebundenheit fand er aber in der Folge doch zu stark. Es sei, sagt er in dem Vorbericht zu der letzten Ausgabe, dies weniger eine freie, als eine licentiöse Versification zu nennen, und er habe es daher für eine Pflicht, die er der Kunst schuldig sei, gehalten, das Aergerniß, welches er damit gegeben, hinweg zu räumen durch eine Umschmelzung des ganzen Gedichts in die zehnzeilige Stanzenform des Anfangs. Indeß war diese Ueberarbeitung keine so mühevolle, wie es den Anschein hat. Wieland macht selbst darauf aufmerksam, daß er sich zuweilen erlaubt habe, die Stanzen mit einem Komma zu schließen, d. h. die Versstellung zu lassen wie sie war. Ferner zeigt die erste Ausgabe, daß in mancher einzeln ausgearbeiteten Stelle die Stanzenform schon vorhanden war, und der Dichter sich damals nur den Zwang nicht hatte anthun wollen, alles Fehlende in derselben Weise hinzuzufügen. Wo er nachher, um sie durchzuführen, weggeschnitten hat, ist es gewöhnlich, doch nicht immer, zum Vortheile des Gedichts geschehen. Die der letzten Ausgabe beigegebene Auswahl von Varianten zeigt dies nur sehr unvollständig, und gibt keine hinreichende Vorstellung von dem Verhältniß beider Gestalten.

1771. Kombabus. Das Leben ein Traum.

Daß Lessing am Kombabus großen Anstoß genommen, und zwar nicht daran, daß in Zweifel gestellt wird, welche Idee der Sittlichkeit die rechte sei, sondern daß das Dasein einer solchen überhaupt geleugnet zu sein scheint — ist oben (S. 167.) erörtert.

Aber das Anstößige liegt nicht bloß auf der theoretischen Seite. Dieser stellt der Dichter sofort die praktische gegenüber.

Der große Punkt, worin wir alle, wie ich denke,
Zusammentreffen, ist: Ein echter Biedermann
Zeigt seine Theorie im Leben.
So schön und gut sie immer heißen kann,
So wollt' ich keine Nuß um eure Tugend geben,
Wofern sie euch im Kopfe sitzt.

Wie bewährt sich denn nun aber in der Stunde der Prüfung die Tugend des Biedermanns Kombabus?

Wir lesen im Vorbericht: „Es war nöthig, dem Kombabus einen edlern Beweggrund zu seiner außerordentlichen That zu geben, als Lucian in seiner Erzählung thut. Sie mußte eine Heldenthat sein, und dies konnte sie nur dadurch werden, daß sie die Wirkung eines uneigennützigen Triebes war, und daß Kombab ein Opfer, das einen so schweren Grad von Selbstverleugnung erforderte, nicht der Furcht für sein Leben, sondern dem Gefühl seiner Pflicht, der Tugend brachte."

Wenn es aber bei einer unsittlichen Handlung nicht allein auf die Vollbringung, sondern auch auf die Absicht ankommt, hat sich Kombabus vergeblich verstümmelt. Denn den verführerischen Lockungen der reizenden Königin gegenüber bereut er seine Heldenthat.

Die Schwachheit, die er uns gezeigt,
Macht ihm (ich seh's an ihrem Achselzucken)
Die nichts verzeihenden Katonen ungeneigt.
Mein Held verliert in wenig Augenblicken
Was noch vielleicht an seiner That
Verdienstlich war. — Wer schafft für Alles Rath?
Ich lasse der Natur gern ihre kleinen Mängel;
Und freilich macht ein Schnitt noch keinen Engel!

Die Lehre, die aus dem Gedicht zu ziehen ist, scheint also darauf hinauszulaufen, daß die Tugendübung in heroischen Augenblicken über allen Streit der Systeme erhaben sein kann, und doch nur eine Aufwallung, die nicht zu schützen vermag in der Stunde einer mächtigen Versuchung.

Aber auch dies war wieder nicht Wielands letztes Wort. Fortwährend bleibt ihm das Verhältniß der Tugendlehre und des Tugendgefühls zum Leben ein Problem, welches ihn aufs Aeußerste beschäftigt. Wiederum behandelt den Gegenstand das mit dem Kombabus ziemlich gleichzeitig entstandene, 1773 im Göttinger Musenalmanach erschienene, Fragment „das Leben ein Traum" (früher „Endymions Traum", auch „Gedanken bei einem schlafenden Endymion" überschrieben), in der Leichtigkeit und dem Flusse der Verse ein Meisterstück. Nachdem der Dichter hier eine Rhapsodie über den Traum des Lebens vorgetragen hat, läßt er einen Stoiker auftreten, der ihm stolz zuruft: Träumen mögen die, welche ihr Leben an das Leere und Nichtige setzen, träumen mag selbst Cäsar — aber ein Cato träumt nicht. — Der Mann, antwortet ihm der Dichter in der Person Aristipps, der nie was Menschliches erfährt, ist entweder ein Gott oder ein Schwärmer, und

— selbst die Tugend kann kein Schwärmer weislich lieben.

Cato gleicht dem Helden von la Mancha, seine Tugend ist eine Dulcinee *). Das Bruchstück schließt mit folgenden Versen:

*) Dies ist die Aeußerung, über die sich ein Recensent entsetzte und dadurch dem Dichter Gelegenheit gab, die oben (S. 137.) mitgetheilte Ansicht über den Don Quixote auszusprechen.

— — Sie, die man uns anzupreisen
Gewohnt ist, ohne recht zu wissen was man preis't
Die ganze Zunft der Helden und der Weisen
(Den nehm' ich höchstens aus, den Delphi weise heißt),
Der Virtuosen, und — der Reimer,
Wo sie am besten sind, was sind sie sonst als Träumer?
Traum ist der Wahn von ihrer Nützlichkeit!
Die Hoffnung Traum, als ob noch in der spät'sten Zeit
Ihr Nam', im Reihn der Götter unsrer Erde,
Auf allen Lippen schweben werde!
Traum der Gedank' als ob ganz Paros Marmors kaum
Genug besitze, drein zu graben,
Durch welche Thaten sie die Welt verpflichtet haben!
Kurz, ihr Bemüh'n, ihr Stolz, ihr ganzes Glück — ein Traum!

„Der Dichter, sagte damals Goethe in den Frankf. gel. Anz. (Bd. XXXII. S. 48.), lacht hier in der ihm eigenen Laune über alle Systeme, empfiehlt aber doch das seinige oder Aristippische von Neuem als etwas, das nicht ganz und gar Endymions Traum sei. Wir dächten, weils einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so gibt es doch wol keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist."

Also eine Aufforderung an den Dichter, duldsam zu sein gegen alle Systeme, in welcher dieser aber auch eine Apologie des Anfangs seines Kombabus sehen konnte.

Indeß versichert er in einer Beilage zu einem neuen Abdrucke des Gedichts, es habe gar nicht in seinem Plane gelegen, die Erörterung an jenem Punkte abzubrechen, sondern sie folgendermaßen fortzuführen: „Nicht der Stoiker sollte siegen, aber der vorgebliche Aristipp eben so wenig. Der Dichter wollte in seiner eigenen Person zwischen sie treten und Friede unter ihnen machen. Er wollte in einem

lebhaften Gemälde gegen den Stoiker vorstellen, wie viel Chimären, wie viel Träumerisches selbst in dem Leben der besten Menschen ist. Aber er wollte auch in der warmen, kunstlosen Sprache der Empfindungen gegen Aristipp beweisen: daß die Thätigkeit des Weisen und Tugendhaften allein den Namen eines wahren Lebens verdiene; und daß, mitten unter den angenehmen oder unangenehmen Täuschungen unsrer innern und äußern Sinne, die Vervollkommnung unsrer selbst und die Bestrebung, alles Gute außer uns zu befördern, unserm Dasein Wahrheit, Würde und innerlichen Werth mittheilen, und ein Leben, welches ohne sie der Zustand einer sich einspinnenden Raupe wäre, zu einer Vorübung auf eine bessere Zukunft, zu einem wirklichen Fortschritt auf der langwierigen, aber herrlichen Laufbahn machen, auf welcher die Geister einem Ziele, das sie nie erreichen können, sich ewig zu nahen bestimmt sind."

Ob und wie weit der Geist seiner spätern Darstellungen diesem Bekenntnisse entspricht, werden wir noch weiter zu betrachten haben.

1772. Der Goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian.
(Zu S. 29.)

Zunächst folgt Wieland dem sehr begreiflichen Drange, seine moralischen Grundsätze, abgesehen von der ihnen noch zu gebenden vollen Abrundung, an der Stellung des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft zu bewähren, Moral und Politik in Verbindung zu bringen. Das angefangene Epos Cyrus kann zu diesen Bestrebungen noch nicht gerechnet werden, denn hier steht er noch ganz auf einem von seiner Glückseligkeitslehre noch wenig berührten Standpunkt. Wol aber gehört Agathon hieher, da er

diesen keineswegs nur durch die Prüfungen und Erfahrungen des Privatlebens führt, sondern ihn zweimal sich an den großen Schwierigkeiten der Staatsleitung versuchen läßt. Im Goldnen Spiegel denkt er nun die sich damals in Europa immer ernster in den Vordergrund drängenden Fragen nach dem ganzen gegenseitigen Verhältniß des einzelnen Menschen zur Staatsregierung und nach der besten Staatsform in seiner Weise aufs Reine zu bringen, Fragen, welche man auf dem Festlande, dem alle Erfahrung darüber abhanden gekommen war, mit einer Naivetät betrachtete, die ihre Lösung als nicht sonderlich schwer erscheinen ließ. Richtige Grundsätze in der Theorie, und in der Anwendung Redlichkeit, guter Wille, Geist und Geschick — was bedarf es mehr, um innerhalb jedes nur einigermaßen bildungsfähigen Volkes ein vollkommenes Staatswesen zu gründen, soweit Vollkommenheit auf Erden möglich ist? Ohne selbst diese Naivetät zu theilen, würde Wieland es schwerlich für ausführbar gehalten haben, die Welt über den besten Staat durch die aus einem Roman spielend zu ziehende Nutzanwendung zu belehren.

Es war die Zeit, wo Rousseau's Lehren über Bildung, Gesellschaft und Staat das größte Aufsehen machten. Nur der Charakter einer solchen Zeit, die Alles mit Begierde ergriff, was ihr als ein Rückweg zur Natur erschien, erklärt, wie die Grundsätze, auf welchen die beiden Schriften „Ueber das Verhältniß der Wissenschaften und der Künste zu den Sitten“ und „Ueber den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“ gebaut sind, Anhänger finden konnten. Wieland hatte 1770 seinem Diogenes „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Her-

zens" folgen lassen, welche besonders der Widerlegung Rousseau's gewidmet sind, namentlich zwei Abhandlungen: „Betrachtungen über J. J. Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen" und „Ueber die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken" (Bd. XXXI. Gruber), noch heute für Jeden, der den damaligen Standpunkt für solche Fragen kennen lernen will, sehr lesenswerth. Hier (a. a. O. S. 50.) zeichnet Wieland in allgemeinen Umrissen, was er von einer guten Staatsverfassung erwartet, und deutet seine Meinung über den Weg, dahin zu gelangen, schon deutlich an. „Die gründliche Verbesserung, sagt er, scheint bei einem jeden Volke, das in der Ausbildung schon so weit vorgeschritten ist, um ihrer zu bedürfen und fähig zu sein, demjenigen aufbehalten zu sein, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Gesetzgebung und Staatsverfassung zu bewerkstelligen, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staats sind; durch welche die möglichste Freiheit mit der wenigsten Ungelegenheit erzielt und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Interesse hat als das Beste des gemeinen Wesens; wo die verschiedenen Stände und Classen zu ihrer Bestimmung durch die zweckmäßigsten Institute gebildet werden, und die Gesetze nicht als Gesetze, sondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun; wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer befördert, niemals hemmt, wo ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenstaate) keinen Stachel haben u. s. w." Dies ist es, was der Goldne Spiegel auszuführen unternimmt.

Ein Jahrzehend nach jenen beiden kleinen Schriften hatte Rousseau sein Buch vom Gesellschaftsvertrage erscheinen lassen. Es hat auf Wielands Arbeit einen unverkennbaren Einfluß geübt. Gemein mit einander haben aber die beiden Autoren nichts als die Voraussetzung der unbedingten Gewalt und umformenden Kraft allgemein gültiger Anordnungen und Formen; sonst sind ihre Wege und ihre Ergebnisse grundverschieden; eben so die Form und die Darstellung. Der Goldne Spiegel ist eine stete Widerlegung des Gesellschaftsvertrags, aber diesmal eine stille.

Rousseau, sonst so lebendig und warm, gründet im Contrat social Alles auf trocken vorgetragene Abstractionen; bei Wieland herrscht im Goldnen Spiegel, wie auch sonst, das Gefühl über den Verstand. Die Spitzen der Rousseauschen Abstractionen brechen ab, wenn man sie handhaben will; die Wielandschen Gefühle zerfließen in Luft. Rousseau will den Rechtsstaat, Wieland den Staat des Glücks. Jener wäre also ungleich tiefer, wenn seine Abstractionen nicht von allem Leben entblößt wären, denn es fehlt seinen politischen Phantasien was allein Leben, was staatlichen Gebäuden allein Festigkeit geben kann, das geschichtliche Element. Von unserm deutschen Autor ist dasselbe schon im Text der Vorlesungen bemerkt. Im Goldnen Spiegel ist zwar von der Nothwendigkeit des Studiums der Geschichte für Staatslenker nachdrücklich die Rede, aber diese Geschichte ist nichts als eine Moral in Beispielen. Von der Geschichte, welche im Innern jedes Volkes auf besondere Weise lebt, webt und es treibt, in welcher die Summe seiner Entwickelung liegt und die wesentlichste Bedingung seines Fortschreitens, deren Kunde — wenn sie nicht von den Träumereien und der Verblendung der Parteien ge-

fälscht und von ihrer Selbstsucht gemißbraucht wird — der Compaß ist, welcher das Staatsschiff durch die Wogen leitet — von der Geschichte weiß der eine Autor so wenig als der andere.

Das Schicksal ihrer Bücher war das verschiedenste von der Welt. Die Schrift vom Vertrage hat bei den spätern Versuchen, das Staatsleben auf eine neue Grundlage zu stellen, eine Hauptrolle gespielt, denn Zeiten, welche den rechten Weg verloren haben, schwanken zwischen dem Abstracten und dem Phantastischen, und werfen sich jenem in die Arme, um zu diesem, zu den Nebelbildern einer erhitzten Einbildungskraft zu gelangen. Für die Realität, die zwischen beiden in der Mitte liegt, haben sie weder Sinn, noch wissen sie sie zu ergreifen. Darum gilt der Gesellschaftsvertrag — so oft er auch schon statt des erwarteten Himmelsbrotes Steine dargereicht hat — Vielen noch heute für ein politisches Evangelium. Die Könige von Scheschian haben dagegen nie für etwas Anderes gegolten, als für eine gutmüthige Utopie, und sind jetzt kaum noch vom Hörensagen bekannt. Und doch steht Wielands Utopie noch immer in einiger Beziehung zum Leben, während diese bei Rousseau gänzlich fehlt. Denn wie entfernt der deutsche Autor auch vom wahren Begriffe der Geschichte ist, immer verfährt er im allgemeinsten Sinne in so fern historischer als der Bürger von Genf, als er für verschiedene Bildungszustände verschiedene Formen der bürgerlichen Gesellschaft verlangt. „Die Natur, heißt es, führt den Menschen von einem Grade der Entwickelung zum andern fort, und jede höhere Stufe, welche er betritt, führt zu einer andern Lebensordnung.“ Ein kleiner, die Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes eröffnender Roman,

„Korkor und Kikequetzel“ (Bd. XII. Gruber), welcher die bösen Folgen der Weibergemeinschaft einleuchtend machen soll, drückt in den Schlußworten diese Wahrheit schon aus: „Die Unschuld des goldnen Alters, wovon die Dichter aller Völker so reizende Gemälde machen, ist unstreitig eine schöne Sache; aber sie ist im Grunde weder mehr noch weniger als — die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind sein? Die Menschen sind nicht dazu gemacht, Kinder zu bleiben; und wenn es nun einmal in ihrer Natur ist, daß sie nicht anders als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften und daher entspringendem Elend zur Entwickelung und Anwendung ihrer höheren Fähigkeiten gelangen können — wer will mit der Natur darüber hadern?“

Um die Verschiedenheit der Bedürfnisse und Forderungen anschaulich zu machen, wird uns im Goldnen Spiegel zuerst ein geselliger Verband einfacher Menschen vorgeführt, welche nach den der Natur entnommenen Vorschriften des weisen Psammis leben und durch höchste Einfachheit der Verhältnisse und Bedürfnisse, durch Unverdorbenheit der Empfindung, durch Sittlichkeit und Mäßigkeit, durch die rechte Abwechselung von Arbeit, Vergnügen und Ruhe des erwünschtesten Glückes genießen. Aber eine solche Gesetzgebung, wird dann weiter bemerkt, ein solches Glück, ist nur bei einem kleinen, von der übrigen Welt abgeschnittenen Volke möglich. „Bei einem großen läßt sich der Zusammenfluß von besondern Umständen, welche die Kinder der Natur glücklich machen, nicht denken. Bei diesem sind Freiheit und allgemeine Sicherheit

unverträgliche Dinge. Der Stärkere unterwirft sich den Schwächern, der Schlaue den Einfältigen und so hört die Gleichheit auf. Ein großes Volk kann die Vortheile der Künste, welche das Leben verschönern, nicht genießen, ohne auch die Uebel zu erfahren, welche den Mißbrauch derselben begleiten. Ein sehr kleines Volk kann durch Gesinnungen und Sitten in den Schranken der Mäßigung erhalten werden, aber ein großes Volk hat Leidenschaften nöthig, um in die starke und anhaltende Bewegung gesetzt zu werden, welche das Uebermaß oder der unordentliche Lauf dieser Leidenschaften dem ganzen Staate zuziehen könnten. Einzelne Glieder mögen immer das Opfer ihrer eigenen Thorheit werden, das ist ihre Sache, der Gesetzgeber kann es nicht verhindern. Es ist durchaus unmöglich eine Gesetzgebung zu erfinden, durch welche alle Angehörigen eines großen Staats so frei, ruhig, unschuldig und angenehm leben könnten, wie die sogenannten Kinder der Natur."

Wir sehen, wie viel weiter als Rousseau hier unser Verfasser blickt. Jener fordert durchgängig einen kleinen Staat *); die Bewegung, welche gerade die begabtesten Gemeinwesen weit hinaustreibt über ihre ursprüngliche Grenze, ist für ihn schlechthin ein Uebel. Wieland erkennt ihre Berechtigungen an, wenn auch nicht als den innerlich bedingten Gang der geschichtlichen Entwickelung, doch als unabänderlichen Weltlauf. Die Bemerkung über die Nothwendigkeit der Leidenschaften geht, wenn sie auch nicht neu

*) So Contr. soc. III, 15., wo er die Repräsentativ-Verfassung verwirft. Tout bien examiné, je ne vois pas qu'il soit désormais possible au souverain de conserver parmi nous l'exercice de ses droits, si la cité n'est très petite. Und an andern Orten.

ist, doch über den engen Gesichtskreis beschränkter Moralisten hinaus und bezeugt einen Blick, den man wol einen staatsmännischen nennen darf.

Freiheit und Gleichheit sind im großen Staate nicht mehr möglich — daraus und aus der angeführten Andeutung in jener Abhandlung sieht man schon, wo Wieland hinaus will. Den Weg dahin bahnt er sich durch eine Geschichte seines ersonnenen Reiches Scheschian. Dort zeigen sich Zeichen eines nahenden Verfalls. Ein bedenklicher Luxus ist eingerissen, und zwei Gattungen von „moralischen Giftmischern" wirken als „Störer der geheiligten Gesetze der Natur und als Verderber des schönsten unter allen ihren Werken." Die eine Classe bilden „die üppigen Sittenlehrer, deren Seele bloß in ihrem Blute ist, die den wesentlichen Vorzug des Menschen vor dem Thiere mißkennen"; die andere „die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei, welche unter dem Vorwande, die menschliche Natur von ihren Schwachheiten zu befreien, ihre Grundzüge auskratzen und ihre einfältig schöne Form am einen Orte stümmeln, am andern recken und aufblasen, um eine Mißgeburt aus ihr zu machen, für die man keinen Namen finden kann." Welcher Classe diese Zwitter, dem größten Theile nach wenigstens, angehören, ist deutlich genug. Ueberhaupt haben Bonzen, Derwische und andere Arten von Priestern und Mönchen an dem Verfalle des Reiches keinen geringen Antheil. Wenn sie um Vorstellungen von göttlichen Wesen und Dingen, die auf das Wesentliche der Religion gar keinen Einfluß haben, leidenschaftlich und verderblich hadern, so sieht man auf den ersten Blick, welche Kämpfe hier in Wahrheit gemeint sind.

Im Reiche Scheschian folgt auf einen gutmüthigen, aber höchst schwachen König, unter dem die Leiden des Volkes schon sehr merklich werden, ein Tyrann der ärgsten Art, geleitet von einem teuflischen Günstling, Eblis genannt, früher seinem Lehrer, der ihn zur äußersten Ruchlosigkeit erzogen hat. Der Tyrann, heißt es, begnügte sich nicht, durch alle Arten von Räuberei und Unterdrückung seine Unterthanen so elend zu machen, als es, ohne sie gänzlich auf einmal aufzureiben, möglich war; er wollte sie auch dahin bringen, daß sie unfähig wären, die Tiefe ihres Elends einzusehen. Das Bild, welches hier von dem Zustande des Reiches entworfen wird, ist mit vieler Wärme gemalt und würde ein vorzügliches zu nennen sein, wenn es nicht durch den Mangel der Localfarben litte. Nur zu leicht schleichen sich dann rhetorisch-declamatorische Töne ein, welche diesen Mangel ersetzen wollen, ihn aber erst recht fühlbar machen.

Das entsetzlich gequälte Volk greift endlich zu den Waffen. Der Günstling wendet sich treulos gegen seinen Herrn, beide fallen im Kampfe. — Der Thron ist erledigt, man kennt keinen Erben, der ihn besteigen kann, denn der Tyrann hat alle seine Verwandten ermorden lassen. Der Bürgerkrieg wüthet fort, alle Drangsale der Anarchie kommen über das unglückliche Volk, es sinkt zu einem Sittenverfalle herab, welcher es der völligen Auflösung entgegen zu führen scheint. Da ersteht ihm ein unerwarteter Helfer. Ein Knabe aus dem königlichen Geschlecht ist jenem Blutbade entgangen, sein Retter, der weise Menschenfreund Dschengis, erzieht ihn zum künftigen Herrscher; „denn die Natur bildet keinen Fürsten, dies ist ein Werk der Kunst, und ohne Zweifel ihr höchstes und vollkommenstes Werk.“ —

„Ueberzeugt, daß Güte des Herzens ohne Weisheit eben so wenig Tugend, als Wissenschaft ohne Tugend Weisheit ist, leitet der Erzieher den Zögling stufenweise zu den erhabenen Ideen der bürgerlichen Gesellschaft, des menschlichen Geschlechts, der Natur, des Ganzen und seines geheimnißvollen, aber anbetungswürdigen Urhebers, zu welchem der Mensch, wenn er erfahren hat, daß auch der weiseste Genuß der Dinge außer ihm unfähig ist, ihm vollkommene Glückseligkeit zu geben, seine Blicke erhebt und inne wird, daß das Wesen der Wesen das höchste Gut und letzte Ziel aller erhabenen Geister ist.“

Aus dieser Schule geht der junge Tifan als ein Ideal menschlicher Vollkommenheit, als das Musterbild eines Vaterlandserretters hervor. Er erwirbt sich um das tief zerrüttete Reich so große und augenscheinliche Verdienste, daß ihm — da Alle fühlen, daß sie wieder eines Königs bedürfen — die Nation durch freie Wahl auf den Thron hebt, und erst, als sie es gethan, erfährt, daß er der durch die Geburt dazu Berechtigte ist.

Die Wunden des Staats waren geheilt. Scheschian ging einer glücklichen Zukunft entgegen, es kam darauf an, dieses Glück durch eine Verfassung zu befestigen. Tifan war im Begriff, den „größten Fehler zu begehen, den ein Monarch begehen kann [so stark betont dies der Verfasser], nämlich: dem Adel und dem Volke die gesetzgebende Macht auf ewig abzutreten.“ Das verhinderte aber der weise Dschengis, fortwährend sein Rathgeber. „Der Himmel verhüte, sagte er, daß Tifan aus der Verfassung seines Vaterlandes ein unförmliches Mittelding von Monarchie und Demokratie mache, welches eben

darum, weil es beides sein will, weder das eine, noch das andere ist. Die Nation von Scheschian muß den König als ihren Vater, und sich selbst, in Beziehung auf den König, als unmündig betrachten. Welche Ungereimtheit, es auf die Weisheit oder das gute Glück des Unmündigen ankommen zu lassen, was für Gesetzen, unter welchen Bedingungen und wie lang er gehorchen wolle. Es geziemt also allein dem Könige zugleich der Gesetzgeber und der Vollzieher der Gesetze zu sein."

Und hier wären wir bei dem Kerne der Wielandschen Politik angekommen. Wo der Naturstaat nicht mehr möglich ist, da ist die beste Verfassung keine andere, als die, welche in der neuesten Zeit, nach vielen verunglückten Versuchen, Manchen als der einzige Rettungsanker erscheint, welche vor unsern Augen glanz- und geräuschvoll ins Werk gerichtet wird — die aufgeklärte, das Volkswohl ohne Rücksicht auf den Unterschied der Stände gleichmäßig fördernde Autokratie.

Damit geräth unser Verfasser freilich auch wieder in eine Klemme. Nicht, daß ihn die Inconsequenz, mit der doch zuweilen Rousseausche Klänge, Menschenrechte u. dergl. in seine Darstellung hineintönen, sonderlich störte. Mit Montesquieu's Forderung der Theilung der Gewalten hält er sich, wie wir gesehen haben, nicht lange auf; er glaubt sie durch einige Redensarten hinreichend abgefertigt. Für eine ausbündige Vortrefflichkeit der Gesetze ist auch gesorgt, ein Tifan erläßt sie, und es wird ihnen auch eine religiöse Grundlage gegeben. „Der bloße Gedanke, sagt Dschengis, Gesetze geben zu wollen, welche nicht aus den Gesetzen Gottes entspringen oder mit ihnen nicht zusammenstimmen,

ist der höchste Grad des Unsinns und der Gottlosigkeit." Und an einem andern Orte heißt es: „Die monarchische Verfassung, in so fern sie durch weise Gesetze eingeschränkt ist, verdient den Namen der vollkommensten Regierungsart eben darum, weil sie der göttlichen am nächsten kommt." Wie ist es aber mit dieser heilsamen Einschränkung beschaffen, wenn die Fürsten nicht sämmtlich gerecht und weise sind?

Hier sucht sich Wieland nun auf eigene Weise zu helfen. Die Gewalt Gesetze zu geben ist eben nur dem trefflichen Begründer des wiedergebornen Staates verliehen, und die, welche er gegeben, sollen nie wieder aufgehoben oder verändert werden können. Eine Auskunft, welche die Täuschungen des abstracten Standpunkts wieder so recht anschaulich macht, und mit des Verfassers eigener Behauptung, daß die höheren Stufen, die der Mensch ersteigt, auch eine anders gestaltete Ordnung der Dinge verlangen, in offenbarem Widerspruch steht. Wenn aber auch die guten Gesetze immerdar gut bleiben, wie ist für ihre Ausführung gesorgt? Darüber soll in jeder Provinz ein Ausschuß der vier Stände, des Adels, der Priesterschaft, der Städte und des Landvolks wachen. Wenn der Hof auf die Vorstellung, daß eine Verordnung den Gesetzen widerspricht, keine Rücksicht nimmt, so sollen die Stände befugt sein, ihre Verkündung, im Nothfall sogar mit Gewalt, zu verhindern. Wie man sich ständische Befugnisse, welche bis zum Rechte des bewaffneten Widerstandes gehen, mit den Grundsäulen, auf welchen die Autokratie ruhen muß, vereinigt denken könne, darüber gibt der Verfasser keinen Aufschluß. — Genug, daß er sich um ein Auskunftsmittel bemüht hat, den Nachtheilen, die vom

despotisme éclairé zu besorgen sind, zu begegnen, welches vielleicht nicht schlechter ist, als irgend ein anderes zu diesem Behufe ersonnenes.

So sehr nun diese warme Schutzrede für die weise Einherrschaft bloßes Ergebniß theoretischer Erwägungen zu sein scheint, steht sie doch in naher Beziehung zu einer geschichtlichen Zeiterscheinung und ist zum Theil aus ihr hervorgegangen. Es waren die Jahre, wo das nach politischer und nationaler Auferstehung sehnsüchtig verlangende Deutschland Blicke freudiger Hoffnung auf das aufgehende Gestirn Kaiser Josephs richtete und von ihm die Erfüllung seiner liebsten Träume erwartete. Klopstock träumte, es werde mit diesem Kaiser die vaterländische Heldentugend Armins wiederkehren; Wieland, er werde die Glückseligkeit eines weisen Weltbürgerthums gründen.

Auf diese Beziehung deutet er in vertraulichen Mittheilungen selbst hin. Er schreibt am 19. Mai 1772 an den Staatsrath von Gebler in Wien (Samml. v. L. W. Bd. II. S. 3.), er würde im Goldnen Spiegel am Ende des 3ten Theils (der 1sten Ausg.) eine Stelle finden, „die nur auf Einen Fürsten, unter allen, die je gewesen sind, paßt. Schon seit geraumer Zeit suchte die bewunderungsvolle Liebe, die mein Herz für diesen wahrhaft großen Herrn erfüllt, irgend einen Ausgang; jetzt, wo sich eine so natürliche Gelegenheit darbot, ihm den Lauf zu lassen, konnte ich nicht widerstehen." Und an Riedel vier Wochen später (das. Bd. I. S. 290.): „Ich bin begierig zu vernehmen, wie der Goldne Spiegel in Wien aufgenommen werden wird, und was man zu der Stelle am Ende des

3ten Theils sagen wird, worin, dem Verlauten nach, dem Kaiser ein sehr feines Compliment gemacht sein soll."

Die Stelle, die er meint, ist die, wo von dem jungen Tifan gesagt wird: „Eine glückliche Empfindlichkeit entwickelte frühzeitig alle Kräfte seiner Seele, sein Verstand kam den Unterweisungen seines Lehrmeisters auf halbem Wege entgegen. Sein Herz war zur Dankbarkeit, zur Freundschaft und zum Wohlthun aufgelegt. Mit solchen Eigenschaften fühlt man einen innerlichen Beruf zu der edelsten Art von Thätigkeit. Von der Stunde an, da Dschengis ihm einen Begriff von dem wirklichen Zustande der menschlichen Gattung gegeben hatte, verlor der junge Tifan den Geschmack an seinem eigenen Glücke und brannte vor Begierde, dem Elende seiner Mitgeschöpfe abzuhelfen; eine Begierde, die in gewissem Sinne etwas Romantisches hat, aber demungeachtet die Leidenschaft großer Seelen und die Mutter der schönsten Thaten ist."

Auf der andern Seite glaubt aber Wieland auch — und gewiß nicht mit Unrecht —, daß man in den Schilderungen der Verderbniß der Höfe Manches als bestimmte Satire ansehen und ihm nicht wenig verargen werde. Daß er sich dadurch nicht bewegen ließ die Farben zu mildern, rechnet er sich als Unerschrockenheit an. — Le public — schreibt er während der Arbeit an die La Roche (bei Fr. Horn S. 151.) — ouvrira de grands yeux, en me voyant présenter aux grands de la terre avec une intrépidité peu ordinaire un miroir qui assurément ne les flatte pas.

Er vollendete das Buch noch in Erfurt, und soll in der Folge geäußert haben, nachdem er einige Jahre am Weimarschen Hofe gelebt, würde er sich nicht mehr getraut haben, es zu schreiben, weil er jetzt erst darin tausend

Beziehungen auf das Leben gefunden habe. (Wieland v. C. W. Böttiger im Hist. Taschenb. Jahrg. X. S. 427.).

Aber noch mehr als darüber, Wieland so unerschrocken zu finden, mag das Publicum erstaunt gewesen sein, ihn so hinausgehend über die Behaglichkeit, so ernst, ja so religiös zu finden. Die Scenerie entlehnt er allerdings von Crebillon. Der Rahmen des Franzosen, ein in Trägheit und Ueppigkeit ganz versunkener orientalischer Hof — das paßt ihm zu gut, als daß er auf den Vortheil, an Personen anzuknüpfen, die der damaligen gebildeten Welt aus ihrer Lectüre wohlbekannt waren, hätte verzichten sollen. Daher macht er seinen Schach-Gebal, der sich die Geschichte von Scheschian von seiner Favoritin Nurmahal und seinem Hofphilosophen Danischmend, als ein Mittel die Schlaflosigkeit seiner Nächte zu bannen, vortragen läßt, zu einem Neffen des Crebillonschen Schach-Baham. Aber mit Märchen, wie man sie dem Oheim vorgetragen hatte, durfte man dem Neffen nicht kommen. „Denn — heißt es in der Einleitung — er hatte wirklich zu viel gesunden Geschmack, um an Unrath, so fein er auch zubereitet war, Gefallen zu finden.“ — Unser Autor will also gleich an der Schwelle des Buches Verwahrung einlegen gegen die Vermuthung über das hier zu Erwartende, auf die vielleicht der bekannte Schauplatz einen Leser leiten könnte. War aber Wieland ganz unschuldig daran, wenn solche Vermuthungen aufstiegen?

Diese ernste, allem Frivolen absagende Haltung des Buches, in Verbindung mit seinem Inhalte und seinem Zwecke, brachte ihre Früchte. Der Goldne Spiegel trug dazu bei, Den, der ihn den Herrschern vorhielt, zum Erzieher eines künftigen Fürsten zu machen. Wieland nahm

den Ruf nach Weimar gern an. Kurz vorher hatte er an Gleim geschrieben: „Ich bin gar nicht zum Universitäts-Professor gemacht und wünsche je bälder je lieber von dieser Ruderbank befreit zu werden.“ (Ausgew. Br. Bd. III. S. 124.).

Die Berufung nach Weimar ist nicht nur für Wielands Lebensverhältnisse wichtig, sondern auch für seine Entwickelung als Dichter und Schriftsteller. Die Verhältnisse, in die er trat, waren von entschiedenem Einflusse auf die Auffassung und Durchführung der Aufgaben, die er sich stellte, auch auf einige dieser Aufgaben selbst. Andere, und zwar die, welche ihm am meisten am Herzen lagen, brachte er freilich von Erfurt nach Weimar mit, wie er sie schon von Biberach nach Erfurt mitgebracht hatte.

Eine andere Frucht des Goldnen Spiegels war die Achtung, die er dem Autor bei Leuten eintrug, die bis dahin geringschätzig von ihm gedacht hatten. Selbst Lavater, der manches Böse von ihm gesagt hatte, gehörte zu diesen Leuten. In einem merkwürdigen Schreiben vom 6. Mai 1773 (bei Fr. Horn in einem Anh. zu den von ihm herausg. Briefen) trägt er ihm eine litterarische Verbindung an. „Ich habe, schreibt er, den Goldnen Spiegel von einem Ende zum andern mit großem herzlichen Vergnügen gelesen. — Beim Schlusse wird mir die Empfindung neu, daß, wenn mir gleich in Ihren Schriften Vieles schlechterdings unerklärlich vorkommt, man Sie dennoch größtentheils viel zu einseitig beurtheilt. — Nicht Ihre Anmerkung über das Christenthum ist es, die mich blendet, sondern das Ganze, der sichtbar wirksame moralische Nerv ist's, der mich hoffen läßt, daß Sie mich nicht nur höflich, sondern gütig empfangen werden.“

Die Deutung, welche Lavater der Anmerkung über das Christenthum gab, beruhte auf einem seltsamen Mißverständniß *), und Wieland war durch diese Art von Ehrenerklärung nicht sehr befriedigt. Er schickte den Brief an Jacobi (dessen Auserl. Br. Bd. I. S. 115.) mit dem Bemerken: „Sie sehen, wie richtig in Musarion gesagt ist,

*) Es ist eine Stelle, welche als Berichtigung eines vom Philosophen Danischmend vorgetragenen Satzes auftritt, und wird von Wieland dem lateinischen Uebersetzer in den Mund gelegt. (Der Fiction nach ist das Buch aus der Ursprache in das Chinesische und aus diesem in das Lateinische übertragen.) Danischmend sagt nämlich im Text mit Beziehung auf den Thierdienst der alten Aegypter: „Bei aller der Verachtung, womit wir fremde Thorheiten anzusehen gewohnt sind, haben wir alle mögliche Ursache zu glauben, daß wir an ihrem Platze nicht weiser gewesen sein würden." Dagegen erhebt sich die Anmerkung: „Man hat aus diesem Satze folgern wollen, die verschiedenen Völker hätten keine andern als subjectivische Gründe ihres verschiedenen Glaubens, und alle Religionen könnten daher als gleichgültig angesehen werden — Grundsätze, welche beinahe zu allen Zeiten die Religion eines großen Theils der Weltleute ausgemacht haben. Eine Religion aus allen kann nichts desto weniger die wahre sein oder unbetrügliche Kennzeichen eines göttlichen Ursprungs haben, und da wir Christen mit dem größten Grade von Gewißheit behaupten können, daß unsere Religion wirklich die einzige sei, welche mit allen diesen Kennzeichen versehen ist; so sind wir nicht nur wohl berechtigt, sondern schlechterdings verbunden, alle übrigen, in so weit sie der unsrigen entgegen stehen, für irrig und verwerflich zu erklären." Es gehört kein großer Scharfsinn des Lesers dazu, zu erkennen, daß dies nichts weniger als ernst gemeint ist, auch wenn er vergessen hat, daß der vorgebliche lateinische Uebersetzer in der Einleitung ganz deutlich als Jesuit bezeichnet ist; und die Freude über Wielands Wiederbekehrung war nur eine von den Täuschungen des guten Lavater.

diese Geisterart kann keinen Scherz vertragen. Indeß was soll man mit einem Narren anfangen, der so viel Genie, und wie es scheint, ein so gutes Herz hat, wie dieser Seraphs-Reiter?"

Goethe gab in den Frankf. gel. Anz. eine ziemlich ausführliche Recension des Goldnen Spiegels (Bd. XXXII. S. 41.). Er dankt dem Verfasser für „die gute Art, womit er die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei hat brandmarken wollen," und bemerkt, daß „da die Societät diesen Heuchlern keine eigne Farbe und Kragen gegeben hat, woran man sie von weitem erkennen könnte, sie doppelt gefährlich sind." Die Pinselstriche, womit der Despotismus geschildert ist, nennt er meisterhaft. „Selbst der Sokratische Faun in Königsberg kann nicht mit dieser [wahrscheinlich ist zu lesen mit mehr] Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden und sie häßlicher darstellen, als sie hier in des Eblis Gestalt erscheint." Ueber das häufige Einschlafen des Königs, wenn sein Philosoph die edelsten und größten Wahrheiten mit Wärme vorträgt, wird bemerkt: „Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben, als Danischmend, denn er hat für seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wiederfinden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre."

Dieser feine Spott ist ein wohlverdienter. Wieland würde es hier und in andern Werken nicht für nöthig gehalten haben, die Sätze, die er vorträgt, so sichtlich hervorzuheben und einzuschärfen, wenn Lehre und Poesie bei ihm so in einander aufgingen, wie sie müssen, wenn die Poesie Poesie bleiben soll.

Der Goldne Spiegel und die zwei Jahre nachher erschienene Gelehrtenrepublik, mit ihren Träumen über sehnsüchtig herbeigewünschte Zustände, sind bezeichnend für beide Verfasser und für ihr Verhältniß zu ihrer Zeit und Lesewelt. In die Hieroglyphen der Gelehrtenrepublik konnte ein Leser wie Goethe hineinlesen was er wollte, und was kein Anderer herauslesen konnte; der Goldne Spiegel war ein zeitgemäßes, für Jedermann anregendes Buch.

1773. Zweite Ausgabe des Agathon.

Es war die Zeit, in der Wieland und J. H. Jacobi innige Freunde waren oder es zu sein meinten. „An Wieland — sagt Friedrich Roth — glaubte Jacobi gefunden zu haben, was er damals am höchsten achtete, einen populären Philosophen." Ein Brief von ihm an einen Freund, am 16. Juni 1771, unmittelbar nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Wieland geschrieben (Jacobi's Auserl. Briefw. Bd. I. S. 33.), ist voll von Bewunderung für den „freimüthigen, heuchellosen Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab." — „Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland schätze ich mich noch unendlich vielmal glücklicher als vorhin, sein Freund zu sein. Die natürliche, schöne und männliche Empfindsamkeit seiner Seele; die unzerstörbare Güte seines Herzens; seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen; seine ungeheuchelte Bescheidenheit; seine unglaubliche Aufrichtigkeit und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig als sein Genie. Unsere Freund-

schaft stieg in weniger als zwei Tagen bis zur innigsten Vertraulichkeit."

Als Wieland den Goldnen Spiegel vollendet hatte, beschäftigte er sich eifrig mit der neuen Ausgabe des Agathon. Nach dem großen Beifalle, den die erste gefunden, erwartete er auch große materielle Vortheile davon. Er lag seinen Freunden an, ihm zu zahlreichen Unterzeichnungen behülflich zu sein (Br. an Gleim vom 4. Mai 1772. Ausgew. Br. III. S. 123.), und Jacobi machte eine Pränumerations-Anzeige in seinem Namen. Der Erfolg befriedigte ihn so, daß er in den Dank, den er im letzten Bande den Lesern abstattete, die Worte einfließen ließ: „Eine so große Anzahl der verehrungswürdigsten und edelsten Namen unsrer Nation, die man in dem folgenden Verzeichniß erblicken wird, kann nicht anders als von der glücklichsten Vorbedeutung für die deutschen Musen sein."

Die Handschrift ging zur Durchsicht und Beurtheilung nach Düsseldorf. Die Bemerkungen des Freundes fangen mit kleinern Ausstellungen an und steigern sich dann so, daß sie zu einer mehr oder weniger offenen Kritik des dem Agathon zu Grunde liegenden Moralsystems werden. Jacobi las wol jetzt erst den Agathon mit der rechten Aufmerksamkeit. Bei dieser Gelegenheit theilte er Wieland auch jene angebliche Verdammung Lessings mit.

Wieland gab über Einiges nach. Daß er sich aber weder zu Aenderungen entschließen konnte, welche der ganzen Entwickelungsgeschichte des Helden einen andern Charakter gegeben hätten, noch zu Hinweisungen, welche dem Leser die Mühe des eignen Denkens erspart haben würden, muß man natürlich finden.

Jacobi meint unter Anderm, daß die Gründe, welche Agathon den Sophismen des Hippias entgegensetzt, nicht stark genug seien, um Mißverständnissen vorzubeugen; er wünsche, „aus Rücksicht auf die Schwachen," nicht Aenderungen im Text, aber berichtigende Noten (J. Br. S. 93.). Wieland sagt dagegen nicht mit Unrecht: „Entweder ist nichts daran gelegen, daß manche Leute mich aus Schwachheit oder Flüchtigkeit nicht recht verstehen, oder, wenn man auf solche Leute Rücksicht nehmen soll, so muß man keinen Agathon schreiben." Nur bei den Zweifeln am Dasein Gottes, welche Hippias vorbringt, entschloß er sich zu einer Anmerkung. Er habe damit, sagt er hier, zur Warnung derjenigen, welche wie Hippias zweifeln, zeigen wollen, „daß diese Art von Skepticismus wahre Atheisterei ist und dem Menschen das kräftigste Mittel raubt, alle die Hindernisse, welche sich der Tugend entgegenstellen, zu überwinden."

Indem er aber im letzten Bande durch die eingeflochtene geheime Geschichte der Danae eine der am Schlusse der ersten Ausgabe erregten Erwartungen erfüllt, zeigt er doch, daß er sich die Ausstellungen und Ermahnungen Jacobi's und auch wol noch anderer Freunde zu Herzen genommen hat. Danae's Geständnisse sind dazu bestimmt, dem Roman einen entschiedner sittlichen Charakter zu geben, oder, wie es der Dichter angesehen wissen will, die sittliche Absicht, die schon in der ersten Gestalt vorhanden ist, unzweideutiger hervorzuheben. Agathon besaß die tugendhaftesten Anlagen von der Welt. Allein sie wurden verdunkelt, seine Sittlichkeit erhielt einen Makel durch die übeln Folgen der Schwärmerei. Aber auch die Hetäre Danae hatte von der Natur tugendhafte Anlagen empfan-

gen, die ebenfalls unterlagen, aber andern Gefahren. Sie besaß eine „schöne Seele“ und diese „kann durch einen Zusammenfluß ungünstiger Zufälle an ihrer Entwickelung gehindert oder an ihrer ursprünglichen Bildung verunstaltet werden. Ihre Neigungen können eine falsche Richtung bekommen. Die Verführung, in der einnehmenden Gestalt der Liebe, kann sich ihrer Unerfahrenheit zur Wegweiserin aufdringen. Niedrigkeit und Mangel können in ihr diesen edlen Stolz niederschlagen, der so oft die letzte Brustwehr der Tugend ist. Erziehung und Beispiele können sie über ihre wahre Bestimmung verblenden. Die unschuldigsten, ja selbst die edelsten Regungen des Herzens, Gefälligkeit, Dankbarkeit, Großmuth können durch die Umstände zu Fallstricken für sie werden. Hat sie sich einmal auf den blumichten Pfad des Vergnügens den Liebesgöttern, Scherzen und Freuden als Führern vertraut, wie sollte sie gewahr werden, wohin sie der sanfte Abhang eines so lustigen Weges führen kann?“

So spricht der Dichter sich selbst über die Absicht aus, welche er mit dieser Ergänzung seines ersten Entwurfes erreichen wollte, und man muß ihm nachrühmen, daß ihm dies sehr wohl gelungen ist. Danae's Erzählung macht die aufgestellten Sätze vollkommen anschaulich. Und das ist noch nicht Alles. Die Fehltritte der liebenswürdigen Sünderin sollen nicht als Schwachheiten erscheinen, deren reumüthiges Geständniß Alles wieder gut macht. Danae verurtheilt sich selbst zu einer fortdauernden Buße, indem sie dem Besitz ihres geliebten Agathon, als seiner nicht würdig, entsagt. In der ersten Ausgabe blieb das Ende zweifelhaft und ließ zärtlichen Leserinnen noch die Hoffnung, die Liebenden durch das Eheband vereinigt zu sehen.

„Hatte Agathon, hieß es hier, nicht das Beispiel des großen Perikles vor sich? Verdiente Danae nicht in allen Betrachtungen das Schicksal der Aspasia?" Jetzt waltet unerbittliche Strenge vor, das Tugendprincip bleibt praktisch und auf dem Boden des Gefühls Siegerin. Die Lehre aber, das System bleiben noch sehr unbestimmt. Nichts erfahren wir darüber, als daß die Beobachtungen, welche Agathon auf einer weiten Reise gemacht, ihn überzeugt haben, „daß die Wahrheit zwischen dem System des Hippias und des Plato, aber näher bei diesem als bei jenem, liege." (2te Ausg. Bd. IV. S. 275.)

Wie wenig dies genügen könne, fühlt Wieland sehr gut. Er verweis't daher in einer Nachschrift wiederum auf „nächstens zu liefernde Dialogen zwischen Archytas und Agathon nebst einer Zergliederung des Systems des Hippias, welche aus Ursachen, die man bei dem ersten Versprechen nicht voraussehen konnte, auch jetzt nicht habe zu Stande gebracht werden können." — Wir wissen schon, was das für fortdauernde Ursachen waren. In den Geschäften seines neuen Berufs in Weimar, in welchen Gruber sie sucht, liegen sie nicht, obschon Wieland sie vorzuschützen scheint.

Uebrigens ist der Unterschied in Form und Darstellung zwischen der zweiten Ausgabe und der sieben Jahre vorher erschienenen ersten kein unbedeutender. In jener haben wir den vollkommen ausgebildeten reifen Wieland vor uns. So wie sein Stil hier erscheint, ist er geblieben. In der ältern Ausgabe ist er unvollkommener, unbeholfener, die Sätze sind zuweilen noch länger und verwickelter; aber es ist etwas Frisches und Keckes darin, was durch die spätere Politur abgeschwächt ist.

Die geheime Geschichte der Danae ist, an und für sich, ohne die Beziehung zur Entwickelung des Romans betrachtet, eines der besten aus des Verfassers Feder geflossenen Stücke. Es sind Liaisons dangereuses, welche er hier beschreibt und eben so moralisch behandelt, wie der berüchtigte Roman dieses Namens ein tief unsittliches Buch ist. Zum Behuf der beabsichtigten psychologischen Entwickelung sind die Situationen trefflich gewählt und mit großer Anschaulichkeit hingestellt. Nur an dem zu großen Wortreichthum, diesem Erbfehler des Dichters, leidet die Erzählung, und doch möchte ich sie unbefangenen Lesern, die seine Kunst der Seelenmalerei kennen lernen wollen, besonders empfehlen.

Lehrreich ist sie auch für das Verhältniß der aus dem altgriechischen Leben genommenen Gemälde unsres Dichters zu den Urbildern, wie wir diese, nach den Thatsachen und der innern Beschaffenheit, durch die geschichtliche Ueberlieferung kennen. Die Geschichte der Danae ist eine Hetärengeschichte, der Gegenstand also ein ganz leicht überschaulicher.

Als das historische Urbild der Danae nennt Wieland eine Hetäre dieses Namens, von der man sonst nichts weiß, als das Wenige, was Athenäus von ihren Lebensumständen und ihrem tragischen Ende aufbehalten hat. In diesen ist aber nichts, was auf die Danae unsres Dichters paßt; und er selbst sagt, daß diese Umstände nicht hinlänglich scheinen, „ihr die Ehre zuzuwenden, das Modell der liebenswürdigen Verführerin unsers Helden gewesen zu sein.“ Was ihn dennoch dazu bewogen hat, sagt er nicht, und es läßt sich nur daraus allenfalls errathen, daß die historische Danae nach dem Berichte des Athenäus einen Geliebten

aus einer drohenden Lebensgefahr rettete, und lieber in den Tod ging, als daß sie ihn verrieth. Diese Aufopferung würde die Hetäre also allerdings der „Ehre" des Vorbildes der Agathonschen Danae würdig machen, welcher der Dichter in ihrer spätern Laufbahn die edelsten Gesinnungen zuschreibt. Sonst würde er, wenn er an eine historische Person hätte erinnern wollen, besser gethan haben, sie Milto zu nennen, wie die Geliebte oder Gemahlin des jüngern Cyrus hieß, welche Rolle er seine Danae ja auch eine Zeit lang spielen läßt. Daran hinderten ihn indeß wol die spätern Schicksale dieser Milto oder jüngern Aspasia, wie sie auch genannt wurde, welche auch nach dem Untergange des Cyrus am persischen Hofe noch eines großen Ansehns genoß.

Dagegen sind — und dies ist das Wichtigere — einzelne, das Hetärenleben charakterisirende Züge aus den alten Schriftstellern genommen und auf Danae übertragen. Ich will nur zwei erwähnen. Bei den Lehren, welche die alte Pflegemutter Krobyle der jungen Danae in der Kunst Liebhaber zu gewinnen und zu erhalten, ertheilt, hat das 6te Hetärengespräch Lucians (T. III. p. 292. Ed. Reitz.) zum Vorbilde gedient. Sogar der Name der Alten ist beibehalten. — Danae erzählt viel davon, daß sie den Malern als Modell gedient habe. Dies finden wir im ersten Briefe des Aristänet von der Lais berichtet (p. 5. Ed. Boisson.): „Ihr Bild haben die größten Meister unter den Malern, so gut sie konnten, sich genommen, damit, wenn sie nun eine Helena, die Grazien, oder die Beherrscherin der Grazien selbst, darstellen sollen, sie darauf blicken wie auf ein überschwengliches Muster von Schönheit, und ihrem Kunstwerke einen göttlichen Aus-

druck geben können." Die zunächst folgenden Worte des entzückten Briefstellers will ich lieber griechisch hersetzen. Μικροῦ με παρῆλθεν εἰπεῖν, ὡς κυδωνιῶντες οἱ μαστοὶ τὴν ἀμπεχόνην ἐξωθοῦσι βιαίως. — Von dergleichen Ausmalungen hat Wieland hier durchaus keinen Gebrauch gemacht; er konnte es schon darum nicht, weil er die Geschichte dieser verliebten Abenteuer der Danae selbst in den Mund legt, wodurch sie nothwendig die Grenzen des feinen Anstandes nirgends überschreiten durften.

Ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, daß der Verfasser, bei allem Copiren griechischer Sitten, nicht auch hier dennoch modernisirt hat. Der Denk- und Gefühlsweise nach, die er seinen Personen gibt, hat er es stark gethan. In die Farben, mit welchen Aspasia und Danae gemalt sind, ist viel moderne Empfindung gekommen. Aber es ist doch ein Anderes, solche Farben in die einer frühern Gefühlsweise hineinmischen, und ein Anderes, statt der letztern, eine ganz bestimmte moderne mit aller ihrer Eigenthümlichkeit hinzustellen, eine solche, die es kaum nöthig findet, sich durch eine ganz dünne Hülle zu verkleiden. Das Erstere hat Wieland, das Zweite haben die Franzosen gethan. Schlimmer steht es mit dem Alcibiades, dem Wieland in dieser Geschichte eine große Rolle zugetheilt hat. Sein Charakter im Privatleben ist nicht übel gezeichnet, aber mit den feinen Netzen, die er spinnt, ein junges Mädchen zu verführen, fällt er gar zu stark von seinem und dem griechischen Wesen seiner Zeit ab; hier ist er wirklich der aimable roué aus der Zeit des Regenten. Und dennoch darf man nur selbst diesen verzeichneten Alcibiades mit einem in einer Marmontelschen Erzählung auftretenden vergleichen, um die immer und

immer wiederholte Bezeichnung Wielands, als einen bloßen Copisten der Franzosen, auf ihren wahren Werth zurückführen zu können.

Es bleibt aber noch ein andrer wichtiger Punkt übrig. Die Seelengeschichte Danae's ist nicht bloß auf eine Idealisirung der Gefühle, zu welcher die Keime im antiken Leben liegen, sondern auch auf die Vorstellung gebaut, daß die griechischen Freundinnen die Vorzüge einer feinen geistigen Bildung besessen haben. Läßt sich diese Voraussetzung historisch rechtfertigen? Das leugnet Jacobs in der Vorrede zum 4ten Theil seiner Vermischten Schriften, in welchem sich seine verdienstvolle Abhandlung über die Hetären befindet. Es habe, sagt er, bei dieser Arbeit „keineswegs eine Vorliebe für den Gegenstand obgewaltet, sondern vielmehr der, durch einen treuen und ungeschminkten Bericht den Trugbildern moderner Phantasie entgegenzutreten." Dieses Trugbild besteht, wie er nachher erklärend hinzufügt, in der Vorstellung von den geistigen Gaben der Hetären und ihrer Bildung, und als den Urheber davon bezeichnet er nachher unzweideutig Wieland. Nun kann nicht geleugnet werden, daß dieser auch hier die Farben stark aufgetragen hat. Jacobs stützt aber seinen Widerspruch nur auf die Geringhaltigkeit der aufbehaltenen Einfälle und Wortspiele von Hetären, und dies ist schwerlich ein richtiger Schluß. Er kann nicht aufkommen gegen die ausdrücklichen allgemeinen Zeugnisse aus dem Alterthum. Auf sie gestützt sagt ganz richtig W. A. Becker (Charikles Th. I. S. 123.): „Viele Hetären suchten durch geistige Bildung und Gewandtheit, durch Witz und Laune ihrem Umgange einen höhern Reiz zu geben. Darf man auch eben keine tiefe wissenschaftliche

Ausbildung voraussetzen, so war sie doch vermuthlich im Vergleiche mit andern griechischen Frauen ungewöhnlich, und Manche mochte sich nicht wenig darauf einbilden." — Eben so muß man diesem Verfasser beistimmen, wenn er hinzufügt: die große Zahl aufbehaltener Witzworte von Hetären läßt uns ahnen, „daß die Ungezwungenheit und Leichtfertigkeit der Unterhaltung gar oft zu wahrer Frechheit und Schamlosigkeit übergehen mochte."

Wie dem aber auch sei; in der Geschichte der Geistescultur kommt es nicht allein auf die Richtigkeit und das Ersprießliche aufgestellter Meinungen an, sondern auch, und wol noch mehr, auf die Gewalt und den Einfluß, den sie geübt haben. „Schwerlich — bemerkt Jacobs (a. a. O. S. 397.) — möchte sich Dasjenige historisch rechtfertigen lassen, was Fr. Schlegel in den Griechen und Römern sagt, daß es Aspasia vorzüglich gewesen, welche die attischen Hetären gelehrt habe, sich durch Geist und Schönheit Unabhängigkeit, durch die feinste Cultur aber öffentliche Achtung zu erwerben; daß durch sie die Hetärenkunst so sehr zur schönen Kunst geworden sei, daß sie, wie etwa ein Meister der Malerei seinen Geist auch in seinen Schülern fortpflanzt, eine Hetärenschule gestiftet habe; und daß man endlich in dem Geiste der Hetären, wie in Werken der Poesie oder der Beredtsamkeit, die Stufen des öffentlichen Geschmacks wahrnehme." — Der Strenge nach hat Jacobs hier Recht, keine Stelle der Alten sagt es mit ausdrücklichen Worten. Wol aber berichtet Plutarch im Leben des Perikles (C. 24.) nicht nur, daß dieser und Sokrates den Umgang der gewiß außerordentlich begabten Aspasia gesucht, sondern daß auch Männer ihre Frauen zu ihr geführt, damit sie sie hören mögen, obschon

sie kein ehrbares Gewerbe getrieben, sondern Hetären gehalten habe. — Da liegt es denn doch sehr nahe, Beides mit einander zu verbinden. Haben andere Frauen von ihr in der Geistesbildung gelernt, so wird es auch mit den Hetären der Fall gewesen sein, die sie in ihrem Hause hielt und erzog; denn auch das Erziehen liegt in dem vom Schriftsteller gebrauchten griechischen Worte. Wenn Fr. Schlegel es indeß mit so bestimmten Worten hinstellt, als bedürfe es keines besondern Beweises, so deutet dies auf eine allgemein angenommene Meinung hin; und diese stammt von Wieland her. Wieland ist es, der die Aspasia, für die er eine außerordentliche Vorliebe hegt, besonders in der Geschichte der Danae zuerst als die große Lehrerin der Hetären in der Geistescultur hingestellt hat, und er hat dies so einschmeichelnd und mit so vielem Erfolge gethan, daß selbst ein Mann wie Fr. Schlegel, der seine Kenntniß des griechischen Alterthums sonst nicht aus der zweiten Hand hatte, ohne daß er sich dessen bewußt ist, dieser halbpoetischen Hypothese folgt. Es ist ein starker Beweis von dem Einfluß der Schriften Wielands.

1773. Anfang des deutschen Mercurs. Alceste.

Der Gedanke der Gründung einer Zeitschrift, gewidmet vornehmlich der Belletristik und ihrer Beurtheilung, dann der Lebensphilosophie, allen Gegenständen, welche die Theilnahme eines gemischten, gebildeten Publicums erregen konnten, ging von F. H. Jacobi aus. „Das Journal — heißt es in einem Briefe von ihm an Wieland vom 10. August 1772 — wovon ich Ihnen von Coblenz aus schrieb [dieser Brief findet sich nicht], müßte ein Ding sein, wie der Mercure de France. Wir müßten es so schreiben, daß es nicht für Gelehrte allein, sondern auch

für Damen, Edelleute u. dergl. m. interessant würde. (Jacobi's Br. Bd. I. S. 68.).

Wieland übernahm die Ausführung, indem er sich an die Spitze stellte, um so bereitwilliger, weil er darin eine Erwerbsquelle sah, deren er bei einem spärlichen Einkommen sehr bedurfte. Auch Jacobi war, wie Fr. Roth sagt (Einleit. z. Briefw. S. XV.), um diese Zeit in Umständen, die ihn zwar nicht mit Mangel, doch mit Verlegenheit bedrohten und ihm den Erwerb aus dem Mercur sehr schätzbar machten. Beide hofften die besten Köpfe der Nation um sich und in der Monatsschrift zu vereinigen. Dabei verhehlt Wieland sich und den Lesern die bedenklichen Seiten nicht. Die eine betrifft das Verhältniß der Kritik, die im Mercur eine bedeutende Stelle einnehmen sollte, zum herrschenden Geschmack oder vielmehr zu der Anarchie in den Urtheilen. „Der Beifall, sagt er in der Vorrede, der von dem größten Theile des lesenden Publici noch izt so vielen mittelmäßigen Werken zugejauchzt wird; die noch immer herrschende Nachsicht gegen wesentliche Mängel; die Gewohnheit, bei vortrefflichen Werken um weniger kleiner, vielleicht nur eingebildeter Flecken willen kaltsinnig zu bleiben; die überhand nehmende Gleichgültigkeit gegen das wahre Einfache und Große; und um Alles in Ein Wort zusammen zu fassen, die beinahe allgemeine Willkürlichkeit des Geschmacks, sind sichere Merkzeichen, daß gesunder Verstand und unverdorbene Empfindung in Sachen der Litteratur noch nicht so gemein unter uns sind, als sie es bei einer aufgeklärten Nation sein sollten."

Ein anderes Bedenken bezieht sich auf die, durch die Ankündigung hoch gespannten Erwartungen. „Einige

meiner Freunde — heißt es ebendaselbst — erwarten Meisterstücke, und was für den Herausgeber noch fürchterlicher ist, lauter Meisterstücke vom Mercur. — Meisterstücke! — Ich weiß nicht, ob wir deren in unsrer Sprache manche haben: denn nicht alle Stücke von einem Meister sind Meisterstücke. Ich meines Orts verlange von keinem Verfasser, so wenig, als von irgend einem Künstler, ein untadeliges Werk." Daß Wieland mit diesen Bemerkungen in vollem Rechte war, wird Niemand bezweifeln. Aber zwischen dem Meisterstück und dem Gehaltlosen ist die Mitte breit. Für Wieland wurde der Mercur eine leidige Versuchung, sich über allerlei Dinge, die sich ihm gerade darboten, gar zu nachlässig, breit und zuweilen matt auszusprechen.

Er hatte um diese Zeit das sehr schwache Singspiel Alceste gedichtet. Schwerlich wäre ihm eingekommen, — nach dem Ausdruck des Wandsbecker Boten — seine eben erst gelegten Eier selbst zu recensiren, wenn ihm nicht die neue Zeitschrift zu Gebote gestanden hätte. Gleich in den ersten Stücken gab er „Briefe an einen Freund über das deutsche Singspiel Alceste" (Auszüge daraus bei Gruber in den Werken Bd. XXXXVII.), welche eine sehr oberflächliche Kritik *) des Euripideischen Trauerspiels

*) Die Frage, von der man meinen sollte, daß sie sich dem Beurtheiler vor allen andern aufdrängen müsse, nämlich ob die der Alcestis eigenthümliche Vermischung des Tragischen und des Komischen nicht aus einer bestimmten künstlerischen Absicht hervorgegangen sei, wird hier nicht einmal aufgeworfen. Freilich berührt sie auch Schlegel nicht. Diese Frage ist jetzt gelös't, und die Vorwürfe Wielands sind vollkommen erledigt durch die Auffindung einer didaskalischen Nachricht, wonach die

dieses Namens und eine Rechtfertigung seiner Abweichungen davon enthalten. Von der Composition des Musikdirectors Schweitzer zu dem Singspiel war Wieland so entzückt, daß er in dem ersten jener Briefe sagt, die Alceste Schweitzers sei ihm für die Unsterblichkeit der seinigen Bürge *).

Er ahnete nicht, daß nicht diese Musik, sondern eine Satire auf den Text diesem ein Andenken bei der Nachwelt erhalten würde. Es waren aber mehr die Briefe, als das Stück selbst, welche Goethe's Galle reizten, wie er in seinem Leben selbst sagt (Bd. XXII. S. 247.), indem er die Entstehung „jenes famosen Stücks, Götter, Helden und Wieland“ erzählt. Nachdem er angeführt, wie ihn und seine „oberrheinischen Gesellen“ die tadelnden Noten zur Shakspeare-Uebersetzung aufs Aeußerste verdrossen, fährt er fort: „Hiezu kam noch, daß er sich auch gegen unsre Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so

---

Alcestis einer Trilogie von Tragödien, als viertes Stück, statt eines Satyrspiels folgte, also den erheiternden Schluß machte. M. s. O. Müller, Geschichte der griech. Litt. Bd. II. S. 157. Bernhardy, Grundr. d. gr. Litt. Th. II. S. 871. Treffende Bemerkungen über das Drama macht Fr. v. Raumer, „Randglossen zum Euripides“ hinter der 2ten Aufl. seiner Vorles. über die alte Geschichte Bd. II. S. 509.

*) Gewiß ist wenigstens, daß dieses Tonstück für das bedeutendste seines Urhebers gilt, und daß es sich ziemlich lange auf der deutschen Bühne erhalten hat.

herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den Mercur einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe, gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Eines Sonntags Nachmittags schrieb ich bei einer Flasche guten Burgunders das ganze Stück, wie es jetzt daliegt, in Einer Sitzung nieder." Und wenn Goethe hinzusetzt, daß „dabei keine Persönlichkeit, noch eine andere Absicht" obgewaltet, so wird der unbefangene Leser gestehen, daß die Posse auch durchaus nicht den Eindruck eines persönlichen Uebelwollens macht.

Wol aber ist eine Stelle darin, die über Shakspeare-Noten und moderne Mattherzigkeit in der Darstellung der griechischen Fabelwelt hinausgeht und den ganzen Dichter Wieland in seinen Hauptbestrebungen trifft. Es ist der Schluß, wo Hercules sagt: „Was soll ich von eines Menschen Verstand denken, der in seinem vierzigsten Jahre ein groß Werks und Wesens daraus machen kann, und fünf, sechs Bücher voll schreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blute kann bei drei, vier Kerls liegen und sie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls sich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen."

Mit dieser cynischen Verächtlichkeit konnte sich über Wielands Problem vom Verhältniß der moralischen An-

forderungen zu der Gewalt des Naturtriebes und zur menschlichen Gebrechlichkeit und über seine unsägliche Mühe darum nur der aussprechen, der sich bewußt war, in Götz und Werther ein Licht auf Gegensätze geworfen zu haben, in welchen jener als ein untergeordneter aufgeht. Später aber lehrte ihn das Leben, daneben doch auch Bestrebungen und Abwickelungen wie die Wielandschen gelten zu lassen.

Wieland aber mußte durch den unerwarteten Angriff auf das empfindlichste verletzt sein, und um so stärker, weil er von einem Autor kam, den er hoch verehrte. Aber mit seinem edlen Sinn und seiner Gutmüthigkeit war er weit davon entfernt, auf Rache durch einen satirischen Ausfall gegen den Beleidiger zu denken. Vielmehr vergalt er Böses mit Gutem. Es waren im Mercur durch eine andere Hand am Götz von Berlichingen Ausstellungen gemacht worden. Jetzt (im Juniheft 1774) trat Wieland auf, den Dichter deswegen zu rechtfertigen. „Ich will es thun, sagt er, wiewol ich voraussehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat. ... Der Muthwille an einem Knaben ist eine Unart, und doch wünschte ich mir keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen. Das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! Denn wenn es, ut iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus

oder Brigliador daraus werden können? ... Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwan von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik."

Was konnten die Freunde beider Männer Besseres wünschen? Wenige Monate nachher schrieb F. H. Jacobi an Sophie La Roche (Auserl. Briefw. Bd. I. S. 198.): „Vom guten Wieland muß ich Ihnen sagen: unter allen großen Schriftstellern Deutschlands ist er der einzige, der über Goethe's Ruhm nicht eifersüchtig ist." Mit Recht sagt Stahr (Mercks ausgew. Schriften S. 38.): „Die Weise, in welcher Wieland die gegen ihn bewiesene Unart entschuldigt, gehört zu dem Liebenswürdigsten, was die Geschichte der Litteratur dieser Zeit aufzuzeigen hat, und muß ihm zu unvergänglicher Ehre gereichen."

Und diese schöne Seite seines Herzens ist nicht das Einzige, was hier zu seinen Gunsten hervorzuheben ist. Daß er sich in ein Gedicht wie Götz zu finden weiß, daß er von der Großheit dieser Poesie ergriffen ist, er, der in einer Region wirkt und schafft, wo Leben und Poesie und das Verhältniß beider zu einander so ganz verschieden gefaßt und begriffen werden — das macht seinem Urtheil nicht weniger Ehre. Man kann nicht sagen, das sei nichts Neues, er sei ja längst ein großer Bewunderer Shakspeare's gewesen. Denn was ihn zu diesem am meisten hinzog, die unvergleichlich feine Menschenkenntniß in den Charakteren — das tritt im Götz nicht besonders hervor. An der Verletzung der sogenannten drei Einheiten nimmt er

in jenem Aufsatze freilich großen Anstoß. „Aber, sagt er, dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte wie und warum), daß ihn nicht leicht eine andere Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und ans ununterbrochene Anschauen der lebendigen Gemälde, die er, ut magus, vor unseren Augen vorüberführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte das Genie, das dies gethan hat, nicht auf unsrer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?"

Der Erfolg des Mercur war anfangs ein für Wieland selbst unerwartet großer. Er trug, wie Goethe (Bd. XXII. S. 239.) sagt, nicht wenig bei zum Rufe Weimars, als des Orts, wo er herausgegeben wurde. Aber er machte dem Herausgeber auch viele Sorge. Anziehende Beiträge herbeizuschaffen, ist er ängstlich bemüht. Unaufhörlich dringt er in die Freunde, ihm beizustehen. Ein Wechsel zwischen Bedrängniß und Zufriedenheit, Furcht und Hoffnung geht durch die Briefe. „Wenn die Deutschen nicht wären, was sie sind — schreibt er am 28. Mai 1774 an Jacobi (a. a. O. S. 168.) —, so sollten unter den 24 Millionen Fressern, die zwischen dem Jura und dem baltischen Meere wohnen, doch wenigstens zehn-

tausend den Mercur kaufen; und dann, mein guter Fritz, hätten wir Beide genug und könnten noch Pensionen austheilen;" und im Oct. 1777 an Merck (Br. an M. S. 120.): „Wenn mich meine Freunde nicht unterstützen und für 2 bis 3 Monate ein Uebriges thun, so sehe ich kein ander Mittel, als meinen Laden gar zuzuschließen und das Gewerbe aufzugeben. Weil aber dieses nicht viel besser wäre, als mich — aufzuhängen, so versuche ich (wie Sie sehen) vorher alles Mögliche, um die kalte christliche Liebe meiner Freunde ein wenig aufzuwärmen. — Je zuweilen, l. Hr. und Fr., ist meine Geduld am Ausgehen. Verlassen Sie mich ja nicht in dieser Stunde der Trübsal!" Kein volles Jahr später versichert er demselben Freunde (das. S. 127.): er sei, obschon sich der Absatz der Zeitschrift vermindert habe, noch vollkommen zufrieden — „und am Ende bin ich sehr gewiß, daß der Mercur noch manches Journälchen, dessen Existenz er veranlaßt hat, überleben soll." Aber über die mangelnden Beiträge klagt er einige Monate nachher Jacobi seine Noth (14. Oct. 1777 a. a. O. S. 277.): „Ich will zwischen jetzt und Weihnachten für den Mercur mein Aeußerstes thun, aber allein kann ich es nicht zwingen. ... Das Nothwendigste, das Werk im Gang zu erhalten und in noch bessern Schwung zu bringen, ist mehr Mannigfaltigkeit, mehr Journalmäßigkeit." Jacobi antwortet (das. S. 279.): „Deine Noth wegen des Mercurs geht mir zu Herzen. ... Leider! um einem solchen Wesen würdig vorzustehen, muß man selber nichts Rechtes hervorzubringen im Stande sein. Man muß triviales Zeug mit Enthusiasmus schreiben, oder wenigstens mit allerhand trivialen Leuten von Herzen gut Freund sein können, und überhaupt nicht wissen, wo

man eigentlich zu Hause, oder, wie alt man ist.“ Etwa ein Jahr vorher hatte Jacobi geschrieben (das. S. 231.): „Sie, mein liebster Wieland, verstehen noch zu wenig von der sonst nicht schweren Kunst, den Leuten zu imponiren.“

Allerdings besaß Wieland diese dem Redacteur einer Monatsschrift wie der Mercur hochnöthige Eigenschaft nicht. Aber sie war nicht die einzige dazu erforderliche, die ihm mangelte. Um als kritischer Schriftsteller eine rasche und sichere Wirksamkeit zu üben, muß man entweder die Geistesgewalt eines Lessing besitzen, oder Schulhaupt sein, oder einem litterarischen oder auch politischen Kreise angehören, dessen Mitglieder, weil sie in ganz bestimmten Meinungen das alleinige Heil sehen, für einander eifrig thätig sind. So ist es heut zu Tage, so war es damals. Wieland gehörte keiner dieser Kategorien an. Es fehlte ihm zwar nicht an vorzüglichen Mitarbeitern, unter welchen ihn keiner so thätig und mit so mannigfaltigen ausgezeichneten Beiträgen unterstützte wie Merck, wie denn auch keiner von Wieland so oft und so dringend um Beistand angegangen wurde, wie dieser. Aber Wieland vergriff sich auch in der Wahl. Der Gießner Schmid (Bd. I. S. 234.), dem er einen Theil der kritischen Artikel überließ, war in keinem Betracht der rechte Mann dazu. So kam es denn, daß man die Kritik öfters einerseits seicht und ungenügend, andrerseits rücksichtslos und verletzend fand. Mit keiner der bestehenden Dichtergruppen, mit keinem der abgeschlossenen litterarischen Kreise stand der Herausgeber in gutem Vernehmen, weil er selbst zu keinem gehörte, sich keinem unterwarf, nach keinem da oder dort herrschenden Ton den seinen ausschließlich stimmte.

Indeß hat Gruber Unrecht, wenn er (Bd. LII. S. 54.) die Zerwürfnisse in der Freundschaft, welche Wieland in diesen Jahren erfahren mußte, vorzugsweise auf Rechnung der ästhetischen Kritik im Mercur schreibt. Am wenigsten ist es bei Goethe der Fall, welchen jene Recension des Götz verstimmt haben soll (das. S. 92.). Wir wissen, daß zu „Götter, Helden und Wieland" ganz andere Dinge den Anlaß gaben. Beim Hainbunde kann eine Beurtheilung des Göttinger Musenalmanachs (das. S. 77.) das Feuer allenfalls geschürt haben; daß es aber, als sie erschien, schon brannte, ist eben so gewiß, als die Gründe klar sind, die es entflammten. Die Begeisterung für Klopstock und für die spiritualistische Welt, welche dieser der Poesie als alleinige Heimath anwies, erfüllte seine unbedingten Verehrer mit der feindseligen Stimmung gegen Wieland, die sich Luft gemacht hatte in der feierlichen Verurtheilung seiner Dichtungen zum Scheiterhaufen (Bd. I. S. 232.), ehe jener Musenalmanach erschienen war.

Etwas anders steht es mit dem Unfrieden zwischen Wieland und Jacobi (Gruber a. a. O. S. 133 fg.). Der letztere nahm es sehr übel, daß der Mercur Nicolai's Sebaldus Nothanker gelobt hatte, da er in dem Charakter eines darin auftretenden, Säugling genannten Mannes ein Pasquill auf seinen Bruder Georg zu sehen glaubte. Wieland betheuerte (8. Aug. 1773), es sei ihm das nicht eingefallen, ehe Jacobi es ihm gesagt (J.'s Briefw. Bd. I. S. 117.). Erst auf einen zweiten Brief antwortete Jacobi (das. S. 121.): „Nicht sowol über das Pasquill bin ich in Zorn gerathen, als über den ganzen Nicolai, den windigen, eingebildeten Plauderer, über alle seine Ränke und seine vielfältigen Verräthereien am Guten und Schönen.

Diesen Nicolai, den Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek, in der alle Achtung, die man dem Genie schuldig ist, faunisch mit Füßen getreten wird, hat Wieland freundschaftlich bei sich aufgenommen und ihn öffentlich einen Mann von Verdienst genannt. Diese Handlungsweise wird zuverlässig bei einem ansehnlichen Theil des Publicums keinen vortheilhaften Eindruck für die Verfasser des Mercurs machen. Wieland unter der Protection von Nicolai! Sagen Sie mir, mein Freund, ob es Ihnen möglich ist, dieses mit Gelassenheit zu denken!"

Wieland vertheidigt sich gegen alle Vorwürfe Jacobi's, nimmt Nicolai in Schutz und die Allgemeine deutsche Bibliothek. Er ist seinerseits empfindlich gereizt (das. S. 131.). „Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und ich bekenne williglich, daß ich wenig Lust habe, mich alle Augenblicke hofmeistern zu lassen. Ein für allemal, mein lieber Jacobi, Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Loth waren auch Brüder wie wir; aber wie sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden. Das ist nunmehr wol das Beste, was wir thun können." Darauf folgen aber wieder von beiden Seiten Betheuerungen der Freundschaft — von Wieland der Liebe. „Ganz gewiß, mein Jacobi, schreibt er einmal, sind Sie der beste und wärmste Sterbliche, den ich kenne" — obschon er, wenn ihm sein System einfällt, auch wieder den Enthusiasmus der Freundschaft ausdrücklich abwehrt, weil er ihr verderblich werden kann. Jacobi sendet Beiträge für den Mercur, und Alles scheint ausgeglichen.

Wie aber Wieland von Sophie La Roche die Nachricht erhält, daß Jacobi von einer Reise nach Karlsruhe, auf

der er mit Klopstock und Goethe gelebt hatte, „unendlich glücklich" zurückgekehrt sei, erscheint ihm dies als Verrath an der Freundschaft und er bricht in die bittersten Klagen aus. „Sagen Sie mir, beste Freundin, schreibt er ihr am 24. März 1775, ist mein Schicksal nicht seltsam, vielleicht einzig in seiner Art? Wo habe ich in der ganzen Welt eine Freundin wie Sie, einen Freund wie Jacobi? Und Beide stehen in dem freundschaftlichsten Verhältniß mit meinen erklärtesten Verächtern und Widersachern, Klopstock und Goethe. Beide haben mich aufs unbilligste mißhandelt, und mein Freund Jacobi ist unendlich mit ihnen zufrieden. ... Nie habe ich mehr Liebe für einen Menschen gefühlt, als für den Verfasser von Götz und Werthers Leiden. Seine Freundschaft würde mich glücklich machen, aber er will nicht mein Freund sein. Er will die Freude haben, vor der Welt sein Spiel mit mir zu treiben, und in die Art, wie er's thut, bringt er Alles, was Beleidigungen unverzeihlich macht. Sagen Sie, Sophie, womit habe ich alles dies verdient? Womit habe ich mich unwürdig gemacht, von rechtschaffenen Leuten geliebt und geschätzt zu werden?" (bei Fr. Horn S. 172.). Er scheint hier gegen Goethe von Neuem gereizt, vielleicht weil er auf seine bewundernden Worte im Mercur ein Entgegenkommen erwartet hatte, welches nicht erfolgte.

Und wenige Wochen nachher schreibt er an Jacobi selbst: „Goethe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Klopstock ist für mich der Mann im Monde oder im Hundsstern, ein Wesen aus einer mir unbekannten und mit meinen

äußern und innern Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Reihe von Dingen. ... En un mot, mon ami, je ne me plaindrai jamais de vous, de m'avoir quitté pour Klopstock et Goethe. L'amour ne se commande pas. Il y a long-temps que vous cherchez votre Alter Ego. Vous aviez cru le trouver en moi; vous vous trompiez; il y a mille différences entre nous qui à la longue ne pouvaient manquer de faire leur effet." (J.'s Briefw. Bd. I. S. 206.). In einer ausführlichen Antwort sucht Jacobi ihn zu beruhigen. Die Behauptung, daß neben Goethe und Klopstock kein Platz für Wieland in seiner Seele sei, komme ihm unbegreiflich vor. Es scheint sich darauf auch Alles wieder zu ebnen. Briefe wurden fleißig gewechselt und sogar zärtliche.

Inzwischen sieht Wieland Goethe von Angesicht zu Angesicht. „Dienstag, am 7. d. M., Morgens um fünf Uhr — schreibt er am 10. November 1775 an Jacobi — ist Goethe in Weimar angelangt. Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! ... Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Sonne." Jacobi antwortet: „Mit Goethe und Ihnen ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehen hatte." An Meusel schreibt Wieland um dieselbe Zeit: „Goethe ist das größte Genie und der liebenswürdigste Mensch, den ich kenne" (Ausgew. Br. Bd. III. S. 245.), und an Zimmermann (S. 246.): „Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. — Dies sag' ich meinem Zimmermann, weil

er's beinahe mit eben so innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schreibe. Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. — Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an." — Ebenso an Gleim (S. 251.): „Ich kenne nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit, als ihn — so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen ist oder scheint." — So sehen wir Wieland ganz in dem Zauberkreise, den der Wunderbare, wo immer er erschien, um sich zog, und ganz darin schwelgen. Fort ist jede Spur des Grolls, der wieder hatte aufkommen wollen; verschwunden der Gedanke an „Alles, was Beleidigungen unverzeihlich macht." Goethe seinerseits benahm sich zuthulich und hülfreich, wie er pflegte. Aus Stetten bei Erfurt schrieb er am 2. Januar 1776 an Herder: „Ich bin mit Wielanden hier bei liebenden Menschen. Du mußt ihm auch helfen seinen Mercur stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt." (Aus Herders Nachlaß Bd. I. S. 55.).

Mit Jacobi scheint auch wieder das beste Verhältniß eingetreten. Jetzt erst stellt sich in den Briefen das trauliche Du ein. Wielands Urtheil achtet Jacobi so hoch, daß er ihm als Antwort auf ein emphatisches Lob über den Anfang des Woldemar am 30. April 1777 (Briefw. S. 263.) schreibt: „Einen Mann, wie Du bist, in Entzücken zu setzen, ist eine Wonne, wovon Du Dir keinen Begriff machen kannst. Ich will mein Möglichstes thun,

um nicht eitel zu werden." — Aber das Alles war Täuschung. Innerlich waren Beide einander entfremdet. Schon im nächsten Jahre erfolgte der ungeheilte und unheilbare Bruch zwischen den bisherigen Freunden, auf dessen Veranlassung ich unten noch kommen muß.

Gewährte ihm nun für einen so empfindlichen Verlust Goethe Ersatz? — Die ganze Ueberschwenglichkeit seiner Bewunderung für diesen und dessen höchst freundliches Entgegenkommen waren doch bei einem so grundverschiedenen Streben, das Leben und die Kunst zu ergreifen, nicht hinreichend, ein Seelenband zu knüpfen, welches Wieland befriedigt hätte. Nicht anders verhielt es sich mit Herder, der bald nachher nach Weimar kam. Von ihm schreibt Wieland am 1. December 1776 an Jacobi (das. S. 254.): „Meine ganze Seele ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich; ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dies — daß sein Geist zu groß ist — ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Goethe — der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß — außer Goethe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige im Geiste mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst, lieber Bruder, fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr, als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich; aber wie unzulänglich ist das für einen so tief denkenden, umfassenden, allmächtigen Genius." —

Alles dies zeigt deutlich, daß die kritischen Artikel im Mercur, bei den Spannungen und Zerwürfnissen, unter

welchen unser Dichter leidet, eine ganz untergeordnete Rolle spielen, und die Hauptursache in derselben Seelen- und Geistesstimmung liegt, die auf den Charakter und den Ton seiner Werke einen so großen Einfluß übt: in der allzu großen Weichheit und Bestimmbarkeit; in dem Wechsel seines Verhältnisses zu dem Großen, Tiefen und Genialen, welches ihn bald anzieht, bald abstößt, wenn er fürchtet, dadurch in Schwärmerei gerissen zu werden; in der Befriedigung auch durch das Mittelmäßige, wenn es mit einer gewissen Erregtheit und Lebendigkeit auftritt; in dem daher stammenden Mangel an Widerwillen und Zorn gegen das Gemeine. Dieser Mangel ist es, mit dem der innere Bruch zwischen ihm und Jacobi beginnt, wie sich in dessen Anklage Nicolai's zeigt. Daß Jacobi's leichte Entzündlichkeit die Kluft immer weiter riß, ist darum nicht weniger wahr. Jene Ueberschätzung eigner persönlicher Verhältnisse, welche unter den Schriftstellern jener Tage manche verdrießliche, zuweilen an das Kindische streifende Spannung erzeugte (Bd. I. S. 254.), ist hier nur wenig in Anschlag zu bringen.

Die Trennung von Jacobi empfand Wieland so schmerzlich, daß sie ihm einen tiefen Seufzer über alle Leute von Genie abpreßte. Er ist an Merck gerichtet, mit dem er damals, trotz der großen innern Verschiedenheit ihrer Naturen, in der innigsten Verbindung war, wovon die an ihn gerichteten Briefe, in denen er sich am rücksichtslosesten aufschloß, volles Zeugniß geben. (Man vgl. die richtigen Bemerkungen Stahrs a. a. O. S. 75.). Mercks scharfem Verstande traute er damals das vorurtheilfreieste Urtheil über litterarische Verhältnisse und über sich selbst zu. „Wenn ich Dich nicht hätte, schreibt er ihm am 14.

Mai 1778, nicht an Dir hinge, und in dem Glauben, daß Du mich kennst und liebst, Trost und Aufmunterung fände, so würde ich mich in der litterarischen Welt wenigstens so allein fühlen, als ob ich mitten in der großen arabischen Sandwüste stünde. Ich habe, seitdem mich Fritz Jacobi verlassen und aufgegeben hat, einen so innigen Ekel vor Allem, was einer Verbindung mit einem Genie, Bel-Esprit und Prätendenten an das eine oder andere ähnlich sieht, in den Leib gekriegt, daß ich lieber mit Schneidern und Schustern, Topinambos und Hottentotten, als mit Leuten, die Prosa oder Verse drucken lassen, umgehen möchte." (Briefe an und von M. S. 133.).

Einen Zornerguß enthält derselbe Brief über die schiefen Urtheile, die der Mercur erfährt. „Die Meinung, daß der Mercur immer schlechter werde, nimmt überhand; ein Esel sagt's dem andern nach, und so etabliren sich endlich Gerüchte in der litterarischen Welt, wie in der bürgerlichen. Mir dünkt's, er sei bisher von Jahr zu Jahr besser worden. ... Daß der größte Theil des jungen Volks, das über uns abspricht, und dem man nichts recht machen kann, Hundevolk und dumme Jungens sind, weiß ich nur zu wohl; aber dadurch ist uns nicht geholfen, die Frage bleibt immer: wie machen wir's, daß wir den Mercur gegen fernern Verfall sicher stellen?" —

Eine so üble Laune war glücklicherweise nicht dauernd, die vorherrschend heitere Stimmung unsres Autors im Leben und die Poesie verscheuchten sie, der Fortgang des Mercur war dazu freilich nicht geeignet. Dieser machte dem geplagten Herausgeber fortwährend viele Sorgen. Verlautete etwas von einer neuen Zeitschrift, so erblickte er darin einen Feind des Mercur. So 1779 in dem

Plane zu dem Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur. Da klagt er es denn auch wieder seinem Merck, daß er so allein stehe, und daß die Eigenschaften eines Herausgebers ihm fehlen. „Die Leute wissen nicht, was sie von uns denken sollen, da wir Alles gut sein lassen, und uns nicht einmal die unsäglichen Blößen zu Nutze machen, die uns die dominirende Partei fast täglich gibt. Aber woher kommt das, als daher, weil weder ich, noch Du Ehrgeiz, Eitelkeit und Geschmeidigkeit genug haben und haben mögen, Chefs de Parti zu sein. Wie manchmal hat es schon bloß von meinem Willen abgehangen, mich an die Spitze einer Partei zu setzen, die mir alle mögliche avances machte, und die ich mit ein Bischen Politik lenken konnte wie die Wasserbäche! Aber mein Herz verschmäht es, und ich kann weder ungerecht gegen einen guten Kerl sein, quia non mecum sentit, noch parteiisch gegen einen schlechten, weil er zu mir hält, wenigstens kann ich's nicht mit Vorsatz, und das muß doch ein Heerführer können, oder er wird bald Masaniello's Ende nehmen." (Br. an M. S. 160.).

Diese Klagen beruhten, wie wir gesehen haben, auf einer sehr richtigen Selbstschätzung des Herausgebers; was ihm aber entging, oder vielmehr, was er nicht genug in Anschlag brachte, war die Wirkung des schlechten Ballasts, mit dem er die Zeitschrift behängte oder behängen mußte, daher denn auch die Tadler keineswegs bloß in dem „Hundevolk und den dummen Jungen" zu suchen waren. In dem Briefe an Schönborn von 1774 schreibt Goethe (Bd. XXVII. S. 476.): „Der Trödelkrämer Mercurius fährt fort, seine philosophisch=moralisch=poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles etc., nicht weniger Nürnberger

Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinenter, putzt sie wie Buben in Noten und Nachreden rc.;" und vier Jahre nachher an Merck: „In dem Sau-Mercur ist's doch, als ob man was in eine Cloake würfe, es ist recht der Vergessenheit gewidmet und so schnitzelweis genießt kein Mensch was." (Br. an M. S. 137.). Was Goethe so unmuthig macht, sagt dem Herausgeber schon 1775 Jacobi rund heraus: „Ohne eben ein Wundermann zu sein, wollte ich Ihnen von Goethe Beiträge zum Mercur verschaffen, wenn nicht Goethe mit verschiedenen Ausarbeitungen im Mercur so gar schlecht zufrieden wäre, daß er die Vorstellung nicht ausstehen kann, in Gesellschaft ihrer Verfasser vor dem Publicum aufzutreten. Sie achtet er vom Grunde der Seele hoch, aber als Herausgeber des Mercurs sind Sie ihm ärgerlich. ... Er verdenkt Ihnen keineswegs, daß Sie, zur Verbesserung Ihrer Umstände, sich mit einer litterarischen Manufactur abgeben; das thue ich ja mit, und doppelt, da ich mir zugleich das Beste der Iris angelegen sein lasse. Wenn aber Goethe in Wielands Mercur über Kunst, Künstler und Kunstsachen, kurz über Dinge des Genies, schiefe, verkehrte, nach seinem Gefühle alberne Urtheile und Wegweisereien findet, so ärgert er sich, und jammert, daß Wieland übers Herz bringen muß, dergleichen herauszugeben." (J.'s Briefw. Bd. I. S. 200. 202.).

Diese Meinung, gutmüthig gemildert und schalkhaft gewendet, bringt Goethe dann auch im „Neuesten von Plundersweilen" vor, dieser der Herzogin Amalia zu Weihnachten 1780 dargebrachten Gabe, welche, nach des Dichters Ausdrucke, nichts Geringeres sein sollte, als

„die deutsche Litteratur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde“ (Bd. VII. S. 155.):

Ihr kennt den himmlischen Mercur,
Ein Gott ist er zwar von Natur;
Doch sind ihm Stelzen zum irdischen Leben
Als wie ein Pfahl ins Fleisch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterschritte.
Auf seinen Scepter und seine Ruthe
Thut er sich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens sägst du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unsterblich sind.

Drei und dreißig Jahre nachher, in der Denkrede auf den abgeschiedenen Herausgeber, faßt Goethe die Wirkung des Mercur auf die deutsche Litteratur in ihrer Ganzheit ins Auge, und da muß das Urtheil anders fallen.

„Dem Mercur — heißt es hier (Bd. XXVII. S. 438.) — verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen; denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte Anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Litteratoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercurs als Leitfaden in unserer Litteraturgeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend. ... Das Glück des Herausgebers weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich,

dann wochen- und tagweise sich ins Publicum drängten und endlich jene Babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß Jedermann reden und Niemand hören will. — Was den Werth und die Würde des deutschen Mercurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen."

Also hat der Mangel an Erfordernissen zum Parteihaupt bei dem Herausgeber der Zeitschrift, wenn er ihr auf der einen Seite auch die durchschlagende Kraft nahm, ihr doch auf der andern durch jene milden Eigenschaften auch wieder genützt.

1775. Geschichte des Philosophen Danischmend.

Seit der Erscheinung des Mercur erhielt das Publicum die meisten Erzeugnisse des Dichters zuerst in dieser Zeitschrift, in Anfängen und Proben, oder auch allmälich ganz.

So im Jahrgang 1775 die größere Hälfte des genannten Werks. Erst weit später, erst in den sämmtlichen Werken, erschien es fortgesetzt und zu Ende geführt unter dem Titel „Geschichte des weisen Danischmend und der drei Kalender. Ein Anhang zur Geschichte von Scheschian."

Also eine Fortsetzung des Goldnen Spiegels. In diesem macht Schach-Gebal Danischmend, dessen treffliche Eigenschaften an Kopf und Herz ihm einleuchten, zu seinem ersten Minister, opfert ihn aber nach kurzer Zeit, da er seine Ruhe liebt, den Priestern, die ihn mit Anklagen und Verleumdungen des edlen Mannes bestürmen, und schickt

ihn in die Verbannung. In der Fortsetzung kommt der Weise in ein entlegenes, ganz einsames Thal, Jemal genannt, bewohnt von den „vielleicht glücklichsten Menschen, die damals auf dem ganzen Erdboden anzutreffen waren;“ denn sie wußten „nichts von Sultanen, Wessiren, Statthaltern, Kadis, Schatzmeistern, Zollpächtern, Fakiren und Bonzen“, bewohnt also von Naturkindern, aber nicht Rousseauschen wilden, sondern in solchen Anfängen der Civilisation lebenden, wie sie erforderlich sind, Humanität und die Behaglichkeit eines heitern Daseins zu schaffen und zu fördern. Bei einer beschäftigten Lebensart, von Mangel und Ueberfluß gleich weit entfernt, erhalten mäßige Arbeit und ein fröhliches Herz ihnen Gesundheit, frischen Muth und eine lange Jugend. Gegenseitige Zuneigung knüpft das Eheband; Liebe und Eintracht herrschen in den Familien und in der ganzen Gemeinde. „Die Unschuld der Sitten und eine glückliche Gewohnheit, der unverwilderten, ungekünstelten und unverdorbenen Natur gemäß zu leben, erhält die kleine Republik ohne Gesetze in einem bessern Zustande, als der ist, welchen die vollkommenste Gesetzgebung einem Volke verschaffen kann, das schon so verdorben ist, nicht ohne Gesetze leben zu können.“

Hier läßt sich der Philosoph nieder, nimmt ein Weib und genießt eines reinen Familienglücks. Aber das Verderben ist nahe. Kalender und Fakire finden den Weg in das stille Thal. Von den letztern haben „einige ausgespürt, daß dort gut leben ist, die Menschen einfach und leicht zu hintergehen, die Weiber hübsch sind. Die Voreltern dieses Völkchens hatten den Weltschöpfer ohne Bilder, ohne Tempel, ohne Priester verehrt. Die Einbildungskraft der Nachkommen blieb aber in die Länge nicht müßig.

Sie bevölkerten die ganze Natur mit Geistern. Dieser Glaube, welcher den Bonzen aller Völker, die mit Bonzen geplagt sind, die Grundlage für ihr Gebäude von Aberglauben und Vielgötterei abgibt, blieb bei diesem Völkchen, welches ohne Sultane und Bonzen, im Schoße der einfältigsten Natur lebte, unschädlich." Nun aber kommen die Fakire, verbreiten rohen Aberglauben, verführen die Weiber und rufen die schlimmsten Leidenschaften wach. Der Friede der Familien, die Reinheit der Sitten sind zerstört, mit ihnen Ruhe und Glück. Was die Fakire begonnen haben, wird von den Kalendern und andern Taugenichtsen, die in das Thal kommen, vollendet. Danischmend wird verleumdet und um sein heilsames Ansehen gebracht. Die Jemaliter lernen eingebildete Bedürfnisse, Ueppigkeit, Aufwand, Luxus kennen. „Das einst so glückliche Jemal wird in wenig Jahren ein unseliger Schauplatz aller Laster, die falsche Verfeinerung und Luxus unter einem solchen Volke ausbrüten, und eine solche Ungleichheit des Vermögens stellt sich ein, daß mehr als die Hälfte der Bewohner sich bei Denen, welche die Reichen geworden waren, zu einer Art von Sklaven verdingen muß, um durch übermäßige Arbeit kärglich zu verdienen, was ihnen vordem ein mäßiger Fleiß in Benutzung ihrer kleinen Erbgüter viel reichlicher verschafft hatte."

Das Verhältniß dieses Buches zum Goldnen Spiegel ist leicht ersichtlich. Gegen diesen gehalten ist es in der politischen Einsicht des Verfassers ein Rückschritt. Dort überwiegt die echt historische Idee, daß der einzelne Mensch und die bürgerliche Gesellschaft in der ursprünglichen Einfachheit der Natur ihre Bestimmung nicht erreichen können, und daß eine innere Nothwendigkeit sie treibt, andere und

höhere Stufen zu ersteigen. Hier werden die einfachen, der höhern Cultur vorangehenden Zustände zu einem patriarchalisch-idyllischen Leben, wie es in der wirklichen Geschichte nie und nirgends anzutreffen ist und nach der Schwäche der menschlichen Natur nicht angetroffen werden kann, idealisirt; und nun soll jedes Verlassen dieser beschränkten Simplicität vom Uebel und nur die Folge böser Verführung sein. Den einfachen geselligen Verhältnissen werden die Sultanschaft und alle aus ihr fließenden Uebel gegenübergestellt und somit der Gegensatz der Einfachheit der Natur und der verwickelten Staatsverhältnisse mit dem der Freiheit und des Despotismus verwechselt, was die Richtigkeit aller daraus gezogenen Schlüsse und Anschauungen aufhebt.

Diese Verwirrung und manches Andere in dem Buche sind ganz Rousseauisch. Wieland hatte sich, wie wir gesehen haben, entschieden gegen Rousseau's Verdammung der Wissenschaften und Künste erklärt; hier wird den Künsten und der Philosophie allerdings ihre Bedeutung für das Wohl der Menschheit gelassen, aber nur als Gegengift gegen die bösen Folgen der Herrschaft der Sultane und des Einflusses der Bonzen. Also würde man ihrer, wenn sie das Böse nicht milderten, wol entrathen können.

So groß war die Gewalt Rousseauischer Ideen. Wieland, der sich getrieben gefühlt hatte, als ihr Gegner aufzutreten, ist es nur gegen ihre auf die Spitze getriebenen Paradoxien, sonst im Grunde, ohne daß er es selbst weiß, von ihnen befangen, und schreibt in diesem Sinne zum Goldnen Spiegel, in welchem eine klare Anschauung der Wirklichkeit ihn auf bessere Wege geführt hatte, einen Anhang,

in welchem er jenen falschen Vorstellungen wieder huldigt. Die über bessere Einsichten siegreiche Gewalt dieser Vorstellung ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Culturideen des achtzehnten Jahrhunderts. Und auf nichts Anderes ist sie zurückzuführen, als auf den Alles beherrschenden Zug zur Natur hin, und auf den Glauben, daß die Herstellung ihrer Simplicität, wenn sie möglich ist, dem Menschengeschlecht sein verlorenes Glück zurückbringen kann, so daß ihm nichts zu wünschen übrig bleibt. Ob Wieland, als er den unvollendeten Danischmend in die Welt schickte, an diese Möglichkeit auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesellschaft glaubte, muß man dahingestellt sein lassen.

Ich habe den Danischmend einen Rückschritt gegen den Goldnen Spiegel genannt; in den Augen des Verfassers war er eine Ergänzung desselben. Offenbar wollte er damit der Meinung vorbeugen, daß er die erleuchtete Alleinherrschaft für die absolut beste Staatsform halte, und hier zeigen, daß sie ihm wol als die große Rettung aus der Verderbniß und dem Verfall gilt, daß dieser Verderbniß aber die glücklichsten Zeiten, die der Einfalt und Unschuld der Natur, vorangegangen sind.

1776. Gandalin, oder Liebe um Liebe, ein Gedicht in acht Büchern.

(Zu S. 40.)

In Danischmend befindet sich Wieland in der Welt falscher Ideale, die durch irrige Begriffe von Natur und Staat herabgezogen sind in den Kreis unfruchtbarer Verstandesreflexion. Dagegen finden wir ihn in seinem Gandalin, den der nächstfolgende Jahrgang des Mercur bringt, auf dem ihm ungleich besser zusagenden Felde der Ritter-

und Liebespoesie, aber in diesem Gedichte auch gleich wieder mit dem seine ganze poetische Laufbahn hindurch nicht von ihm ablassenden Problem vom Verhältnisse der Tugend zur Versuchung beschäftigt.

Zu diesem Zwecke läßt er uns hier eine Geschichte vernehmen, nicht unähnlich der, welche er in einer seiner Komischen Erzählungen, Aurora und Cephalus, nach dem Ovid vorgetragen hatte, wo Prokris, als ihr Gatte Cephalus in anderer Gestalt bei ihr erscheint und sie mit Liebesbegehren bestürmt, die Probe nicht besteht; hier indeß viel feiner und zarter gewendet. Die schöne Sonnemon verspricht dem Ritter Gandalin ihre Liebe, wenn er auf einer Wanderung von drei Jahren die Bedingung erfüllt

— keine andere Creatur
Noch Göttin in dieser Zeit zu lieben,
Und mir zu schwören den heiligsten Schwur,
Kommst Du zurück, mir nichts zu schweigen,
Dein ganzes Herz offen zu zeigen,
Um keine Sylbe die Wahrheit zu beugen. —

Schon ist die Prüfungszeit fast abgelaufen, da fühlt sich der Ritter trotz alles mannhaften Widerstandes in Liebe zu dem schönen Fräulein Je länger je lieber hingezogen, obschon er es nie anders erblickt als verschleiert. Sein getheiltes Herz erleidet die grausamsten Qualen, die er schon durch einen Selbstmord zu enden im Begriff ist. Da hält ihm sein guter Dämon die Hand zurück:

Wozu Dich selbst so quälen? flüstert
Der Engel ihm zu: Du bist aus Thon
Gebildet, wie jeder Erdensohn
Bist mit den Thieren des Feldes verschwistert,
Und unterworfen dem Geräusch
Der Leidenschaften, wie alles Fleisch.

Nur laß den Kampf Dich nicht ermüden!
Der Sieg ist zwar noch unentschieden;
Doch, wolle nur, so ist er Dein.

Reumüthig stürzt er mit offnem Bekenntnisse zu Sonnemons Füßen nieder und hört mit Erstaunen aus ihrem Munde:

— Du warst nie ungetreu
Und bist es noch nicht, hast mich immer
Geliebt, und Alles ist Feerei,
Was Dir mit diesem Frauenzimmer
Begegnet ist.

Denn niemand anders war's, als sie selbst, und sie verzeiht um so williger, da des Ritters Vergehen doch aus Sympathie entsprang. Und sie, die vormals Spröde, von der Macht der doppelten Anziehungskraft, die sie auf Gandalin geübt, bezwungen, gibt jetzt „Liebe um Liebe".

Diesmal erschüttert also die Naturgewalt nur die feste Treue des Sinnes; über Entschluß und Willen siegt sie nicht, und auch jenen Erfolg erhält sie nur durch einen geheimen Zug, der aus dem Kern der Zuneigung stammt. Die Treue wankt im Bewußtsein, nicht im Instinct, noch in einer vollbrachten That, und in so fern ist die sittliche Forderung befriedigt. Mit dieser Liebescasuistik meint es der Dichter halb ernst, halb verspottet er sie humoristisch. Es schwebt über dem Ganzen eine versteckte, aber merkbare Ironie, von einer Feinheit, wie sie sonst bei ihm nicht vorkommt. Vortrefflich passen dazu die mit ungemeiner Leichtigkeit dahinrollenden Verse. Im Neuen Amadis hatte der Dichter angefangen, unter die reinen Jamben auch Anapäste zu mischen. Hier geht er in dem Streben, den Wohllaut seiner Verse durch Mannigfaltigkeit zu erhöhen, noch weiter; er mischt nicht nur Anapäste, sondern

auch Dactylen, sogar Trochäen ein. Er hat dies durch ein vorgesetztes metrisches Schema anschaulich machen wollen. In diesem sind die Füße theilweise freilich falsch angegeben. Es erscheinen Amphibrachen darunter. Aber dies muß man den unvollkommnen metrischen Begriffen der Zeit zu gute halten.

1776—78. Das Wintermärchen. — Das Sommermärchen oder des Maulthiers Zaum. — Geron der Adeliche. — Pervonte oder die Wünsche.

(Zu S. 43.)

Es war nicht bloß der Zug des angebornen Talents, welcher unsern Dichter wieder zu einem Inhalt, wie der des Gandalin, leitete. Es war zugleich der Ueberdruß an den hochmüthigen, selbstgefälligen, aufgeblasenen Redensarten der sich unfehlbar dünkenden Weltverbesserer seiner Tage. „Mir sind — schreibt er am 23. Febr. 1777 an Jacobi (dessen Briefw. Bd. I. S. 256.) — seit geraumer Zeit die französischen litterateurs, sonderlich die Philosophen, Oekonomisten, Encyklopädisten, mit ihren Prätentionen, sentiments und Ziereireien, und mit ihrer verwünschten emphatischen Sprache, in der Seele zuwider. Ich begreife kaum, wie es zugeht, daß Dir's nicht auch so ist. Du bist, Gott weiß, gar zu gut, und nimmst, glaube ich, all das schöne Zeug, was sie, bloß um sich airs zu geben, schwatzen, für gut an und hältst ihnen Rechnung darüber. Per me können sie alle sammt und sonders zum T..... gehen und die Engländer mitnehmen. Ich lese fast nichts als uralte Romane oder Auszüge daraus *), und

*) Er hat hier die kurz vorher (1775) begonnene Bibliothèque universelle des romans im Sinne, in welcher der Graf

Ritterbücher und den Vater Homer, und Mosen und die Propheten ꝛc. Ist also natürlich, daß mir gar abscheulich vor dem modernsten französischen Kram ekeln muß. Ja, Montaigne, Rabelais, Marot, das waren andere Leute. Sogar der ehrliche närrische Kerl Brantome ist mir in seiner naiven Dumpfheit lieber, als die prädentirten Philosophen — die Gecken."

Er las also außer der Bibel und Homer auch Romane des Mittelalters, und trank so aus dem belebenden, erfrischenden Quell dieser volkspoetischen Erzählungen. Das Allermeiste seiner bisherigen Erzeugnisse beruhte auf eignen Erfindungen, gemacht, um Gedanken und Lehren in anschauliche Bilder und Gestaltungen zu kleiden, wo es so schwer ist, die über die Grenzen der Natur und Wahrheit hinausschweifende Willkür zu vermeiden. Jetzt war er an eine unerschöpfliche Fundgrube von schon gegebenen Stoffen gekommen, von mehr oder weniger ausgeführten Umrissen, welche dem Dichter, wie mythologische und biblische Stoffe dem bildenden Künstler, die ansprechendste Grundlage geben und seiner Erfindungsgabe doch Spielraum genug lassen.

Dieser Beschäftigung haben wir einige seiner erquicklichsten, reinen Genuß gewährenden Erzeugnisse zu danken. Dabei kamen ihm denn seine orientalischen Märchen, seine Tausend und Eine Nacht, wieder in die Gedanken und reizten zur Bearbeitung. So entstand das Wintermärchen. Es ist die Geschichte vom Fischer und dem Geiste, die bei

---

Tressan, ausgezeichnet als Krieger und als Schriftsteller, Auszüge aus altfranzösischen Romanen mittheilte, deren Handschriften er in der Vaticanischen Bibliothek gefunden hatte.

Galland in der 8ten Nacht beginnt und nach mehreren eingeschalteten andern Erzählungen in der 27sten schließt. Von diesem Märchen hat A. W. Schlegel (Essais p. 542.) den indischen Ursprung unbestreitbar nachgewiesen. Die vier in Fische von verschiedenen Farben verwandelten Menschen sind nach dem arabischen Text aus vier Religionen genommen; viel ungezwungener werden sie auf die bestimmte Vierzahl der indischen Kasten gedeutet, an deren Stelle der Araber etwas Anderes setzen mußte, eine Deutung, die um so ansprechender ist, da das Sanskritwort Varna zugleich Kaste und Farbe bedeutet.

Galland hat seiner Uebertragung der Märchen eine Rundung und Eleganz gegeben, welche gegen die oft steife Trockenheit des arabischen Originals sehr vortheilhaft abstechen; das ist aber noch wenig gegen den Reiz und die Anmuth, welche Wieland in diese Geschichte gebracht hat. Einige sehr hübsche Züge sind von ihm hinzugefügt. Im Arabischen ist und bleibt der todte Esel, den der Fischer, gleich im Anfang, zuerst in seinem Netze findet, ein todter Esel. Wieland hat einen Eselskopf daraus gemacht, der am Schlusse wieder vorkommen muß, weil ohne ihn die Geschichte nicht zu Ende geführt werden kann. Die Rolle, die er früher gespielt, wird vom König der schwarzen Inseln folgendermaßen beschrieben:

Der Schädel also (kurz zu sein)
Lag, reich geschmückt mit Edelgestein,
Seit vielen, vielen hundert Jahren
In einem schönen krystallnen Schrein;
Und neben ihm ein dicker Band
Mit goldnen Deckeln, zierlich getrieben,
In einer uralten Sprache geschrieben,
So alt, daß längst im ganzen Land

Kein Mensch ein Wort davon verstand.
Darin war Alles ausführlich beschrieben,
Woher, warum und wann und wie
Der Schädel in unsern Schatz gerathen,
Kurz, seine ganze Biographie,
Nebst vielen Gemälden, wo seine Thaten
Gepinselt standen auf goldnem Grund,
Mit hohen Farben, fein und bunt.
Weil nun an diesem besagten Schädel
(Wie eine alte Sage ging)
Das Schicksal unsers Hauses hing:
So könnt ihr denken, wie groß und edel,
Ja heilig, darf ich wol sagen, gar
Der Eselskopf dem Volke war.
Um Alles mit einem Zug zu sagen:
Er wurde je im siebenten Jahr
Auf einem blumenbekränzten Wagen
Durch Stadt und Landschaft Schau getragen;
Und alles Volk lief hinterdrein,
Und glaubte nun satt und selig zu sein.

An ihm allein hängt die Möglichkeit der Entzauberung, und er liegt im Meer versenkt. Der Sultan läßt daher:

— sogleich Befehl ergehen,
An allen Küsten, in allen Seen,
Flüssen und Teichen von Bisapur
Nach Eselsköpfen zu fischen nur.

Worauf denn der Zauberschädel auch gefunden wird, und das von ihm erwartete Werk verrichtet.

Die Bezauberung des Königs der schwarzen Inseln durch sein wunderschönes aber satanisches Weib, die ihn halb in Stein verwandelt und täglich bis aufs Blut geißelt, macht Wieland auf sehr feine Weise zu einer innerlichen, indem er den Gimpel in die Zauberin so vernarrt sein läßt, daß er, wie ihr das verruchte Haupt ab=

geschlagen ist, den Sultan, der es ihm bringt, bittet, es fortzuschaffen:

> Will gern euch meine Schwäche gestehn;
> Ich kann das holdeste aller Geschöpfe
> In solchem Stande nicht vor mir sehn.

Wenn die orientalischen Märchen so mit Witz, Scherz und Ironie durchzogen werden, darf man gewiß nicht sagen, daß dies ein Schmuck sei, der ihre Einfachheit verdecke. Denn da ihre Scenerie keinesweges eine einfache, sondern die sehr verfeinerter Zustände ist, so ist eine solche Verfeinerung auch der Behandlung, eine solche Individualisirung der auftretenden Gestalten ganz an ihrem Platze. Hätte Wieland nur mehr aus der weltberühmten Sammlung auf diese Weise bearbeitet! Es gibt darin ungleich besser erfundene, die Theilnahme erregendere, spannendere Erzählungen. Was wären diese nicht erst unter seinen Händen geworden! Eine solche Wiederbelebung des Besten der Sammlung würde eine wahre Zierde unserer Litteratur sein, der keine andere neuere Nation etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hätte.

Und wenn wir einer Aeußerung Goethe's, die Falk mittheilt (G. aus näherem persönlichem Umgang dargestellt S. 156.), trauen dürfen, war das Wintermärchen im ersten Entwurf des Dichters noch viel reizender. „Ich erinnere mich, heißt es dort, noch der Vorlesung eines der ersten Märchen aus „Tausend und Eine Nacht", das er in Versen bearbeitete, und worin das „Fische! Fische! thut ihr eure Pflicht?" vorkommt. In diesem ersten Entwurfe war Alles so curios, so allerliebst toll, närrisch, phantastisch, daß ich auch nicht die Aenderung der kleinsten Zeile davon mir würde gestattet haben. Wie sollte das aber Wieland über

sein Herz bringen, der Kritik, womit er sich und Andere sein Leben lang plagte, ein solches Opfer darzubringen? In der rechten Ausgabe mußte das Tolle verständig, das Närrische klug, das Berauschte nüchtern werden."

Ich muß indeß glauben, daß dies auf einem Mißverständniß des Wiedererzählers, oder Goethe's selbst, beruht, denn unter der rechten Ausgabe kann doch wol nur die im 2ten Theil der neuesten Gedichte von 1777, oder die im 5ten Bande der „Auserlesenen Gedichte", oder endlich die im 18ten der sämmtlichen Werke zu verstehen sein, nicht der erste Druck im Januar und Februar des Mercur von 1776. Auch wird dieser doch wol so ziemlich die erste Gestalt enthalten, denn daß der Dichter zwischen der Vorlesung und dem Abdruck in seiner Monatsschrift viel gefeilt haben soll, ist sehr unwahrscheinlich. Nun finde ich aber zwischen dieser Gestalt und der in den Werken gar keinen irgend bemerkenswerthen Unterschied, nur daß Wieland eine hübsche Stelle aus den Einleitungsversen gestrichen hat und die Fische früher nicht singen ließ:

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie;
Haben viel Müh
Und karg zu essen,
Bau'n spät und früh
Uns luft'ge Schlösser,
Hätten's gern besser
Statt immer schlimmer,
Und rathen immer
Und treffens nie.

sondern:

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie;

Hab'n viele Müh,
Sind spat und früh,
Rechnen und messen,
Essen und vergessen,
Und bauen Schlösser
Und malen sie;
Hätten's gern besser!
Zählen die Sterne,
Und rathen gerne
Und treffens nie.

Und auch diese Veränderung wird man keine erhebliche nennen können. — Es war also hier wol eine Verwechselung mit irgend einem andern Gedichte im Spiele, aber mit welchem, ist schwer zu errathen.

Das Sommermärchen, nach einem, gewöhnlich dem Chrestien de Troyes, der im 12ten Jahrhundert lebte, zugeschriebenen Roman: La mule sans frein (m. s. Dunlops Gesch. d. Prosadichtungen von Liebrecht S. 111.), von dem Wieland in der Bibl. univ. des rom. einen Auszug fand, gedichtet, ist zierlich vorgetragen, steht aber, wie der Stoff in der etwas kahlen Erfindung, so in der Ausführung hinter dem Wintermärchen weit zurück.

Dem Pervonte liegt ein Märchen im Pentameron des Basile zu Grunde, an dessen Inhalt (m. s. ihn bei Dunlop a. a. O. S. 407.) Wieland sich in den zwei ersten Theilen (zuerst im Mercur 1778 u. 1779) angeschlossen hat. Es ist so recht ein Stoff für seine herrliche komische Laune, die hier in vollem Glanze spielt. Von

diesem Gedichte kann man wirklich sagen, daß es in der Gestalt, wie es in den sämmtlichen Werken erscheint, verschlechtert ist, aber nicht durch ein abschwächendes Feilen, sondern durch einen hinzugesetzten dritten Theil, der ziemlich die Hälfte des Ganzen ausmacht. Hier wird der Mißbrauch, den die in Genüssen unersättliche Prinzessin mit der Feengabe, der Erfüllung jedes ausgesprochenen Wunsches, treibt, zu einer so unerträglichen Qual für Pervonte, daß er als letzten Wunsch den ausspricht, alle durch die Zauberei gewonnenen Glücksgüter wieder verschwinden zu sehen. Ein Beispiel also zu der Moral, daß das Uebermaß äußern Glücks die Zufriedenheit nicht erhält, sondern zerstört. Dies aber steht in Widerspruch mit der einfachen, lustigen Behaglichkeit des Märchens, welche dadurch aufgehoben wird, und der Mißgriff, es mit diesem unpassenden, lehrhaft-moralischen Anhange zu beschweren, hat sich gerächt durch die eintönige, ermüdende Breite, in die der Dichter hier gerathen ist, so daß weder der Inhalt, noch die Behandlung und Form dem Anfang entsprechen. Wieland selbst täuschte sich hierüber so sehr, daß er an seinen Schwiegersohn Reinhold schrieb (Gruber Bd. LIII. S. 209.): durch den hinzugefügten dritten Theil sei Pervonte erst ein Ganzes und eines seiner besten „Machwerke“ geworden.

Auch die Kenntniß des aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden, früher schon zweimal gedruckten Romans Gyron le courtois, dem Geron der Adeliche entnommen ist, verdankte Wieland einem vom Grafen Tressan gearbeiteten Auszuge in der Bibl. univ. des rom. (Näheres bei Dunlop a. a. O. S. 95.). Er sagt im Vorwort: „Die

Geschichte zwischen Gyron und der Dame von Maloank, die nach meinem Gefühl das Schönste in diesem und vielleicht in jedem andern Dichterwerke des mittlern Zeitalters ist, machte beim ersten Lesen einen so starken Eindruck auf mich, daß ich dem Gedanken nicht widerstehen konnte, sie auszuheben, und meinen Freunden, in einer dem alten Originale so nahe als möglich kommenden Manier, vorzuerzählen."

Man kann sich über diesen Eindruck der Erzählung auf unsern Dichter nicht wundern. Es ist ja wieder sein altes, ihn fortwährend beschäftigendes Thema; aber die Leidenschaft, der sittliche Sinn und der Kampf zwischen beiden treten hier mit einer das innerste Gemüth beherrschenden und bewegenden Kraft hervor, an die keine seiner frühern Behandlungen des Gegenstandes reicht. Ein sehr richtiges Gefühl sagte ihm, daß mit dieser so auftretenden Sinnesart ihr Vortrag in der engsten Verbindung stehe. „Jede Verschönerung oder Modernisirung des Originals, bemerkt er, würde in meinen Augen Entweihung gewesen sein" — und in der ersten Bekanntmachung im Mercur (Febr. 1777) hatte er sogar noch hinzugesetzt: „Das Einzige, was ich bedaure, ist, daß ich diese Geschichte nicht noch einfältiger, noch gothischer und holzschnittmäßiger habe vortragen können, als geschehen ist." Ein Zusatz, der für des Dichters oft auftauchenden richtigen Tact so bezeichnend ist, daß die Tilgung in den sämmtlichen Werken den spätern Herausgeber durchaus nicht hätte abhalten dürfen, ihn in einer Anmerkung wieder herzustellen, wie in gar manchen andern Fällen dasselbe nöthig gewesen wäre; aber je länger man sich mit der Gruberschen Ausgabe beschäftigt, je mehr überzeugt man sich, wie unzureichend sie für ein Studium

Wielands ist, wenn es anders erlaubt ist, unserer vielbeschäftigten und mit so mannigfacher Gelehrsamkeit beladenen Zeit gegenüber von dem Studium eines solchen Schriftstellers zu reden.

Das Bestreben, dem Ernst und der Strenge des Inhalts die Form anzupassen, vermochte den Dichter auch, hier reimlose Verse zu gebrauchen, deren er sich seit seiner Jugendperiode in erzählenden Poesien nicht bedient hatte, und später auch nicht wieder bediente.

1778. Schach Lolo oder das göttliche Recht der Gewalthaber.

Dieses versificirte Märchen würde ich unbedenklich zu den manchen andern poetischen und prosaischen Erzeugnissen Wielands, die ich übergehe, legen, wenn die Veranlassung, bei der es entstand, nicht merkwürdig wäre.

Im Septemberstück des Mercur von 1777 war bei Gelegenheit der kurz vorher erfolgten Thronveränderung in Portugal gesagt worden: „Daß die portugiesischen Stände in ihrem Manifest von 1641 ausdrücklich erklären, das Recht der höchsten Gewalt gehöre, als Repräsentanten des Volkes, ihnen, macht von den Einsichten und dem edlen Freiheitsgefühl dieser Stände vortheilhafte Begriffe."

Der Aufsatz war von Chr. K. W. Dohm, dem bekannten, auf dem Gebiete der Geschichte und der Staatswissenschaften wohlbewanderten Schriftsteller, damals Professor in Cassel, bald nachher von dem Minister Herzberg in den preußischen Staatsdienst gezogen und von Friedrich dem Großen und seinem Nachfolger mit wichtigen diplomatischen Geschäften betraut.

Dohm hatte hinzugesetzt: „Sollte man sich nicht schämen, noch zuweilen in aufgeklärten Ländern sich so aus-

zudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieser um jenes willen da wäre, und als verkennte man die große Wahrheit, daß in einem Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, sondern allemal von unten herauf durch das Volk (dem sie nutzen und frommen soll) geschaffen sei." — Und dazu hatte Wieland als Herausgeber die Anmerkung gemacht: „Ich bin selbst einer von den Ketzern, die diese Wahrheit verkennen."

Dann glaubte er sich weiter erklären zu müssen und that es im Novemberheft desselben Jahres in einem an Dohm gerichteten Aufsatz unter dem Titel „Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit, oder über den Lehrsatz, daß die höchste Gewalt in einem Staat durch das Volk geschaffen sei." (Von ihm selbst in die Sämmtlichen Werke nicht aufgenommen, aber abgedruckt bei Gruber Bd. XL.). Hier sagt er „grade heraus": „Das Recht des Stärkern ist jure divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt", verwahrt sich aber zugleich, daß er nicht rede „vom Stärksten an Knochen und Sehnen, sondern vom Stärksten an Sinn, Verstand und Muth — von Dem, dessen Genius die Uebrigen in Zwang hält und wie Wasserbäche leitet." Und als den Kern der Abhandlung stellt er den Grundsatz auf: „Es liegt in der menschlichen Natur ein angeborner Instinct, Denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen und uns willig von ihm meistern zu lassen, dessen Obermacht wir fühlen."

Daß eine solche Herzenserleichterung bei vielen Lesern Unwillen erregte, braucht nicht erst gesagt zu werden; keiner aber war entrüsteter als Friedr. Heinr. Jacobi. Die Aussöhnung, die einige Jahre vorher zwischen den frühern Herzensfreunden Statt gefunden hatte, war doch

nur Flickerei gewesen, Beider Naturen und Weltansichten waren zu verschieden, als daß auf die Länge auch nur ein leidlich freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen hätte bestehen können. Jacobi ergriff den Anlaß, völlig zu brechen. Er schrieb an Wieland, wie Roth berichtet: „Zwischen dem Geiste dieses Aufsatzes und meinem Geiste ist die entschiedenste Feindschaft." Schade, daß Roth den Brief, den er doch wol in Händen gehabt haben muß, nicht ganz mittheilt.

Und so wenig konnte Jacobi sich beruhigen, daß er noch drei Jahre nachher, 1781 (nicht 1778, wie Gruber sagt), in das deutsche Museum einen Aufsatz einrücken ließ, überschrieben: „Ueber Recht und Gewalt, oder philosophische Erwägung eines Aufsatzes von dem Hrn. Hofrath Wieland u. s. w." (Abgedr. in Jacobi's Werken Bd. VI.).

Diese Erwägung ist eine im herbsten Tone abgefaßte Widerlegung. Leicht genug hatte sie ihm Wieland gemacht. Im Goldnen Spiegel fügt sich Alles freudig der großartig und klug auftretenden unumschränkten Gewalt, weil man in der Mitte der Verwirrung und Auflösung aller Verhältnisse in ihr das einzige Rettungsmittel sieht; hier überträgt Wieland dies ohne Weiteres auf den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, und geht so zuversichtlich und zugleich so oberflächlich an die Lösung dieses großen Problems, daß er der Begriffe von Recht und Freiheit nicht einmal erwähnt. Im Grunde ist er aber auch hier, ohne daß er es selbst recht weiß, von der Vorstellung vorangegangener gefährlicher Zerrüttungen geleitet. Die größten Beispiele für seinen Satz, daß der Stärkste, d. h. der mit Stärke die größte politische Einsicht Verbindende, sein Recht geltend machen muß, sind Cäsar und Cromwell. —

„Um dieser Stärke willen wurde Julius Cäsar am Ende doch Meister von allen Sänftenträgern in Rom, so gut als von allen Rednern und Schwätzern und kleinen raubsüchtigen Patriciern, parfümirten Cinäden und aimables debauchés, wovon das Lager des alten Pompejus wimmelte." — Dieser Cromwell, der Zerstörer der Staatsverfassung seines Vaterlandes, der Mörder seines Königs, der tapferste, der tugendhafteste, devoteste Bösewicht, der vielleicht jemals gelebt hat, — war zu seiner Zeit der Stärkste unter seinem Volke, und so folgte daraus, was unter damaligen Umständen folgen mußte."

Und darf ich es erst sagen, daß ihm in Bezug auf Cäsar und Cromwell Männer beipflichten, denen man nichts so wenig zuschreiben kann, als freiheitsfeindliche Gesinnungen?

Im Goldnen Spiegel stellt er Tifans Nachfolger doch unter bestimmte Gesetze. Von solchen ist hier gar nicht die Rede. Es muß ihn damals gegen jede Uebung von Volkssouveränität etwas besonders eingenommen haben. Sollte es die Besorgniß gewesen sein, daß die americanischen Bewegungen, welche in jenen Tagen alle Köpfe erfüllten, sich auf das europäische Festland verpflanzen könnten und dort, als auf einem ihrer Natur fremden und widerstrebenden Boden, Unheil anrichten?

Diese rasche Beweglichkeit, diese leichte Bestimmbarkeit Wielands hätte Jacobi „erwägen" sollen, ehe er seiner Gesinnung vorwarf, was nur seiner Schwäche im Philosophiren, irgend einer aus praktischen Rücksichten hervorgegangenen Verstimmung und daher stammenden Uebereilung, zuzuschreiben war. Er hätte ihn stark, aber freundlich zurechtweisen, ihm seinen eignen Danischmend vorhalten

sollen, aber nicht den vornehm kalten, herabwürdigenden, verächtlichen Ton gegen einen alten Freund annehmen, wie er in der Abhandlung herrscht, die er nicht einmal vollendete.

Als sie erschien, schrieb Wieland an seinen Merck am 8. Juni 1781 (Br. an M. S. 292.): „Daß der Hr. Geh. Rath Jacobi zu Düsseldorf mit großer Heereskraft vor eine vor 3 Jahren ungefähr von mir aufgerichtete Rabenhütte gezogen ist, und sie mit etlichen Batterien von 120 Kanonen unter schrecklichem Dampf und Knallen zusammengeschossen hat, wird Dir ohne Zweifel, wie mir, großen Spaß gemacht haben." — Neben diesem Spaß wird auch wol noch eine andere Gemüthsbewegung hergegangen sein. Merkwürdig ist in dieser Aeußerung besonders das unumwundene Eingeständniß der Flüchtigkeit und des geringen Werths jener Arbeit.

Ueber ihren Inhalt scheinen ihm bald nach ihrer Bekanntmachung im Mercur auch andere mißbilligende Stimmen zu Ohren gekommen zu sein, denn er ließ nach einem halben Jahre (Mercur, Mai 1778) den „Schach Lolo" erscheinen, der, wie schon aus dem Beisatz des Titels erhellt, auf den Gegenstand zurückkommt. Die Einleitung behandelt die Frage nochmals theoretisch, aber bei aller Keckheit, mit der sie auftritt, noch schwächer und verwirrter als der Aufsatz. Sie variirt nur den Satz: wie es ist, so sollte es einmal sein nach Gottes Anordnung. Und wenn, heißt es am Schlusse, bei dem Regiment eines miserabeln, despotischen Schachs, manchmal auch ein braver Mann gelitten hat:

Doch sorget nicht; Den führt aus jedem Strauß
Sein Genius gewiß heraus;
Und wer dabei am schlimmsten fähret,
Ist doch zuletzt der Schach, wie Lolo's Beispiel lehret.

Hierauf folgt ein Märchen, dem die Geschichte in Tausend und Einer Nacht vom griechischen König und dem Arzt Duban (Nacht 11—21.) zu Grunde liegt, aber so verändert, daß der Arzt nicht, wie im Original, in dem Augenblicke, wo er an dem König wegen dessen schändlicher Undankbarkeit durch eingeflößtes Gift Rache genommen hat, gleichfalls stirbt, sondern, nachdem er sich durch seine Zauberkraft das abgeschlagene Haupt wieder hat anwachsen lassen, frei von dannen geht.

Und daraus, daß ein Zaubrer einem Tyrannen Trotz zu bieten wagt, soll folgen, daß einen braven Mann sein Genius aus jeder Gefahr herausführt? — Und, wenn es folgte, was wäre dadurch sei es für sei es gegen das göttliche Recht der Herrscher erwiesen?

Dennoch hat Wieland noch weit später, als er nochmals auf den Streit zurückkam (im Mercur von 1787), alles Ernstes versichert: Schach Lolo hätte doch den Mißverstehenden den Schlüssel zu seiner Meinung geben müssen — was denn der ehrliche Gruber in der Biographie zu wiederholen und zu bestätigen nicht unterläßt. Wieland kann aber dergleichen wahrlich nicht im Ernst, sondern entweder nur in der Verlegenheit, weil er sich nicht anders zu helfen wußte, behauptet haben; oder um — wie wol schon im Schach Lolo selbst — seinen Scherz mit Denen zu treiben, welche einen flüchtigen Einfall wie einen strengen Ernst behandelten.

1780. Oberon.

(Zu S. 40.)

Auch diese glänzendste und berühmteste aller Dichtungen Wielands verdankt man seiner Beschäftigung mit den Aus-

zügen aus mittelalterlichen Romanen. Daß ihn der vom Huon de Bourdeaux, wie die Ueberschrift lautet, zur Bearbeitung reizte, erklärt sich schon daraus, daß jenes Thema von der aus Liebesinbrunst nicht bestandenen Tugendprobe in dem alten Romane selbst in den Mittelpunkt tritt, und die schwere Buße, ohne welche die Liebenden die zürnenden Schicksalsmächte nicht befriedigen können, zugleich die sittlichen Forderungen befriedigt. Wenigstens konnte sich der Dichter sagen, daß er den bei ihm so oft vorkommenden Fehltritt hier keineswegs als einen leicht verzeihlichen hingestellt habe, und mit der Ausgleichung nicht rasch bei der Hand gewesen sei.

Um das Verhältniß unsres Dichters zu seiner Quelle zu würdigen, darf man nur einen Blick auf den kurzen von Dunlop (a. a. O. S. 123 fg.) aus ihr gegebenen Auszug werfen. Mit großem Geschmacke hat Wieland das Ungeheuerliche und Ungeschlachte beseitigt, die sich endlos häufenden und verwickelten Abenteuer verkürzt und vereinfacht, und den Stoff zugleich gereinigt und vergeistigt. — Der Vereinfachung bedürfen die im spätern Mittelalter geschriebenen Romane überhaupt sehr oft, da sie es lieben, die alten Sagen, die sie bearbeiten, durch Häufung von Abenteuern endlos auszudehnen.

Auch einen ganz neuen Hebel, den von Shakspeare entlehnten und herübergenommenen Zwist Oberons und Titania's, hat Wieland der Fabel als Kern und Mittelpunkt eingefügt. Aber die Art, wie er es gethan, wird man schwerlich billigen, und nicht einstimmen können in das Lob der Composition, welches er sich selbst ertheilt. Sein Oberon, sagt er, habe nichts gemein mit dem des

alten Ritterromans. „Der meinige ist mit dem, welcher in Chaucers Merchant's-Tale und Shakspeare's Midsummer-Night's-Dream als ein Feen- oder Elfenkönig (King of Fayries) erscheint, eine und eben dieselbe Person; und die Art, wie die Geschichte seines Zwistes mit seiner Gemahlin Titania in die Geschichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, scheint mir (mit Erlaubniß der Kunstrichter) die eigenthümlichste Schönheit des Planes und der Composition dieses Gedichtes zu sein."

Zuerst muß hier bemerkt werden, daß Wieland in einer großen Täuschung befangen war, wenn er seinen und Shakspeare's Elfenkönig für dieselbe Person hielt. Bei dem englischen Dichter repräsentiren die Elfen gewisse bestimmte Naturkräfte, die über dem Zwiste der Herrscher zum Schaden der Menschen in Stocken gerathen. Sonst stehen sie dem Treiben der Sterblichen ziemlich fern, sie mischen sich nur gelegentlich ein, zuweilen hülfreich, öfters neckend und quälend. König und Königin sind im Genuß der Liebe dem Wechsel zugethan und haben sich in dem Ausbruche ihrer eifersüchtigen Laune gegenseitig nur zu viel vorzuwerfen. Aber der menschliche Trübsinn bleibt diesen in heiterer Behaglichkeit ihr Leben hinbringenden Wesen fern; und Alles ist von Scherzen beherrscht. Des deutschen Dichters Oberon dagegen nennt sich zwar (X, 20.) nur einen Diener des Schicksals, greift aber fortwährend mächtig in die Schicksale der Menschen ein, wacht über ihre Schritte, rächt ihre Vergehen und lohnt ihnen ihre Tugend; er ist so streng gesinnt, daß er im Zorn über eine leichtsinnige That Titania's sie und sich selbst einem harten, kaum lösbaren Banne unterwirft, und doch wieder, im starken Widerspruch mit der Natur eines solchen Gei-

stes, voll schmelzender Zärtlichkeit. Im Sommernachtstraum wird der Zwist der Herrscher durch einen, freilich etwas derben, Spaß, den aber Shakspeare's Genius in das Feenhafte einzuweben wußte ohne dessen Anmuth zu zerstören, und daher in ganz elfenhafter Weise beendet. Bei Wieland hört man den schweren Tritt des zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzten, über Geister und Menschen gebietenden Schicksals. Und diese Elfen sollen von gleicher Natur sein?

Mag aber der Charakter des Geisterfürsten immerhin verzeichnet sein: das könnte man doch nach der gepriesenen Schönheit der Einwebung seiner Geschichte in die von Hüon und Rezia erwarten, daß er klar wäre über die Forderungen, die er an das Liebespaar, das er schützt, zu stellen hat. Hier aber leidet der Plan an einem so großen Fehler, daß sogar Gruber, so sehr er sonst unbedingter Bewunderer seines Dichters ist, nicht umhin gekonnt hat, ihn zu rügen. In jener lüsternen Geschichte, die Scherasmin vorträgt (sehr zur Unzeit, da er die Verlobten vor unkeuschen Gedanken warnen will), wird die dem Gemahl untreue Rosette von Titania geschützt, worauf Oberon (VI, 98 fg.) schwört, ihr nirgends wieder zu begegnen —

Bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkoren,
— — — — — — — — — —
Der Ungetreuen Schuld durch seine Unschuld büßt,
— — — auch wenn bis an die Kehlen
Das Wasser steigt, getreu der ersten Liebe blieb;
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu sein, selbst einem Thron zu Lieb'.

Die Hoffnung, daß dies jemals in Erfüllung gehen werde, kann die in tiefe Schwermuth versunkene Titania nicht fassen.

— — — Von schwachen Adamskindern
Zu hoffen eine Treu', die keines Sturmwinds Stoß
Erschüttert, eine Treu', die keine Probe mindern,
Kein Reiz betäuben kann? Unmöglich! — (VIII, 59.)

Oberon aber hofft, er hofft Lösung des Bannes von Hüons und Rezia's Liebe, welche er selbst angefacht, deren wunderbare Stärke und Innigkeit unverbrüchliche Treue zur Folge haben würde. Wie aber Oberon den Liebenden verkündet, wovon ihr Schicksal abhängen werde, ist von Treue gar nicht die Rede. Was er als Bedingung der Fortdauer seines Schutzes verlangt, ist die Bewahrung der Keuschheit vor der Einsegnung der Ehe (VI, 9.).

Unmöglich kann der Dichter eine solche Vertauschung ohne bestimmte Absicht vorgenommen haben. Und diese ist nicht schwer zu entdecken. Eine Treue, wie Oberon sie bei jenem Schwure verlangte, ließ sich nicht bewähren ohne schwere Prüfungen, deren Herbeiführung nicht von Hüon abhing. Eine solche Forderung war also gar nicht zu stellen; es muß eine andere eintreten, und die, welche der Geisterfürst ausspricht, steht mit der, von welcher er die Lösung des Bannes erwartet, nur dann in Verbindung, wenn sie nicht beobachtet wird. Man möchte ihn daher fast beschuldigen, er habe dies Gebot in der boshaften Absicht gestellt, daß ihm die höchst wahrscheinliche Uebertretung Anlaß zur Strafe, und die Strafe den Anlaß zu der Prüfung geben möge, deren er bedarf.

Ist dies ein großer Widerspruch im Plan und der Anlage, so zeigt sich auch zwischen dem Sinn des Gedichts nach einer Seite hin und dem Ton und der Färbung ein nicht minder erheblicher. Im Oberon sollen ein Ernst, eine Würde und eine Hoheit herrschen, welche die frühern ro-

mantischen Poesien des Dichters vermissen ließen. Wie Tasso mit einem solchen Ernst dem Ariost entgegentrat, so will Wieland gegen den in ihm steckenden Ariost halb und halb selbst auftreten. Zu diesem Zwecke hätte er aber auch von Tasso's Begeisterung sich etwas aneignen, oder, richtiger gesagt, sich wie dieser in eine solche Begeisterung hinein denken müssen. Nur diese, nicht die bloße Ritterehre, können Hüons Uebernahme seiner Sendung zu dem mohamedanischen Herrscher so begreiflich machen, wie in der echten Poesie auch das Wunder begreiflich werden muß. So wie aber Wieland darauf kommt, läßt sein Hippogryph die Flügel sinken. Mit dem Schwunge, den Sinn und Geist hier nehmen, steht der Ton im Widerspruch. Statt der Gluth, die ganz für die Liebesgefühle aufgespart ist, herrscht hier Kälte; der Triumph des Christenthums über das Heidenthum scheint im Grunde dem Helden eben so gleichgültig wie dem Dichter, der diese Dinge nur gezwungen erwähnt, nur berührt, nicht ausmalt. Das Element der Ironie, welches, recht gebraucht, Alles ausgeglichen und die fehlende Einheit des Tons hergestellt haben würde, ist im Oberon bis auf wenige Spuren absichtlich unterdrückt, und nicht zum Vortheile des Gedichts.

Dagegen ist es unleugbar reich an großen Schönheiten im Einzelnen. Es sind Schilderungen von Naturscenen, von Reizen der menschlichen Gestalt, von Eindrücken auf das Gemüth, von Bewegungen und Gefühlen des Herzens darin, die zu dem Besten gehören, was aus Wielands Feder geflossen, ja — als Beschreibung einzelner Erscheinungen genommen, ohne Rücksicht auf ein Ganzes, aus dem sie geflossen sind — was die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Man sieht, daß Wieland hier Alles, was die

Kraft seines Pinsels vermochte, zusammennahm, große Wirkungen hervorzubringen, den Leser zu gewinnen und zu bestechen. Auf die Technik in Sprache und Versbau wandte er eine unsägliche Mühe. Der Strophenbau gleicht dem im Idris, der Vers ist in so fern freier, als den Jamben Anapäste beigemischt sind. Um die Feinheit des Ausdruckes und den Wohllaut rang er mit der größten Anstrengung *). „Ich kann Dir zuschwören, schreibt er am

*) Die Vervollkommnung der Zeichnung und des Colorits der Bilder, und der Grad der Verfeinerung und Glätte des sprachlichen Ausdrucks, welche der Dichter im Oberon erreichte, werden recht anschaulich durch die Vergleichung einer Stanze im Idris, die er, völlig umgeschmolzen, in den Oberon herübergenommen hat.

Sie lautet in der ersten Ausgabe des Idris (I, 71.):

Stell' etwas Schön'res noch, als unsre Rubens kennen,
Ein idealisch Bild, dir vor;
Schwing' dich zu einem Grad von Reizungen empor,
Wovon die Seelen sich von ihren Leibern trennen,
Und Alles, was wir schön und groß und göttlich nennen,
Das strahl' aus jedem Zug, aus jedem Blick hervor;
So hast du doch von der, die meine Brust beseelet,
Den Umriß nur, dem Farb' und Ausdruck fehlet —

und nach den Lesarten der letzten Ausgabe (I, 70.):

Stell' etwas Schöners als die Titiane kennen,
Mehr als den schönsten Traum der Phantasie dir vor u. s. w.
— — — — — — — —
Das strahl' aus jedem Blick hervor u. s. w.
— — — — — — — —
Nur einen Schattenriß u. s. w.

Im Oberon (IV, 6.) ist derselbe Gedanke, eben so gewendet, in folgende Worte gekleidet:

Denk' dir ein Weib im reinsten Jugendlicht,
Nach einem Urbild von dort oben
Aus Rosengluth und Lilienschnee gewoben;
Gieb ihrem Bau das feinste Gleichgewicht;

20. Nov. 1779 an Merck (Br. an M. S. 193.), daß ich in dieser Woche dritthalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht habe, wo im Grunde die ganze Sache auf einem einzigen Worte, das ich brauchte und nicht finden konnte, beruhte." Dann kommt aber auch die Klage, daß ihm dieser so mühevoll zu Stande gebrachte Oberon sehr wenig eintragen würde. „Hätt' ich nur den hundertsten Theil der Zeit, die ich auf meine Idris und Oberons und dergleichen Zeug ... auf ein schönes Lobgedicht an Maria Theresia oder Katharina die Große spendirt, so sollt' es wol anders in meiner Casse aussehen." Diese Beschwerde kommt ihm indeß nicht so aus dem Herzen, wie die über Mangel an Beifall und Anerkennung, über den er schon klagt, so wie nur die Stücke des Mercur, welche das Gedicht enthalten, versandt sind, weil er ihn vorher zu sehen glaubt (das. S. 238 fg.). Und einige Monate später, als noch immer kein Wort der Anerkennung laut geworden ist, bricht sein Zorn aus mit großer Bitterkeit gegen Klopstock und seine Verehrer. „Die abermalige hündische Gleichgültigkeit, schreibt er am 10. Aug. 1780 an Merck, womit Oberon aufgenommen worden, besonders das tiefste Stillschweigen, das Alle, die ihre Knie vor dem Baal zu Hamburg beugen, und die nun einmal seit etlichen Jahren den

---

Ein stilles Lächeln schweb' auf ihrem Angesicht,
Und jeder Reiz, von Majestät erhoben,
Erweck' und schrecke zugleich die lüsterne Begier:
Denk' Alles, und du hast den Schatten kaum von ihr!

Der süße Wohllaut dieser Stanze wird nur durch die harte Elision im ersten Fuße des vorletzten Verses empfindlich gestört. Wahrscheinlich hat der Dichter den die Antithese stark malenden Laut nicht opfern wollen; sonst würde er wol eine Auskunft gefunden haben.

Ton in Deutschland angeben, beobachten — macht mir von dieser Seite die ganze Nation ekelhaft." (Br. an u. von M. S. 179.).

Aber dieser Verdruß war ein sehr übereilter. Oberon gewann schnell eine große Zahl von Freunden und Bewunderern; die oben im Text genannten Eigenschaften, die vielen einzelnen Schönheiten, welche die allermeisten Leser über die fehlende Einheit, über die Mängel im Plan und im innern Zusammenhang hinwegsehen lassen, verschafften sie ihm. Auch trug die Verschmelzung der Empfindsamkeit mit dem Phantastischen dazu bei, dem Gedicht in Kreisen Zugang zu verschaffen, die Wieland sonst wegen seiner ironischen Behandlung romantischer Stoffe von sich fern zu halten pflegten, wie Götzinger (die deutsche Litt. S. 598.) ganz richtig bemerkt.

„Ich habe Wieland — schreibt Goethe an Merck am 7. April 1780 (Br. an M. S. 229.) — für den Oberon einen Lorbeerkranz geschickt, der ihn sehr gefreut hat" — und an Lavater drei Monate später (Br. v. G. an L. S. 89.): „Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." An der Wahl dieser Ausdrücke hat wol die Absicht, Lavater, der damals wieder auf Wieland aufgebracht war, günstig für ihn zu stimmen, einigen Antheil. Gewiß darf man Goethe darum nicht zu einem unbedingten Bewunderer des Gedichts in allen Beziehungen machen. „Goethe, sagt Eckermann (Gespr. Th. II. S. 193.), ist der Meinung, daß das Fundament schwach sei, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeischaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geist benutzt werde,

sei gar nicht wohl erfunden, besonders weil der Held sich dabei ganz unthätig verhalte. Die anmuthige, sinnliche und geistreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leser so angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinauslese." Die Schwäche in der Erfindung, welche Goethe hier bemerklich macht, ist weit weniger bedeutend, als der oben gerügte Widerspruch im Plan, aber allerdings auch ein Fehler, und es ließen sich noch andere aufweisen.

1781. Geschichte der Abderiten.

(Zu S. 30.)

Im Oberon war Wieland über die Grenze seines angebornen Talents mit großer und nicht erfolgloser Anstrengung hinausgegangen; in den Abderiten bewegt er sich ganz in der ihm eigenthümlichen Sphäre. So wie er jenen abgeschlossen hatte, wandte er sich zu diesen zurück, um sie zu vollenden. Das Septemberstück des Mercur von 1780 enthält den Beschluß.

Sie zu vollenden; denn den Anfang las man schon im Mercur von 1774 und in einem in demselben Jahre (nicht 1776 wie Jördens sagt) erschienenen, daraus gemachten besondern Abdrucke. Aber man darf darum das Werk nicht dieser frühern Zeit zuweisen (wie Gruber es durch die Stelle, die er ihm in seiner Anordnung gibt, thut), denn die damals entstandenen beiden ersten Bücher, Demokritus und Hippokrates in Abdera, sind die schwächeren Theile des Ganzen. Hier feiert der Dichter mit großem Behagen diese beiden Männer, die als skeptische Moralphilosophen von seiner eigenen Farbe auftreten, — oder, wie er sie bezeichnet, als Glieder der ohne Verabredung bestehenden, und doch fester als irgend ein anderer Orden

in der Welt zusammenhängenden Verbrüderung des Kosmopoliten — und ihre unendliche Ueberlegenheit über die thörichten Abderiten; wodurch diese mehr jener absonderlichen, selbstzufriednen Weisheit gegenübergestellt werden, als der Einsicht und dem gesunden Verstande anderer Menschenkinder. Auch stört hier zuweilen ein gewisses, nicht sehr glückliches Sternisiren. Aber in den letzten drei, von 1778 bis 1780 gearbeiteten Büchern — Euripides unter den Abderiten, der Proceß um des Esels Schatten, und die Frösche der Latona — ist diese Lieblingsmeinung oder Grille des Dichters von dem unsagbaren Vorzuge der erleuchteten Glückseligkeitsweisen für eine Zeit abgeschüttelt. Nun wird das Talent und der gute Geschmack im siegreichen Kampfe gegen den hochmüthigen Dünkel aufgeblasener Thoren geschildert, welchen der weise Dichter noch ein gewisses Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten zugetheilt hat, damit sie auf dem Kunstgebiete überhaupt auftreten können. Wir sehen ferner Narrheiten und Lächerlichkeiten sich an einander abreiben, Einfaltspinsel und ränkevolle Egoisten mit der größten Erbitterung, Halsstarrigkeit und Leidenschaft um Erbärmlichkeiten hadern. Alles dies sehen wir in keck und lebensvoll gemalten Bildern an uns vorüberziehen. Da treten die feine Menschenkenntniß, der Witz, die Laune, die satirische Kraft des Verfassers mit einer Meisterschaft hervor, welche die Abderiten noch heut zu Tage zu einem Lieblingsbuche der deutschen Lesewelt machen würden, wenn — die mancherlei Gründe nicht wären, die es dem gegenwärtigen Geschmacke nicht gestatten, sich an Wieland zu ergötzen.

Diese ungemeine Frische und Lebendigkeit, diese, wenn auch an Caricatur stark grenzende, doch in den Grund-

zügen wahrhaft bleibende Wahrheit, würde der Dichter nicht erreicht haben, wenn er nicht Charaktere und besondere Zustände seiner eigenen Zeit vor Augen gehabt hätte. Hier kann also von Treue in der Beobachtung des griechischen Costüms vollends nicht die Rede sein; hier liegt die Nothwendigkeit vor, daß dies leicht übergeworfene Gewand ein vollkommen durchsichtiges sei. Wem man erst sagen müßte, daß mit den beiden von gegenseitiger Abneigung und Eifersucht erfüllten Priestern, dem Oberpriester der Latona und dem Erzpriester des Jasontempels, Geistliche zweier in derselben Stadt neben einander bestehender christlicher Bekenntnisse gemeint sind, der würde ein schlechter Leser der Abderiten sein. Wieland malte zunächst die Miserabilitäten, Ränke und Dummheiten in seiner Vaterstadt Biberach, nicht ohne die Nebenabsicht, einigen seiner boshaften Verfolger aus der Zeit, wo er dort noch die Bürde der Canzleidirection trug, durch ihre Portraitirung einen Streich zu spielen. (M. s. Gruber Bd. LI. S. 381.). Das aber war und ist sein großer Triumph, daß trotz des bestimmten Ortes und der bestimmten Personen, die er vor Augen hatte, seine Schilderungen einen so allgemeinen Charakter an sich tragen, daß man sich an den verschiedensten Orten getroffen fühlte.

So wie nur die Hefte des Mercur, welche den Anfang brachten, ausgeflogen waren, schrieb Wieland (Mercur, Juli 1774. S. 40.) eine später unterdrückte Einleitung zur Fortsetzung, in der sich folgende, nachher in den „Schlüssel zur Abderitengeschichte" aufgenommene Stelle befindet: „Es ist vielleicht keine Stadt in Deutschland, wo die Abderiten nicht Leser gefunden haben; und wo man sie las, da fand man die Originale zu meinen Bil-

dern. In hundert Orten, wo ich weder selbst jemals gewesen bin, noch die mindeste Bekanntschaft habe, wunderte man sich, woher ich die Abderiten, Abderitinnen und Abderitismen dieser Orte und Enden so genau kenne; und man glaubte, ich müßte schlechterdings entweder einen geheimen Briefwechsel oder einen kleinen Cabinets-Teufel haben, der mir Anekdoten zutrüge, die ich, mit rechten Dingen, nicht hätte erfahren können. Nun wußte ich nichts gewisser, als daß ich weder dies, noch jenes hatte; folglich war klar wie Taglicht, daß das alte Völklein der Abderiten nicht so ausgestorben sei, als ich mir eingebildet." — Von dem Geschrei, welches die so gut treffenden satirischen Hiebe erregten, erzählt Gruber (Bd. LII. S. 424.) ein ergötzliches Beispiel. Der Bürgermeister irgend eines Neu-Abdera richtete an den Verfasser ein Schreiben mit der Beschuldigung: „der ehrliche Demokritus und dessen Apologist führten weit aussehende Dinge im Schilde, und gingen auf nichts Geringeres aus, als den wenigen Ueberrest von altdeutscher Redlichkeit, Bürgerlichkeit, Häuslichkeit und Einfalt der Sitten, der sich noch in einigen kleinen Städten und Marktflecken hier und da erhalten habe, vollends auszureuten, und aus dem seligen Mangel an echter und unechter Verfeinerung, der ihre Unschuld, ihren Reichthum, ihr ganzes Glück theils ausmache, theils sicher stelle, Ursachen und Gelegenheit zu ziehen, sie dem unverständigen Spotte leichtsinniger Weltkinder Preis zu geben." — Man muß gestehen: diesen abderitischen Eifer zur Erhaltung des Abderitismus hätte Wieland selbst so kühn nicht zu erfinden vermocht.

Unter den neuesten Litterarhistorikern hat Cholevius (Gesch. d. deutschen Poesie Th. I. S. 613 fg.) ein aus-

führliches, wohl erwogenes Urtheil über die Abderiten abgegeben, was ihm um so mehr anzurechnen ist, da er die hier geübte Gerechtigkeit manchen andern Werken unsres Autors keineswegs zu Theil werden läßt.

1784. Clelia und Sinibald, oder die Bevölkerung von Lampedusе, eine Legende aus dem zwölften Jahrhundert in zehn Büchern.

Nicht sowol eine Legende, als eine Novelle, und zwar eine versificirte, das letzte in Versen abgefaßte Werk unseres Dichters.

Die Fabel (zu welcher nur die erste Idee nicht ihm gehört) ist sinnreich, sie spannt und erhält die Aufmerksamkeit. Der Knoten ist gut geschürzt, doch ziemlich willkürlich gelös't. Nichts aber verzeiht man dem Dichter leichter, als die Unwahrscheinlichkeit der Zufälle, durch welche ihre weit über die Erde hin zerstreuten Personen am Schlusse zusammengeführt werden, um der Geschichte das doch gewöhnlich erwartete glückliche Ende zu geben. Hier ist überdies die Art des allen bestandenen Jammer ausgleichenden Glückes epigrammatisch überraschend. Auf diesen Schluß erst bezieht sich der, übrigens später hinzugefügte, zweite Titel.

Wol in Bezug auf Stimmen, welche im Oberon zu viel Feen- und Zauberwesen fanden, heißt es in der Einleitung:

Hier ist von Feen und von Zwergen,
Von Lilienstab und Horn und Becher keine Spur;
Den Orthodoxen der Natur
Zu großem Trost!

Aber es waltet ein ungleich größerer Unterschied zwischen Oberon und diesem Gedicht ob, von welchem der

Poet nicht füglich selbst reden konnte. Dort erscheint er in einem Gewande, welches ihm gut genug steht, aber doch immer ein fremdes bleibt, hier trägt er das ihm eigne und eigenthümliche. Jenes ist ein feierlicher Staatsrock, den er hier wieder bei Seite gelegt hat, um sich im Hauskleide gemächlich und frei zu bewegen, der Laune und dem feinen Spott wieder den Zügel schießen zu lassen, trotz des zwölften Jahrhunderts und der frommen Pilgerreisen in den Orient. Hätte er nur nicht, in einer auch hier angebrachten, mit Liebe ausgemalten Versuchungsscene, den Helden der Novelle, Sinibald, gar zu tief unter die ihm zugetheilte Rolle eines schwärmerischen Liebhabers sinken lassen, um so tiefer, da er ihn für ein trefflich geschildertes Mädchen unbefleckter Reinheit und Unschuld glühen läßt. In jener Scene ist nichts zu erblicken als der sinnliche Trieb in seiner Rohheit. Kein Humor, der in der Zeichnung dieses Charakters überhaupt fehlt, mildert und reinigt ihn. Indeß ist doch — Dank sei es der Schule, durch welche der Dichter im Oberon gegangen war — die Schilderung um einige Grade züchtiger gehalten, als ähnliche in frühern Werken, und auch das zeichnet das Gedicht gegen diese aus, daß von der lehrhaften Hinweisung auf das wohlbekannte psychologisch-sittliche Problem hier nichts zu spüren ist.

Die Darstellung würde man unbedenklich eine meisterhafte nennen können, wenn das Ganze wäre wie die ersten und die letzten Gesänge. Namentlich sind jene mit einer herrlichen, feinen, graziösen Laune gedichtet, und kein Zug ist überflüssig. Auch in den letzten hat der Verfasser glücklicher Weise das Bedürfniß gefühlt, abzukürzen und zusammenzudrängen. Aber in den mittleren,

wo er vergessen hat, daß erst die Beschränkung den wahren Meister macht, ermüdet er den Leser durch breite Redseligkeit. Hier, wie in vielen andern seiner Werke, gereicht ihm die ungemeine Leichtigkeit, mit der er versificirt und reimt, zu großem Nachtheil, denn immer wieder und wieder läßt er sich davon verlocken.

In der Versbildung dieses seines letzten Gedichts ist er von der Freiheit, deren er sich im Gandalin und Oberon bediente, den Jamben auch andere Füße beizumischen, wieder zurückgekommen. Statt dessen sucht er die Eintönigkeit dadurch zu vermeiden, daß er nicht nur fünf- und vierfüßige jambische Verse wechseln, sondern auch Alexandriner dazwischen treten läßt.

1786. Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermärchen.

Nach Clelia und Sinibald trat Wieland in einer ziemlichen Reihe von Jahren mit keiner größern Composition vor dem Publicum auf. Kürzere Aufsätze aus seiner Feder brachte fortwährend der Mercur; außerdem war er eifrig mit Uebersetzungen und Erläuterungen alter Autoren beschäftigt. Schon 1782 waren die Briefe des Horaz erschienen; 1786 folgten die Satiren.

In demselben Jahre kam der erste Band des Dschinnistan heraus, anonym; erst unter die Vorrede des dritten, der die Sammlung beschloß, setzte Wieland seinen Namen, indem er Auskunft gab über die Entstehung des Buches. Der Fleiß, sagt er, den er auf die Uebersetzung und Commentirung der Sermonen des Horaz verwandt, habe seine Gesundheit so angegriffen, daß er der Enthaltung von aller anstrengenden Beschäftigung für einige Zeit bedurft

habe. Doch habe er, um nicht gänzlich unthätig zu sein, sich durch eine freie Uebersetzung oder Bearbeitung einiger der artigsten Märchen aus der Collection des contes des Fées die Zeit vertrieben. Diese und einige ähnliche Arbeiten von anderen Händen, nebst zwei Märchen von Wielands ganz eigener Erfindung, wurden hier dem Publicum übergeben.

In die Ausgaben der sämmtlichen Werke Wielands sind von diesen Märchen nur die beiden, die ihm ganz angehören, gekommen, deren weiter unten noch zu erwähnen sein wird. Der Dschinnistan ist verschollen und jetzt schwer habhaft. Auch würde er hier keine Erwähnung gefunden haben, wenn er nicht in dem Gewebe der verschiedenen Fäden, welche sich durch die Entwickelungsgeschichte unsres Autors hindurchziehen, eine beachtenswerthe Stelle einnähme.

Wir wissen, daß er von Jugend auf eine Vorliebe für Feenmärchen hatte, daß er sie später, als er vor Allem, was jenseits des berechnenden Verstandes liegt, die Flucht ergriff, besiegt zu haben glaubte, aber selbst dann noch in ihren Banden war, als er einen Roman zu ihrer Verspottung schrieb. Immer hat sie sich wieder gemeldet, diese Vorliebe; bald in seinen romantischen Rittergedichten, bald in anderen poetischen Erzählungen hat er ihr gehuldigt. In der Erholungszeit, die den Dschinnistan erzeugt, überläßt er sich ihr mit voller Unbefangenheit, man möchte sagen, kindlich. Die anonyme Vorrede zum ersten Bande (aus welcher Gruber den größern Theil in seinen 48sten Band aufgenommen hat) ist eine Schutzschrift für diese Liebhaberei; aber damit Märchen ihren wunderbaren Reiz

auf alle Arten von Zuhörern oder Lesern üben, fordert er als nothwendig, daß sie gut erzählt werden. „Ich verstehe darunter — erläutert er — vornehmlich die Gabe, theils das Wunderbare mit dem Natürlichen so zu verweben, daß beide für die Imagination ein täuschendes Ganzes werden, theils das Herz und die Leidenschaften der Leser so unvermerkt zu gewinnen und in das Spiel zu ziehen, daß sie an den Personen des Stückes Antheil nehmen, Liebe oder Haß, Furcht oder Hoffnung für sie empfinden, und bei aller Ueberzeugung, daß sie nur ein Märchen lesen, sich doch kaum enthalten können, insgeheim zu wünschen und (wenigstens so lange sie lesen) beinahe zu glauben, daß es wahr sei." Vollkommen richtig, nur daß dies ziemlich von aller Erzählungskunst, nicht bloß von der der Märchen gilt. Soll denn aber bei diesen die Wirkung durch die aufgezählten Eigenschaften nur aus der Kunst, nur aus der Gabe des Erzählers stammen? Wieland ist so ganz dieser Meinung, daß er weiterhin sagt: „Producte dieser Art müssen Werke des Geschmacks sein, oder sie sind Nichts. Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen; aber gedruckt müssen sie nicht werden."

Wie aber, wenn jene Verknüpfung des Wunderbaren und des Natürlichen, in deren untrennbarer Verbindung allerdings das wahre Geheimniß der Märchenpoesie besteht, schon in den Ammenmärchen liegt, und der Geist des echten Dichters sie nur weiter zu entwickeln, auf der gegebenen Grundlage nur weiter zu bauen hat? Ist dann die Herausgabe der von Wieland Ammenmärchen genannten Volksmärchen, der man heut zu Tage so eifrig obliegt und die gern gelesen werden, nicht vollkommen gerechtfertigt?

1791. Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus.
(Zu S. 31.)

Von jenen Spielen wandte sich Wieland zu der ernsten Arbeit der Uebersetzung seines ersten Lieblingsschriftstellers unter den Griechen. In seinem Horaz sind nur die Erläuterungen zu schätzen, in der Uebertragung ist durch die völlig abweichende Form von der Farbe des Originals gar zu viel geopfert; aber die Verdeutschung Lucians ist ein bedeutendes Werk. Zwar ist sie nicht frei von Fehlern, die bei einer tiefern Kenntniß des Griechischen nicht begangen worden wären; zwar ist auch sie nach der Maxime gemacht, welche, wie Goethe (Bd. XXVII. S. 435.) es ausdrückt, verlangt, daß der fremde Autor zu uns herübergebracht werde (was mit der von Schleiermacher, Philos. Schr. Bd. II. S. 218, für die verschiednen Uebersetzungsmethoden gebrauchten Formel übereinstimmt); daher sie denn auch den hellenischen Sprachgeist nicht athmet. Aber sie athmet den Lucianischen Geist; dieser ist es, den sie frei, öfters paraphrastisch, aber mit Wahrheit und Feinheit wieder erzeugt.

Durch die anhaltende Beschäftigung mit dem Lucian standen unserm Autor in dieser Zeit dessen Personen und Anschauungen unaufhörlich vor der Seele. Dies ist eine der Veranlassungen zu dem in der Ueberschrift genannten Werke; die andre liegt in einer Krankheitserscheinung der Zeit, die ihn beschäftigt und zu Gedankenmittheilungen anregt.

Denn auch hier herrscht eine große Verschiedenheit zwischen Wieland und Klopstock. Dieser, ganz verloren in seine Ideale und in die einseitig starre Weise, von der er ihre Verwirklichung hofft, ließ sich über die ihn umgebende Gegenwart nur sehr selten ein Wort entlocken,

und auch dann nur ein in orakelmäßigem Odenton gesprochenes. Wieland dagegen nahm an Allem, was im deutschen Vaterlande vorging und das geistige Wohl und Wehe der Nation betraf, den lebhaftesten und wärmsten Antheil. Ueber solche Gegenstände sprach er sich sogleich belehrend, ermahnend, warnend aus, und da seine Meinung viel galt, nicht ohne Einwirkung. Daher hat er für die deutsche Cultur und ihre Entwickelung eine weit größere Bedeutung als jener Nebenbuhler auf dem Parnaß.

So setzte er den Beschränkungen der religiösen Duldung und der Lehrfreiheit, die man in jenen Jahren erfuhr, 1788 die „Gedanken von der Freiheit, über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren" (später: „Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen" überschrieben) entgegen. In einem vorangeschickten Sendschreiben klagt er bitter über den großen Widerspruch zwischen den Lehren und den Handlungen des Zeitalters. „Sollte man nicht glauben, heißt es hier, die mit so vieler Evidenz und Energie erwiesene Nothwendigkeit der Toleranz sei eine allgemein anerkannte Wahrheit? Und doch wurde in unsern Tagen zu Parma eines der fürchterlichsten Inquisitionstribunale errichtet! wird in einer der ersten deutschen Reichsstädte der Tag, wo durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde: „„daß die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten,"" gleich als ob die Republik an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sei, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert!"

Auch ein noch tieferer, aber in der Natur der Sache mit Nothwendigkeit liegender Widerspruch herrschte in jenen Tagen.

Der Aberglaube findet sich oft neben dem Glauben als seine Caricatur, als ein Product der Beschränktheit und der trägen Scheu vor dem Denken; oft aber auch — und dies ist seine abschreckendste Gestalt — neben dem entschiedensten Unglauben, wenn die von diesem beherrschte Seele, in der Angst vor der entsetzlichen Leere, die er hervorbringt, sich zu dem schlechthin Abgeschmackten flüchtet und sich ihm zum Knecht ergibt. Ein berühmter Ausspruch Lichtenbergs lautet: „Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heut zu Tage Gespenster." Ueber diese Weissagung ließ F. H. Jacobi 1801 eine eigne Abhandlung drucken, in welcher er sie folgendermaßen fortsetzt: „Den Gipfel erreichend wird zum letzten Male sich verwandeln das Erkenntniß. Dann werden wir: nur noch an Gespenster glauben." Lassen wir aus dem Spiele, daß die Verwandlung hier als eine letzte bezeichnet wird, so müssen wir sagen, die Prophezeiung war, als Jacobi sie niederschrieb, längst in Erfüllung gegangen, wie sie in unsern Tagen wieder in Erfüllung gegangen ist. Man leugnet mit frechem Hohne den lebendigen Gott und im Menschen den Geist, und glaubt an Enthüllungen verborgener Dinge durch Geisterklopfen und ähnlichen Aberwitz.

In den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts saß dasselbe Uebel tiefer und war bedenklicher, weil es sich in Dunkel hüllte, und Betrüger die Einbildungskraft Leichtgläubiger zu erhitzen wußten, um sie nach ihrem Willen zu lenken. Neben dem Prunken mit skeptischer und atheistischer Weisheit ging kindischer, schimpflicher Aberglaube her. Die Schüler Voltaire's und der Encyklopädisten ließen sich von Glücksrittern, die als Magier, Teufels-

banner, Geisterbeschwörer, Goldmacher auftraten, kläglich täuschen. Diese schlauen Betrüger beuteten die Lust am Wundervollen und Geheimnißreichen aus, die immer bei Denen am größten ist, welche den Glauben an die wahren und echten Geheimnisse verloren haben. Sie verhießen ihren nach Gold und andern Mitteln zur Befriedigung ihrer Begierden dürstenden Schülern den Stein der Weisen, und ließen sie von der Aufnahme in die höchsten Grade geheimer Gesellschaften Herrschaft über verborgene Naturkräfte erwarten. Bis in die höchsten Regionen erstreckte sich diese Wundersucht und der Glaube an die übernatürliche Begabung jener Gauner, deren Unverschämtheit so groß war, daß sie alltägliche Taschenspielerstücke für hinreichend hielten, die Klügsten, d. h. die, welche es zu sein glaubten, zu berücken. Um nur Ein Beispiel anzuführen: König Gustav III. von Schweden, ein leidenschaftlicher Verehrer der französischen Afterweisheit seines Zeitalters, ließ sich von einem frechen Gaukler äffen, welcher in einer Kirche ausgestopfte Puppen an dünnen Seilen hin und her schweben ließ, die er dem Könige für abgeschiedene Geister ausgab *).

Auch hier blieb Wieland kein müßiger Zuschauer. Der Mercur von 1781 enthält einen Aufsatz von ihm: „Betrachtungen über den Standpunkt, worin wir uns in Ab-

---

*) Die Beweise aus schwedischen Quellen bei Barthold, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Casanova's Memoiren Bd. II. S. 264. Ich verweise auf dieses Buch um so lieber, weil man darin auch andere jene gefährliche Krankheit des Jahrhunderts betreffende Thatsachen lehrreich zusammengestellt findet. Man sehe das Register unter dem Worte: Aberglaube der Zeit.

sicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden," dem er bei der Aufnahme in die Sämmtlichen Werke den Titel gab: „Ueber den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben." — Sehr richtig bemerkt er hier, „daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus und der ungezähmtesten Liederlichkeit von je her immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von allem Diesem zur Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben." Daß er später mit einer Stelle in der Einleitung zu seinem Lucian stillschweigend hinweis't auf die überraschende Aehnlichkeit zwischen der Zeit dieses Schriftstellers und der, in welcher er selbst lebte und wie Lucian zu wirken wünschte, ist schon oben (S. 123.) bemerkt.

Auch in die Spiele des Dschinnistan legte er Beziehungen auf diese Verirrungen der Zeit. Im Hinblick auf sie erfand er jene beiden darin enthaltenen, ihm eigenthümlichen Märchen. Das eine „Der Druide oder die Salamandrin und die Bildsäule" will vor den Täuschungen warnen, denen schwärmerische Liebe zum Wunderbaren verfällt. In dem andern „Der Stein der Weisen" wird ein leichtgläubiger König, der, von einem Alchymisten kläglich betrogen, sein und seiner Unterthanen Reichthümer in Rauch aufgehen läßt, in einen Esel verwandelt. Das Märchen spielt in einer fabelhaften Zeit, aber die des Dichters war von derselben Thorheit keineswegs frei. Viele Menschen standen noch immer in dem Wahne, daß der Stein der Weisen aufzufinden sei, der die Fähigkeit Gold zu machen, und ein durch eine Reihe von Jahrhunderten dauerndes, mit Jugendkraft und Gesundheitsfülle ausgestattetes Leben verleihe, und

wurden darüber eine Beute dreister Gauner. Es war also ganz an der Zeit, dies thörichte Bemühen zu geißeln. Betrüger und Betrogene beriefen sich dabei häufig auf Ueberlieferungen von glücklichen Adepten aus früheren Jahrhunderten, die im Besitz jener ganzen wunderbaren Begabung gewesen sein sollten, als auf ausgemachte Thatsachen, und selbst ernste Männer meinten, man dürfe diese Nachrichten doch nicht so ohne Weiteres verwerfen. Schon das ist ein bedenklicher Schritt zu den Verführungen der Wundersucht hin. Wieland wurde dadurch veranlaßt, die Geschichte eines der berufensten Alchymisten, des Franzosen Flamel, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, einer Prüfung zu unterwerfen. Die Ergebnisse derselben ließ er im Mercur von 1788 erscheinen unter dem Titel „Nicolas Flamel, Paul Lucas und der Derwisch von Brussa." Diese Resultate sind „der so weit ausgebreiteten Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherei, Goldmacherei und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt," sehr ungünstig. Scharfsinnig und überzeugend ist nachgewiesen, daß das Wunderbare und Uebernatürliche in Flamels Leben und Thaten verschwindet, wenn man sich von der scheinbaren Ehrlichkeit und Unbefangenheit der Zeugnisse nicht abhalten läßt, scharf hinzusehen. Als eine Probe von Wielands höchst anziehender Art, solche Untersuchungen vor den Augen des Lesers anzustellen, empfehle ich Allen, die sie sonst nicht kennen, diesen biographischen Aufsatz, der auch in den Sämmtlichen Werken zu lesen ist.

Sollte aber die Stimmung, in der sich ehrliche Schwärmerei und Leichtgläubigkeit den schlauen Häuptern geheimer Verbindungen hingeben, nach der Weise unsres Dichters

psychologisch zergliedert und beleuchtet werden; so ließ sich das am besten durch eine Darstellung erreichen, in der Ueberlieferung, Hypothesen über ihre Entstehung und freie Dichtung sich verketten. So entstand der Roman, zu welchem der Stoff aus der Schrift des Lucian vom Lebensende des Peregrinus Proteus hergenommen ist, und der halb im Sinne Lucians geschrieben, halb gegen eine Auffassung desselben gerichtet ist.

In dieser Schrift des Griechen hält vor der Selbstverbrennung des Cynikers ein Anderer aus dieser Secte, Theagenes, eine Lobrede auf ihn; dann tritt ein Mann auf, der nicht genannt wird. In einer heftigen Gegenrede widerlegt er den Theagenes und erzählt die schmachvollsten Dinge vom Peregrinus. Er schildert ihn als einen nichtswürdigen Landstreicher, der Bubenstücke begeht, dann zu den Christen kommt, bei ihnen ein großes Ansehen erlangt und die höchsten Würden bekleidet. Bei der Begehung ihrer Mysterien ergriffen, wird er ins Gefängniß geworfen, wo die Christen ihm Beweise der größten Verehrung und Liebe geben. Der Statthalter, „da er den Wahnsinn des Menschen erkannt, der, um Nachruhm zu erwerben, hat sterben wollen," läßt ihn ohne alle Strafe frei, worauf Peregrinus zur Befriedigung seiner abenteuerlichen Ruhmsucht in einem andern Gewande, nämlich als Cyniker, auftritt, und es in Rom so arg macht, daß er ausgewiesen werden muß. Nun weiß der eitle Thor nichts mehr, was die Aufmerksamkeit auf ihn lenken könne, als etwas so Außerordentliches, wie der selbstgewählte Feuertod. — Alles, was Lucian, der dem Schauspiele beiwohnte, in eigener Person hinzusetzt, zeigt, daß er die Meinung des Anklägers theilt.

Diese Geschichte hat längst Zweifel an ihrer Wahrheit erregt, und mit Recht. Aus jedem Worte spricht Gehässigkeit. Und was noch mehr ist, es fehlt ihr der innere Zusammenhang. Ein Mann, der als christlicher Märtyrer muthvoll sterben wollte, soll gerade dann, wo er straflos entlassen ist, also gleichsam einen Freibrief erhalten hat, Christ zu bleiben, diesem Glauben untreu werden, um in der Rolle eines heidnischen Bettelmönchs durch die Welt zu ziehen? Es kommt dazu, daß ein andrer Zeitgenosse, Gellius (XII, 11, 1.), ihn im vollsten Gegensatze zum Lucian einen virum gravem et constantem nennt. Das reicht freilich keineswegs zu einem genügenden Bilde hin. Aber etwas ganz Anderes muß hinter diesem Peregrinus gesteckt haben, als was der unermüdliche Verspotter der Cyniker seiner Zeit uns sehen lassen will. Treffend bemerkt von Lucian Dahlmann, Forschungen auf dem Gebiete der Gesch. Bd. II. Abth. I. S. 26.: „Seinem Talente diente eine ungebundene Benutzung einzelner Scenen der Fabel oder Geschichte für Zwecke der Gegenwart, welcher in geistreicher Unterhaltung allerlei negative Aufklärung dargeboten werden sollte." — So, meine ich, erlaubt er sich hier die ungebundene Benutzung eines Lebenslaufs auch aus seiner Zeit, und um so unbefangener, da entstellende Gerüchte, zu welchen ein gewiß räthselhaftes Leben Anlaß gegeben, ihm ohne Zweifel vorgearbeitet hatten.

Anderer Meinung war Wieland. Er fügte seiner Uebersetzung jener Schrift eine besondere Abhandlung bei (Th. III. S. 93 fg.), in welcher er die Glaubwürdigkeit der Nachrichten, die sie gibt, in Schutz nimmt, aber mit Gründen, die nicht stichhaltig sind. Wenn er z. B. sagt, indem Lucian den Bericht von einem Ungenannten erstatten

läßt, mache er sich stillschweigend anheischig, seinen Lesern für alles dies die Gewähr zu leisten — muß man umgekehrt behaupten, daß Lucian gerade dadurch, daß er diese Umstände nicht als Ergebniß eigener Erkundigung hinstellt, sondern sie einem erbitterten Widersacher in den Mund legt, die Verantwortung für ihre volle Genauigkeit ablehnt.

Und ganz kurze Zeit, nachdem er dies hatte drucken lassen, begann Wieland den Roman vom Peregrinus Proteus, in welchem er darauf ausgeht, den sittlichen Charakter jenes Mannes gegen alle jene Anklagen in Schutz zu nehmen *). Wie soll man sich dies erklären? Gewiß nicht so, daß Wieland gemeint habe, als Romandichter dürfe er sein Original anders betrachten, wie als Kritiker. Dem widerspricht eine Stelle in der Vorrede, in welcher er sagt, ehrlich sei Lucian gewiß zu Werke gegangen, ob aber so unparteiisch „wie man es von einem echten Kosmopoliten erwarten kann,“ das bleibe für den Leser ein unauflösliches Problem. Wieland glaubte also nicht mehr an die Unparteilichkeit Lucians, d. h. er hielt seinen Bericht für einen getrübten. Er hatte seine Meinung rasch geändert, wie solche Wandlungen bei ihm ja gar nicht selten waren. Es stieg der Gedanke in ihm auf, als Sachwalter des Mannes aufzutreten, dem er kurz vorher seinen Lucian Preis gegeben hatte; wie er es auch sonst schon geliebt hatte — vielleicht durch Lessings „Rettungen“ angeregt — Personen zu vertheidigen, welche durch Urtheile

*) Keiner der mir bekannten Litteratoren, die von Wieland und seinem Verhältnisse zu Lucian handeln, hat dieses auffallenden Widerspruchs auch nur erwähnt. So flüchtig hat man ihn gelesen.

von Geschichtschreibern und die überwiegende öffentliche Meinung in einem übeln Lichte erscheinen — jedoch keineswegs immer glücklich *). Hier, wo abweichende Nachrichten zu einer solchen Entlastung sehr wenig Stoff darboten, mußte die erfindende Phantasie das Beste thun, und dies ergriff Wieland um so lieber, weil es seinem Dichtertalente einen weiten Spielraum eröffnete, und er ja nur auf diese Weise seinen Hauptzweck — ohne welchen er auf den christlichen Cyniker schwerlich zurückgekommen wäre — erreichen konnte, ein anschauliches Gemälde der Seelenzustände redlicher Schwärmer zu geben, wie er sie um sich her erblickte, oder zu erblicken glaubte. Man würde schon von selbst darauf kommen, daß er dabei vornehmlich an Lavater dachte, auch wenn er sich nicht so geäußert hätte, wie ausdrücklich bezeugt ist **).

---

*) Schon vor vierzig Jahren habe ich mich in dem Schriftchen „Zur Beurtheilung des C. Sallustius Crispus" der Vertheidigung desselben, die unser Autor in einer Anmerkung zu Horazens Satiren versucht hat, entgegengestellt, indem ich ihn in Bezug auf seine Alterthumsstudien doch zugleich einen Mann nannte, „der mit vielem Verstande, geübter Weltkenntniß und geistreichem Ueberblick zu Dingen trat, die bis dahin nur von sehr blöden, vom Schulstaub verdunkelten Augen betrachtet waren." Dagegen habe ich in spätern Jahren in einer Abhandlung „Ueber das Principat des Augustus" (in Raumers Histor. Taschenb. Jahrg. V.) diesen Fürsten vertheidigen zu müssen geglaubt gegen Wieland, welcher in der Einleitung zu einem Horazischen Briefe dessen Charakter entschiedner herabwürdigt, als es sonst von Jemand geschehen ist. Hier hat sich der sonst so gutmüthige Sachwalter, aus übermäßiger psychologischer Feinheit, in einen parteiischen Ankläger verwandelt.

**) M. s. Böttiger, Litterar. Zust. Bd. I. S. 151. Und S. 155. berichtet er eine Aeußerung Wielands: so oft man ihm

In das rechtfertigende Bekenntniß, welches Peregrinus im Schattenreiche ablegt, sind alle Anschuldigungen der Lucianischen Schrift aufgenommen; sie werden aber als ganz aus der Luft gegriffene Erfindungen, oder als böswillige Verdrehungen der Wahrheit, von seinen Feinden verbreitet, dargestellt. Andere Erlebnisse des Mannes sind, wie die Geschichte seiner innern Entwickelung, ganz des deutschen Dichters Werk, und hier begegnet man manchen, aus echter Menschenkenntniß geschöpften, feinen psychologischen Entwickelungen. In der Genesis der Seelenrichtung des Peregrinus und in ihren nächsten traurigen Folgen wiederholt sich die Geschichte Agathons. Platonische Liebesschwärmerei führt ihn zu sinnlichen Ausschweifungen. Nur daß die Fallstricke, die ihm gestellt werden, ungleich plumper sind, und er sich doch mehr als einmal

---

von Lavaters Schelmenstreichen vorspräche und ihn in seinem Glauben an dessen Ehrlichkeit irre machen wolle, befinde er sich in dem Falle eines orthodoxen Landpredigers, der einen religiösen Streit mit den Worten beendet habe, weder Teufel noch Hölle könnten ihn von seinem Glauben abbringen. Dagegen führt Cholevius, Gesch. d. deutschen Poesie Th. I. S. 619, einen mir weiter nicht bekannten Brief des Dichters an seinen Schwiegersohn Reinhold von 1792 an, worin er erklärt: „Peregrin sei mit Bezug auf Lavater geschrieben; er habe in dem Züricher Propheten zu viel Widersinniges gesehen, um ihn für weise, und zu viel Methode und Absichtlichkeit in der Tollheit, um ihn für einen ehrlichen Mann zu halten.“ Dies ist sehr befremdend. Denn es steht nicht nur im Widerspruch mit jenem von Böttiger gewiß nicht erfundenen Berichte, sondern auch, was noch mehr sagen will, mit Lavaters Beziehung zu dem Roman. Dies Letztere bemerkt auch Cholevius. Wieland kann nicht zugleich an Lavaters Ehrlichkeit gezweifelt und nach dessen Bilde das des Cynikers entworfen haben.

berücken läßt. Nichts hätte man dem Autor lieber erlassen, als die Wiederholung solcher Situationen, die sich fast gänzlich gleichen, und mit denen man aus seinen frühern Schriften schon nur zu gut bekannt ist.

Für das Bedeutsamste in dem Roman, die Mystification des Peregrinus nämlich, ist der Anknüpfungspunkt dessen von Lucian berichtetes Verhältniß zu den Christen. Besonders in dieser Erzählung findet sich die feindselige Gesinnung gegen das Christenthum und die Verspottung seiner Anhänger, wegen deren Lucian von Theologen und andern Schriftstellern hart gescholten worden ist. Andere haben ihn in Schutz genommen (m. s. K. G. Jacob, Charakteristik Lucians S. 155 fg.) und besonders hervorgehoben, daß man ihn einer absichtlichen Bosheit nicht beschuldigen könne, weil er nur eine sehr unvollkommene Kenntniß vom Christenthum gehabt. Und dies macht auch Wieland geltend in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung Th. III. S. 58. Die „Christianer", sagt er, hielten mit den Dogmen und Ceremonien ihrer Religion so außerordentlich zurück, daß selbst aufgeklärte Männer, wie Tacitus, Plinius, Lucian u. A. auf unrichtige Vorstellungen von ihren Grundsätzen und Glaubenslehren kamen. Das ist sein erster Punkt, der zweite geht weiter; er bezieht sich auf „die Abnahme der ursprünglichen Einfalt und Lauterkeit des Herzens, die ein Charakterzug der ersten Jünger Jesu war." Wieland betrachtet sie theils als eine natürliche Folge der so sehr angewachsenen Zahl, theils und noch mehr als die Wirkung einer Menge halbjüdischer, halbheidnischer Schwärmer, Visionäre, Theosophen, Theurgen und Adepten von allerlei Secten, die sich unter dem christlichen Namen verbargen — eine Ver-

mischung, die auf das Urtheil der Heiden einen nachtheiligen Einfluß haben mußte. Indeß gibt er zu, daß die epikurischen Grundsätze, welchen Lucian, zumal in seinen spätern Jahren, zugethan war, auf seine Verachtung der Christen Einfluß gehabt, und gibt zu, daß Scheltworte, die er von ihnen gebraucht, selbst bei einem vernünftigen Epikuräer unbegreiflich sein müssen.

Diese Vertheidigung ist eine wohl zu merkende. Wieland spricht hier nicht bloß als Ausleger seines Autors. Nicht auf seine Ansicht vom Christenthum überhaupt ist der Versuch, sich in Lucians Auffassung hinein zu denken, von Einfluß gewesen, wol aber auf seine Vorstellungen von den Zuständen und der Entwickelung der christlichen Gesellschaft in den ersten Jahrhunderten; und bei der großen Popularität und Beliebtheit, die er genoß, gewannen in weiten Kreisen diese Vorstellungen vielen Anklang.

Auf sie ist denn auch die Verwickelung und Entwickelung des Romans gebaut. Peregrinus wird für das Christenthum gewonnen vermöge des tiefen Eindrucks, den eine einsam auf dem Lande lebende Familie dieses Glaubens durch ihre Eintracht, Gemüthsruhe, Seeleneinfalt und Sittenunschuld auf ihn macht. Von dieser Grundlage führen ihn die Oberen einer geheimen Verbindung weiter auf ein ganz anderes Gebiet. Sie benutzen seine brennende Begierde nach der Einweihung in die Geheimnisse des idealen Seelenlebens, der ekstatischen Wonnen, für die er schwärmt, ihn zu einem gefügigen Werkzeuge für ihre ehrgeizigen Pläne zu machen. Als Haupt dieser Verbindung läßt Wieland den bekannten Gnostiker Cerinthus auftreten. Dadurch wälzt er eine schwere Schuld

von den wahren Christen ab. Cerinthus durchschaut den Peregrinus leicht, und erkennt ihn als vorzüglich geschickt, Proselyten für seinen letzten Zweck zu machen, der, wie der Autor fingirt, in nichts Geringerem bestand, als in der Gründung einer Alles umfassenden und beherrschenden Theokratie auf den Trümmern aller alten Religionen und Staatsverfassungen. Peregrinus gibt sich in völliger Arglosigkeit der ihm aufgetragenen Propagandenthätigkeit mit dem größten Eifer hin. Nach seiner Befreiung aus dem Kerker erfährt er, welches Spiel mit ihm getrieben worden war; und der Verdruß darüber wird der Grund seiner gänzlichen Trennung von den Christen.

Dieser Roman ist unter des Dichters Werken das einzige, dessen eine Goethe-Schillersche Xenie besonders gedenkt. Peregrinus spricht:

Siehest du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken;
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Darüber hat, nach Grubers Bericht (Bd. LIII. S. 256.), Wieland geäußert: ein Schwärmer ist Peregrinus gewesen, aber kein Lump. Gewiß mit vollkommenem Rechte mit Bezug auf seinen Peregrinus, aber auch auf den Lucianschen will das Wort nicht passen.

1791—94. Göttergespräche. Aufsätze, welche sich auf die französische Revolution beziehen, oder durch dieselbe veranlaßt wurden.

(Zu S. 30.)

Was Jeder gleich sieht, daß auch die Göttergespräche aus der langen Beschäftigung mit Lucian hervorgegangen und nach dessen Vorbilde gearbeitet sind, sagt Wieland selbst in der Vorrede. Es wäre, setzt er hinzu, „nicht zu

verwundern, wenn etwas von dem Geiste und der Laune dieses Schriftstellers, mit welchem und für welchen er drei Jahre lang fast allein gelebt, darin übergegangen sein sollte." — Man kann ihm das Zeugniß, daß es sich so verhält, unbedenklich geben. Es ist eine leichte, unterhaltende Lectüre, der es doch auch an Stoff zum Nachdenken nicht fehlt.

Von den dreizehn Göttergesprächen sind die acht ersten vermischten Inhalts. Auch unter ihnen findet sich eine Apologie, die der jüngern Faustina, der Gemahlin des Marcus Aurelius, welche Wieland schon in seinem Peregrinus eine Rolle spielen läßt. Gibbon (im Anfang des 4ten Cap.) entschuldigt die sinnlichen Ausschweifungen der Kaiserin in seiner Weise mit beißender Ironie; Wieland, um sie zu reinigen, schafft ein lustiges Phantasiebild. Nie ist er um eine anmuthige Erfindung verlegen, die Entstehung einer Nachricht, die er in Zweifel zieht, zu erklären.

Ueber die fünf letzten, durch die französische Revolution veranlaßten Gespräche bemerkt Wieland, daß sie „einen Geist von Mäßigung und Billigkeit athmen, der ihnen bei keiner Partei zur Empfehlung dient, aber desto gewisser auf den Beifall späterer Zeiten rechnet." — Und wir können jetzt sagen, daß er diesen Beifall verdient.

Wenn Alles, was in das geistige Leben der Zeit eingriff, Wielands lebhafte und thätige Theilnahme erregte; wie mußte ihn nicht die französische Revolution erfüllen, ihn, der seit zwei Jahrzehenden über das Staatswesen, eine großartige Erschütterung des bestehenden voraussehend, so viel gedacht und geschrieben hatte! Am 8. October 1791 schrieb K. A. Böttiger (Litterar. Zustände Bd. I. S. 139.) in sein Tagebuch: „Wielands Hauptidee, auf die

sich fast alle seine Lectüre und Schriftstellerei bezieht, ist die französische Constitution und Legislatur. Er erhält aus Straßburg und Paris posttäglich die nouveautés du jour."

Die Früchte dieser angelegentlichen und eingehenden Beschäftigung mit der gewaltigen Weltbegebenheit bestanden theils in jenen fünf Gesprächen, theils in einer Reihe von Abhandlungen, welche in der Ausgabe von Gruber einen ganzen Band (den 41sten) füllen.

Die Urtheile über die Revolution, die sich unter den Zeitgenossen (innerhalb und außerhalb des Landes) gebildet hatten, lassen sich in drei Hauptclassen zerfällen. Die eine umfaßt die Verblendeten, welche die Umwälzung nur als die Frucht zufälliger Umstände betrachten; die zweite und dritte kommen in der Herleitung der Revolution aus der absoluten Nothwendigkeit des Umbaues der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände Frankreichs überein, unterscheiden sich aber wieder von einander sehr wesentlich.

Der einen, die ich als die zweite Hauptclasse bezeichnen will, fließt die Freude über den neuen Tag, der für die Freiheit der Völker hier anzubrechen scheint, zusammen mit der Zuversicht, daß der Weg, auf dem sie angestrebt wird, der wahre und richtige sei. Erst mit dem vollen Eintritt der entsetzlichen Gräuel fängt sie an der absoluten Tauglichkeit der Grundlage für das neue Gebäude zu zweifeln an.

Die dritte läßt sich von vorn herein nicht bestechen durch die Vorsätze und Verheißungen, mit welchen die Revolution beginnt. Sie entdeckt sofort in dem Fundament für den neuen Bau die falsche Theorie, nach der es gelegt wird, das Schiefe und Unfeste. Sie trauert über

die rücksichtslose Ungerechtigkeit, mit der Alles, was dieser unhaltbaren Grundlage hinderlich ist, fortgeschafft und vernichtet wird; und von beidem, von der Verkehrtheit der Anlage und von der Ungerechtigkeit, besorgt sie Unheil.

Die Gegenwart ist durch die bittern Erfahrungen von siebzig Jahren genugsam belehrt, daß die letzte Meinung im Rechte war. Als diese Erfahrungen aber noch nicht gemacht waren, oder sich nur erst in sehr leisen Tönen vernehmen ließen, neigte sich der größere Theil gerade der Denkenden, neigten sich besonders in dem für Ideale immer begeisterten Deutschland die tieferen Geister der zweiten Ansicht zu. Ich will hier nur an den steten Gegenfüßler Wielands, an Klopstock, erinnern. Im Jahre 1790 schrieb er die beiden Gedichte, „Sie und nicht wir" und „An Cramer, den Franken". In jenem erklärt er es für den einen Schmerz, den die Zeit ihm nie lindern werde, daß sein deutsches Vaterland es nicht war,

— — — — — — das der Freiheit
Gipfel erstieg, Beispiel strahlte den Völkern umher.

In der Ode an Cramer sieht er die Ausschweifungen des Volkes im mildesten Lichte, weil es so viel gelitten. Es spricht zur Nationalversammlung:

Laß denn ein wenig mich taumeln beim Wollustmahle der Freiheit,
Mich kränzen mein Haar und schwören beim Schwert!

Erst 1793 schrieb er die Palinodie „Mein Irrthum".

Wieland dagegen gehörte zu der ungleich kleinern Zahl Derer, denen die lebendige Sympathie für die Sache der wahren Freiheit den klaren Blick nicht trübte für die großen Gebrechen der Revolution. Mit scharfem Auge beobachtet er ihre Irrgänge; mit warmem Gefühl beklagt er gleich

von ihrem Beginne ihre Opfer. — Da diese Schriften jetzt wol nur selten einen Leser finden, so werden einige Stellen daraus hier nicht am unrechten Orte stehen.

Schon im October 1789 spricht Wieland in der „Kosmopolitischen Adresse an die französische Nationalversammlung von Eleutherius Philoceltes“ von der veränderten Verfassung als von der Umwandlung der Monarchie in eine Demokratie. „Manche wackere Leute, sagt er, dürften mir einwenden, die königliche Würde sei ja nicht gänzlich abgeschafft. Ich habe hierauf nichts zu sagen, als daß die Athener, selbst in den Zeiten, da die Demokratie gänzlich das Uebergewicht bekommen hatte, unter ihren neun Archonten einen, der der König hieß, und die aristokratisch-demokratischen Römer einen Rex sacrificulus hatten. Ein altes Sprichwort sagt: ein Mann kann sein Stroh Heu nennen.“ — — — — „Ich gestehe, daß die sentimentalischen Fastnachtspiele, die seit dem 16. Juli mit dem guten Könige Ludwig gespielt worden sind, besonders die solenne Belehnung Sr. Majestät mit dem Titel eines Wiederherstellers der französischen Freiheit und das Te Deum, das er deswegen mitsingen mußte, mich immer an das grausame Spiel erinnern, das die römischen Kriegsknechte mit Jesu von Nazareth trieben, da sie ihm einen alten Purpurmantel um den gegeißelten Rücken warfen, ihm ein Rohr statt des Zepters in die Hand gaben, eine Krone von Dornen auf sein Haupt drückten, und, wenn sie ihn dann genug angespieen und mit Fäusten geschlagen hatten, vor ihm niederfielen und sagten: Gegrüßet seist du, der Juden König!“

Im Juli 1790 schrieb er „Zufällige Gedanken über die Abschaffung des Erbadels in Frankreich.“ Hier heißt

es: „Wenn die Zahl der französischen Edelleute, in deren Herzen noch ein lebendiger Funke des alten Ritter- und Heldengeistes glüht, auch noch so klein wäre, was gewänne die Nation dabei, wenn sie, durch einen Schlag mit Merlins Zauberpritsche, auf einmal alles Bewußtsein ihrer Herkunft, alle Erinnerungen an den Ruhm ihrer Vorfahren aus ihrem Gedächtnisse, und alle Bilder und Denkmäler derselben aus den Sälen, Gallerien und Capellen ihrer Schlösser herauszaubern könnte? Und um was würde Frankreich gebessert sein, oder sich mehr Gutes von ihnen zu versprechen haben, wenn sie alle sammt und sonders von diesem Augenblick an, vermöge der besagten Zauberpritsche, von lauter Kesselflickern und Scheerenschleifern abzustammen glaubten?" — — — — „Aller ungerechte, unbillige und bloß des Mißbrauchs wegen verhaßte Unterschied zwischen den adelichen und nichtadelichen Bürgern eines und desselben Staates mußte aufgehoben werden. Talente und Verdienste mußten Titel sein, die einem jeden Bürger den Weg zu jeder öffentlichen Ehrenstelle öffneten. Ruhmvolle Ahnen mußten einem verdienstlosen Menschen hierin kein Vorrecht geben. Nichts kann gerechter sein als dies! Aber es war auch gerecht oder wenigstens billig, und einer so schön denkenden Nation, wie die französische, würdig, die Verdienste und Tugenden edler Vorfahren noch in den Erben ihres Namens zu ehren, und den Ueberresten des einst so berühmten französischen Adels, den Nachkommen der Männer, deren Geschichte seit Jahrhunderten mit den Annalen Frankreichs und der allgemeinen Weltgeschichte beständig verflochten war, so viele Vorzüge zu lassen, als mit einer freien Constitution nicht nur verträglich, son-

dern als selbst zu größerer Festigkeit, Würde und Vollkommenheit derselben nöthig war."

In dieser Abgrenzung dessen, was der Adel sein kann und soll, von dem was er nicht sein soll und darf, liegt eine politische Weisheit, zu der sich damals sehr Wenige erhoben.

Die meisten Beurtheiler bedurften zu ihrer Enttäuschung des Anblicks der maßlos gesteigerten Frevel und ihrer die Wurzeln der Freiheit tödtenden Wirkungen; Wielands Kritik der neuen Einrichtungen und der Ueberstürzung, mit der dabei verfahren ward, folgt ihnen auf dem Fuße. Im elften 1790 geschriebenen Göttergespräche nimmt Jupiter von einer Aeußerung Numa's Anlaß, die Frage an ihn zu richten: „Du würdest also, wie es scheint, einen ganz andern Weg einschlagen, als die Philosophen und Physiokraten, die jetzt im Besitze des Gesetzgebens in Frankreich sind?" Worauf Numa antwortet: „Ich würde mich wenigstens hüten, kein eingeführtes Gesetz eher abzuschaffen, bis ich gewiß wäre, daß ich es auch nicht einen einzigen Tag länger nöthig haben könnte. Ich würde mich hüten, den rohesten Theil des Volks (der doch immer die meisten und derbsten Fäuste hat) von alten Pflichten zu entbinden, ehe ich mich hinlänglich versichert hätte, daß er sich den neuen, die ich ihm dafür auflegte, willig und unverzüglich unterwerfen würde. Ich würde, wenn ich nothwendig voraussehen müßte, daß meine Gesetzgebung einer ansehnlichen und mächtigen Partei nicht angenehm sein könne, mich sehr hüten, diese Partei noch absichtlich ohne alle Noth zu erbittern; sondern sie vielmehr auf alle nur ersinnliche Weise zu gewinnen, und für die Aufopferungen, die sie dem Staate machen müßte, zu ent-

schädigen suchen. Ich würde nicht Alles auf einmal thun wollen, sondern eine Verbesserung nach und nach die andere herbeiführen lassen; und, während ich mich bloß mit den unaufschieblichsten beschäftigte, zufrieden sein, zu den andern, die ich der Zeit und der künftigen Erfahrung überließe, den Grund gelegt oder den Weg gebahnt zu haben. Und hauptsächlich würde ich mir selbst zum unverbrüchlichen Gesetze machen, keine Gesetze — in der Trunkenheit zu geben."

Ich will nur noch einen sehr wichtigen Punkt hervorheben, unsres Autors Ansicht über den Werth der bestimmt formulirten Verfassungen und über die Wirkungen, die man sich von ihnen versprechen darf.

Juno, jetzt nicht minder leidenschaftlich und eifrig auf den Schutz der alten Monarchien und Monarchen bedacht, wie einst auf den der Griechen vor Troja, hat zur Berathung über die Abwendung der drohenden Gefahr vier Frauen herbeigerufen, deren jede unter dem ersten Volk ihrer Zeit die erste Rolle gespielt hat: Semiramis, Aspasia, Livia und Elisabeth von England. Ihre Berathschlagung ist in dem dreizehnten und letzten Göttergespräche enthalten. Elisabeth spricht zuletzt und schließt mit den Worten: „Eine Constitution von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und auf die Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln, ist das unfehlbare, leichte und einzige Mittel, allen heilbaren Uebeln der politischen Gesellschaft abzuhelfen, die möglichste Harmonie zwischen dem Regenten und den Unterthanen herzustellen und den Wohlstand der Staaten auf einer unerschütterlichen Grundlage zu befestigen." Und dieser Vorschlag ist es, der den ganzen Beifall der Götterkönigin erhält.

Dagegen heißt es in einem Aufsatz von 1793 „Worte zur rechten Zeit an die politischen und moralischen Gewalthaber," in Briefform: „Hat nicht die Erfahrung von mehr als viertausend Jahren auf dem ganzen Erdboden gezeigt, daß es mit allen diesen politischen Maschinen nichts als Stück- und Flickwerk ist? Daß keine ihrem Endzwecke ein Genüge thut? — — — — Das ganze Geheimniß liegt darin: daß der Mensch selbst keine Maschine ist. Ein freies Wesen kann seiner Natur nach durch kein Maschinenwerk, wie fein und künstlich es auch ausgedacht sei, zum Zweck seines Daseins gebracht werden; weil es ewig unmöglich bleiben wird, diesen Zweck jemals durch andere Mittel als durch den richtigen Gebrauch seiner Vernunft und seines freien Willens zu erhalten. Eine auf freiwillig angenommenen Grundsätzen ruhende Regierungsform ist bei weitem nicht hinlänglich, einen Staat glücklich zu machen, und es ist ein großer Irrthum, sich einzubilden, man hätte Alles, oder auch nur das Wichtigste gethan, wenn man einem Volke, das sich bei seiner dermaligen Staatsverfassung übel befindet, eine andere, bessere, oder vielmehr besser *scheinende*, geben könnte."

Beide Sätze, die beim oberflächlichen Lesen einander zu widersprechen scheinen könnten, ergänzen und erklären einander vielmehr. Mit einer Constitution ist es nicht gethan, und am wenigsten mit einer, welche, wie die von 1791 und 1793, das Staatswesen zu einer Maschine herabwürdigt. Nichts desto weniger aber bedarf es, wenn die Dinge einmal so weit gekommen sind, daß Alles in Frage gestellt ist, einer gewissen ganz allgemeinen Auseinandersetzung zwischen den Fürsten und ihren Völkern. Daß der Verfasser dies mehr der erstern als der letztern wegen für

unerlaßlich hält, geht aus dem Anlaß hervor, bei welchem er diese Forderung ausspricht. Auch sagt Juno am Schlusse der Berathung ausdrücklich: „Wir müssen auf Mittel bedacht sein, meine Freundinnen, die Hirten der Völker zu überzeugen, daß sie für ihre eigne Sicherheit und Ruhe sowol, als für ihren Ruhm nichts Besseres thun können, als Elisens Vorschlag ungesäumt ins Werk zu setzen.“

Zur Kenntniß der Meinungen unseres Autors über die ihn so sehr beschäftigende große Weltbegebenheit gehört auch der Schluß des Goldnen Spiegels in einer um diese Zeit besorgten neuen Ausgabe. Die erste hatte er geendet oder abgebrochen bei einem durch die Einrichtungen des weisen Tifan erzeugten Blütenstand des Reiches Scheschian. Der neue Anhang enthält die Schilderung des Umsturzes dieser Monarchie. Längst vorbereitet durch immer mehr um sich fressende innere Schäden, wird er vollends herbeigeführt durch neue Steuerforderungen zur Zeit einer Hungersnoth, worüber das Volk sich empört und die Schlösser der Vornehmen, die es als seine Tyrannen ansieht, plündert und zerstört. Der König wird in seinem eignen Palaste eingekerkert und, bei einem mißlungenen Versuche zu entfliehen, der Wuth des Pöbels preisgegeben. In dem sich immer heftiger entzündenden Bürgerkriege behalten die Verworfensten die Oberhand, weil sie sich Alles erlauben, und das unglückliche Volk von Scheschian wird an den Rand des Unterganges gebracht.

So copirt der sonst so erfindungsreiche Verfasser hier die Geschichte der französischen Umwälzung. Der Grund liegt am Tage. Seine Meinung über die Ursachen derselben will er erkannt wissen in denen, die er als die in Scheschian wirksamen beschreibt: die tief in der mensch-

lichen Natur liegende Tendenz zum Sittenverfall, und daß Tifan, bei aller seiner sonstigen Weisheit, die großen Fehler begangen hatte, „den erblichen Adel durch das ausschließliche Recht auf die obersten Staats- und Kriegsämter hoch über alle übrigen Classen zu erheben, und seinen Nachfolgern im Königthum eine größere Macht einzuräumen, als mit der Sicherheit seiner Gesetzgebung, von welcher doch die Sicherheit seines Volkes abhing, in die Länge bestehen konnte."

Man sieht, wie die von den französischen Begebenheiten dargebotenen Erfahrungen unsern Verfasser belehrt haben. Er ist zurückgekommen von dem Glauben an die Schutzwehr gegen die einherrische Allgewalt, die er in einem frühern Abschnitte des Romans (oben S. 214.) für zureichend gehalten hatte. Im Allgemeinen bleibt aber die Ueberzeugung stehen: wenn Sittenverfall und politische Fehler zusammenwirken, gehen die Staaten zu Grunde. Nun lassen sich diese durch rechte Einsicht vermeiden; was aber kann jenen verhindern oder hemmen? Nach Wielands Ansicht nichts Anderes, als Erhaltung oder Wiederherstellung von gesellschaftlichen Zuständen, welche der Einfachheit der Natur noch nahe stehen. Unter welchen Bedingungen eine solche Wiederherstellung möglich sei — dies zu zeigen, wurde jetzt auch der Danischmend weiter geführt und zum Abschluß gebracht. Hier gelingt es dem Weisen, Jemal dem Jammer, welchen jene mönchischen Verderber über das Land gebracht hatten, wieder zu entreißen. Alle Gegenstände und Werkzeuge der Ueppigkeit werden vernichtet, oder über die Grenze geschafft; durch eine neue Vertheilung der Grundstücke nach der Norm des

frühern Besitzes wird die Gleichheit wieder hergestellt; „und da die Bethörung dieses gutartigen Volkes nicht lange genug gedauert hatte, daß das Gift der Verderbniß bis in den Grund des Herzens hätte eindringen können, hatte der Weise die Freude, den Geist der Mäßigung, des Fleißes, der Eintracht und der Zufriedenheit eher wieder in Jemal herrschen zu sehen, als er selbst gehofft hatte.“

Da Sittenverderbniß aber in den modernen europäischen Staaten unglücklicher Weise schon sehr lange geherrscht hat, was bleibt, um eine moralische Verbesserung für sie zu erwarten, übrig, als Arbeit an der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts, auf welche Wieland in seinen Schriften vielfach hinweis't?

1794. Dritte Ausgabe des Agathon.

Die eben erwähnten neuen Drucke des Goldnen Spiegels und des Danischmend gehören der Ausgabe der sämmtlichen Werke an, deren Verlag Göschen übernommen hatte. Sie beschäftigte unsern stets feilenden, bessernden, ändernden, umschmelzenden Verfasser nicht wenig. Er stellte den Agathon an die Spitze, als das Werk, welches Auskunft gibt über den Weg, auf dem er zu der Geistesstimmung gelangt war, die ihn seit dem Eintritt seiner Reife beherrschte, und also nach seiner Meinung auch dem Leser den wahren Schlüssel reicht zum Verständniß seiner Werke.

Hier mußte sie denn auch endlich kommen, jene seit fast dreißig Jahren schon zweimal verheißene Darstellung der Lebensphilosophie des Archytas, oder sie kam nie. Die Erwartung dieses Abschlusses war beim deutschen Publicum schwerlich so groß, wie Wieland sie sich vorstellte, als er beschloß, sie zu befriedigen. Ein Gespräch zwischen Agathon und Archytas, worin sie enthalten ist, und ein Besuch

des Hippias beim Agathon, als dieser in Syrakus gefangen ist, bilden die wichtigsten Zusätze dieser dritten und letzten Bearbeitung.

Hippias findet seinen ehemaligen Freund, aus dem er so gern seinen Schüler und Gesinnungsgenossen gemacht hätte, in einem Gemüthszustande, welcher der Annahme seiner Lehren höchst günstig scheint. „Ich verlor — diese Betrachtung hatte Agathon eben in einem Selbstgespräche angestellt — ich verlor die Gunst des Fürsten, weil ich mich nicht entschließen konnte, sein und des Landes wahres Interesse zu verrathen, niederträchtig zu handeln, ein Schmeichler, ein Kuppler zu werden, weil ich nicht von mir erhalten konnte, Alles recht und anständig zu finden, was nützlich ist. O gewiß, Hippias, deine Begriffe, deine Maximen, deine Moral, deine Staatskunst gründen sich auf die Erfahrung aller Zeiten." Wie nun aber Hippias selbst ganz unerwartet bei dem Gefangenen erscheint und ihm durch seine Vermittelung Rettung aus der drohenden Gefahr, das Leben zu verlieren, und Befreiung anbietet, lehnt er sie ab, weil er dann sein künftiges Leben den Grundsätzen des Sophisten hätte anbequemen müssen, und gibt dadurch einen vollgültigen Beweis endlich erlangter Charakterfestigkeit.

Der philosophische Lehrvortrag des Archytas ist eine auf den Glauben an das Uebergewicht des geistigen Princips im Menschen gegründete Tugend- und Gotteslehre. Die Ideen „von einer unsichtbaren Welt, die der Typus der sichtbaren ist, von Gott, als dem obersten Gesetzgeber dieser beiden Welten, von der ewigen Fortdauer aller Bürger der Stadt Gottes, und von den Stufen, auf welchen die verschiedenen Classen der Wesen sich dem uner-

reichbaren Ziele der Vollkommenheit ewig nähern," haben den Archytas zu der Ueberzeugung geführt, „daß der thierische Theil des menschlichen Wesens von dem geistigen, nicht umgekehrt der letztere von dem erstern regiert werden müsse; daß ein rastloser Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit das einzige Mittel sei, wodurch der Verderbniß unserer Natur und den Uebeln aller Art, die sich aus ihr erzeugen, abgeholfen werden könne; und daß dieser innerliche Krieg in jedem Menschen so lange dauern müsse, bis das zum Dienen geborne Thier die weise und gerechte Herrschaft der Vernunft anerkennt und willig dulden gelernt hat."

Und dies soll ein Ergebniß sein, welches mehr als ein Vierteljahrhundert bedurfte, um zu reifen, um dem Publicum endlich als die Erfüllung eines vor so langer Zeit gethanen Versprechens vorgelegt zu werden?

Gruber hat zu Gunsten seines Autors manches Unbegründete gesagt, aber etwas so Unbegründetes wie das Urtheil über die letzte Gestalt des Agathon schwerlich. „Durch die hier erscheinenden Veränderungen und Zusätze ist Agathon erst geworden, was er seiner Bestimmung nach werden sollte, aber nicht geworden war. In dieser Ausgabe von letzter Hand findet man die völlige Ausgleichung zwischen Schwärmerei und Unglauben, Zweifelsucht und Vernunftglauben. Die mit edler Würde hier ausgedrückte Selbsteinigkeit eines Weisen ist der Gewinn eines langen Lebens. Wie im Agathon der Jüngling Wieland, so stellt sich Wieland, der gereifte Mann, im Archytas dar."

Nun, dann wäre der Gewinn eines langen Lebens ein jeder tiefern Begründung ermangelnder, vielfältig von Andern vorgetragener, trivialer Theismus gewesen. Es ist

nicht glaublich, daß dies Wieland entgangen ist. Schwerlich war, was er dem Archytas in den Mund legt, seine wahre und volle Ueberzeugung. Gewiß hatte er viele Jahre ehrlich geglaubt, er werde aus der Skepsis, in die er immer wieder zurückfiel, einmal gründlich herauskommen, und gehofft, er werde dem Agathon alsdann einen ihn selbst und Andere völlig befriedigenden Schluß geben können; aber diese Erwartung hatte ihn immer getäuscht. Er war geblieben, was er seit der Epoche seiner Reife immer gewesen war und auch ferner blieb, mehr als zur Hälfte Skeptiker, und gemäßigter Eudämonist. Das hat er später deutlich genug gezeigt. Er fand aber auch moralisch-philosophische Grundsätze wie die hier vorgetragenen sehr achtungswerth und in manchen Augenblicken auch wol für ihn selbst annehmbar, und da sie ihm besonders geschickt schienen, der laxen Moral, die man den frühern Ausgaben vorwarf, ein Gegengewicht zu geben, so hielt er sich als Dichter, der ja auch in den Besten seiner Personen nicht völlig aufzugehen braucht, für befugt, sie als ein schließliches Beruhigungsmittel für Die, welche eines solchen bedürften, hinzustellen.

Als ein in sich zusammenhängendes Ganzes aber hat der Roman durch diesen Zusatz verloren, und nicht gewonnen. Das vorgebliche System des Archytas muß sich nothwendig den, hier orphisch-pythagoräisch genannten, eigentlich platonischen, Lehren nähern, und dadurch kommt der Verfasser ins Gedränge. Denn der alte Grundgedanke des Buches, welcher — wie er auch sonst beschaffen sein mag — mit vieler Energie durchgeführt ist, beruht auf dem Schaden, den das sittliche Handeln durch Hingebung an die platonische Ideenlehre leidet. Zwar sagt Archytas:

„Der Einwurf, daß der Glaube einer Verknüpfung unsres Geistes mit der unsichtbaren Welt gar zu leicht die Ursache einer der gefährlichsten Krankheiten des menschlichen Gemüthes werden kann, ist von keiner Erheblichkeit. Denn es hängt ja bloß von uns selbst ab, dem Hange zum Wunderbaren die Vernunft zur Grenze zu setzen.“ — Aber diese Lösung des Widerspruchs, oder vielmehr diese Ausflucht, ist sehr unbefriedigend. Denn der frühern Verurtheilung des Platonismus lag gerade die Meinung zu Grunde, daß er nothwendig zur Schwärmerei führen müsse; und diese Meinung scheint in der letzten Ausgabe so gut hindurch wie in den frühern, weil sie mit der ganzen Seelengeschichte des Helden verwachsen war und daher nicht weggenommen werden konnte. Aber das Gespräch Agathons mit Archytas ließe sich bequem herausschneiden. Es enthält eine Ueberzeugung, die sich nicht aus den Schicksalen des Helden entwickelt hat, und bleibt auf sein weiteres Leben und die Ziele, die er verfolgt, ohne Einfluß.

1799. Gespräche unter vier Augen.

Noch lange Zeit wurden Arbeiten unsres Dichters an neuen Erzeugnissen von größerer Art durch die Beschäftigung mit den alten für die Sammlung gehemmt; aber der Beurtheilung der sich immer weiter, für das deutsche Vaterland immer bedrohlicher entwickelnden Zeitbegebenheiten konnte und wollte er sich nicht entschlagen. Er widmete ihr Nebenstunden, und wandte wieder die dialogische Form an. So entstanden die Gespräche unter vier Augen, welche als 31ster Band der Sämmtlichen Werke erschienen, nachdem ein guter Theil derselben schon im Neuen deutschen Mercur gestanden hatte. Diesen Zusatz hatte seit 1790 der Titel der Zeitschrift erhalten, ohne

daß sie dadurch ihr altes Ansehen, das allmählich abgenommen hatte, wiedergewonnen hätte. Auch zog sich nach einigen Jahren Wieland von der Redaction, die ihm einst so viele Noth gemacht hatte, zurück, und überließ sie der Hauptsache nach dem litterarisch über Alles betriebsamen und geschäftigen Böttiger.

Man sollte meinen, die Regierungsweise des Directoriums hätte hinlängliche Belehrung enthalten über die Vergeblichkeit aller fernern guten Hoffnungen von einer demokratischen Republik in Frankreich. Aber es gab noch immer Leute, welche von ihr, für dies Land selbst und für das übrige Europa das Heil erwarteten. Diesen die Augen zu öffnen, ist ein Hauptzweck der neuen Gespräche. Der Autor ermüdet nicht, die Frage von verschiedenen Standpunkten aus zu beleuchten. Gerade das Gegentheil von einer solchen Republik — straffe Alleinherrschaft ist, nach seiner Behauptung, das einzige übrig bleibende Mittel, die verloren gegangene Ordnung, Ruhe, Festigkeit wieder herbeizuführen. In dem zweiten, im Märzstück des Mercur von 1798 gedruckten Gespräche „Ueber den neufränkischen Staatseid: Haß dem Königthum" zwischen Wilibald und Heribert, meint der erstere am Schlusse: weil man denn keinen König mehr wolle, müsse man einen Dictator erwählen. „Es muß — führt er dann weiter aus — ein liebenswürdiger junger Mann sein, von großem, hohem Geiste, von den größten Talenten in Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von eben so viel Klugheit als Muth, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ein Andrer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen,

sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann sein, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen gibt, und dessen Genius alle Anderen in Respect zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein Anderer als ein solcher könnte Euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution Euch geworfen hat, nichts helfen. — Er darf aber, aus vielerlei Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie sein; und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. — Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn, durch einen Glücksfall, den man wol in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden." Heribert. „Buonaparte also!" Wilibald. „Wer anders?"

Dieser Rathschlag, der sich als ein Blick in die Zukunft erwies, ist gewiß sehr merkwürdig. Nur über die Eigenschaften des Herzens und der Gesinnung, nicht über die des Geistes des mit so großem Eifer Empfohlenen, hat sich Wieland getäuscht. Hätte er über jene so klar gesehen, wie über diese, so würde er auch gewußt haben, daß Buonaparte die Wahl nicht abwarten, sondern sich selbst an die Stelle setzen würde, für die er ihn der Nation empfahl.

Schwerlich ist Jemand über die Ausführung seines Gedankens so erstaunt gewesen wie der Rathgeber selbst. Und noch weniger hatte er ahnen können, daß ihm, was er für einen harmlosen Traum gab, als ein schweres Verbrechen angerechnet werden würde. Es erschien nämlich im Januar 1800 in einem englischen ministeriellen Blatte, dem St. James Chronicle, ein äußerst heftiger Angriff

auf ihn. „Wie außerordentlich es auch erscheinen möge, heißt es, daß, was ein deutscher Autor sich erkühnt hat, den Franzosen ein Jahr vorher zu rathen, nun buchstäblich von ihnen befolgt wird, so erklärt es sich doch leicht. Denn es ist unmöglich, hier die geheimen Springfedern und Mittel nicht zu entdecken, welche die fluchwürdige und in dem strafbarsten Vorhaben unermüdend beharrende Secte der Illuminaten anzuwenden nicht aufhört. Von ihr inspirirt, hat Wieland das Gespräch geschrieben, um Europa mit ihrem Plane vertraut zu machen."

Ob der Engländer, der sich so vernehmen ließ, an diese Schuld des deutschen Autors wirklich glaubte, oder ob er nur die Gelegenheit ergriff, einen Streich gegen die geheimen Verschwörungen, die man überall witterte, zu führen, ist ziemlich gleichgültig. Wenn aber, wie es doch höchst wahrscheinlich ist, ein Deutscher dahinter steckte, so ist die Anklage noch weit boshafter und verleumderischer, als sie widersinnig und lächerlich ist. Denn ein Deutscher mußte wissen, daß der Angeschuldigte seit geraumer Zeit nicht aufgehört hatte, sich gegen die Grundsätze zu erklären, welche Illuminaten, Jacobiner und ähnliche Umsturzvereine zu verbreiten trachteten, und gegen die Mittel, die sie dazu empfahlen.

Ja, er hatte deswegen Verfolgungen von den Freunden des französischen Republicanismus erfahren müssen. In einem Briefe vom 2. Mai 1798 an Schiller schreibt Goethe: „Wieland ist durch ein heimlich demokratisches Gericht verboten worden, die Fortsetzung seiner Gespräche [der Gespräche unter vier Augen] im Mercur drucken zu lassen." — Das klingt freilich räthselhaft genug; man kann aber annehmen, daß es Einschüchterungen starker Art gewesen sein müssen.

Und jetzt wurde ihm von der entgegengesetzten Seite her die schamlose Verleumdung ins Gesicht geschleudert. Eben nahm der neue Beherrscher Frankreichs den Kampf gegen Deutschland wieder auf, die Spannung war groß, Verblendung und Leidenschaft konnten leicht auch der abgeschmacktesten Denunciation Gehör verschaffen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Wieland sich zu einer ausführlichen Vertheidigung entschloß, welche das Aprilstück des Neuen deutschen Mercur von 1800 eröffnet.

Es ging Wieland wie manchen Andern in den Zeiten politischer und religiöser Aufregung. Wer da weder die Freiheit dem Zwang, noch den positiven Boden der Zerstörungslust Preis geben will, macht sich bei beiden extremen Parteien verhaßt und setzt sich ihren Verdächtigungen aus.

1799. Agathodämon.

(Zu S. 31.)

Die Ausarbeitung des Peregrinus Proteus hatte Wieland auf das Urchristenthum und dessen Verhältniß zu spätern Veränderungen und Entstellungen geführt. Bei der Vollendung des Romans glaubte er gewiß, seine Ansichten darüber genügend vorgetragen zu haben; später aber befriedigte ihn dies nicht; er hatte mit dem Gegenstande abzuschließen gedacht, und sein Interesse daran war vielmehr ein noch lebendigeres geworden. Dies trieb ihn zu einer abermaligen eingehendern Behandlung desselben, und so entstand ein neuer Roman, Agathodämon.

Greise, die nach überstandenen Lebensstürmen, entfernt von den Wohnplätzen der Menschen und in geringer oder gar keiner Berührung mit ihnen, ganz einsam oder als Häupter einer sehr kleinen Familie, mit höchst geringen Bedürfnissen, befriedigt durch den Genuß der Natur, ein

beneidenswerthes Dasein führen, sind Lieblingsfiguren unsres Dichters, weil sie ihm zur Verherrlichung seiner Lebensweisheit besonders geeignet scheinen. Einen solchen Greis findet ein Grieche, Hegesias, den der Autor den ganzen Roman erzählen läßt, in einer fast unzugänglichen Einöde des diktäischen Gebirges in Kreta. In Ehrfurcht gebietender Gestalt tritt er zuweilen plötzlich auf Augenblicke aus seinem geheimnißvollen Dunkel hervor, erweis't den benachbarten Hirten Wohlthaten und wird von ihnen für ein übernatürliches Wesen, für einen guten Dämon (Agathodämon) gehalten. Hegesias gewinnt sofort sein Vertrauen so sehr, daß er sich ihm als der vielbesprochene Apollonius von Tyana zu erkennen gibt. Und nun tritt Wieland wieder auf als Umdeuter alter Nachrichten und als Retter eines nach seiner Meinung arg Verlästerten.

Von dem Neupythagoreer Apollonius, welcher dem ersten Jahrhundert nach Chr. angehört, haben wir eine etwa hundert Jahre später von Philostrat aufgesetzte Biographie, die aus dem Leben des Mannes eine Fülle von wunderbaren und erstaunlichen Dingen berichtet. Mehrere darunter erinnern so sichtlich an Lebensumstände und Thaten Jesu, daß einige christliche Schriftsteller gemeint haben, die Biographie sei eine boshafte Parodie, andere, sie sei ein Versuch der Heiden, ihre wankende Religion zu stützen durch Erzählungen von Wunderthaten, welche die des Stifters der christlichen noch überbieten. Aber dann müßten die Begebenheiten des Apollonius ganz die Erfindung des Philostrat oder des Gewährmanns, auf den er sich beruft, sein — was eine höchst unwahrscheinliche, grundlose Annahme wäre. Uebertrieben und zugesetzt haben diese Schriftsteller sehr wahrscheinlich, aber ihre

Grundlage war Volksüberlieferung. Es kann nicht bezweifelt werden: Apollonius ist wirklich in den Ländern, die er auf weiten Reisen durchzog, wie ein höheres, mit übernatürlichen Kräften ausgerüstetes Wesen angestaunt, enthusiastisch gepriesen und vergöttert worden. Höchst wahrscheinlich war er ein gewandter Gaukler, der die Wundersucht der Zeit mit großem Geschick auszubeuten, und durch Blendwerke zu täuschen wußte.

Diese oft ausgesprochene Meinung ist es nun, gegen welche sich Wieland im Agathodämon erhebt, er, der sonst unermüdliche Widersacher von Allem, was nur den Schein einer solchen Gaukelei an sich trägt. Schon im Peregrinus Proteus, wo des Apollonius beiläufig erwähnt wird, legt er zu dessen Vertheidigung den Grund durch die Behauptung, daß dumpfe Anstauner, abergläubische Verehrer und kindische Nachahmer des Mannes einfache und natürliche Begebenheiten seines reichen Lebens zu wunderbaren umgestaltet haben, um ihren Meister wenigstens zu einem Halbgott, wo nicht gar zu einem ganzen, in menschlicher Gestalt erschienenen Gott heraufzuschrauben. Dies wird nun im Agathodämon weiter aus- und durchgeführt, indem gezeigt, oder doch wahrscheinlich gemacht werden soll, daß die Ueberlieferungen vom Apollonius „das verzeichnete, überladene, falsch gefärbte und schief beleuchtete Bildniß eines Mannes von seltener Größe und Kraft des Geistes" enthalten. In der sonst schon bekannten Wielandschen Weise — dieser Mischung von ernst gemeinter Auslegung der Ueberlieferung und halb scherzhafter, romanhafter Ausführung — wird ein Theil der Wundergeschichten in natürliche Begebenheiten aufgelös't. Apollonius schildert sich dem Hegesias als einen begeisterten Weisheitsschüler, der,

mitten in dem tiefen Verfalle der stumpf und ganz wirkungslos gewordenen alten heidnischen Religionen, geglüht habe vor Eifer und Begierde, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen und an der Veredelung der verwahrlos'ten Menschheit mit allen Kräften zu arbeiten. Dazu habe ihm nichts geeigneter geschienen, als die Menschen durch einen geheimen Orden ihm Gleichgesinnter im Stillen zu leiten; aber er habe es auch für nöthig gehalten, die Wirksamkeit und den Einfluß dieser Verbindung dadurch zu verstärken, daß er einen Glauben an die alten Götter vorschützte, den er nicht hegte, daß er seine eigene Person in vorgebliche Beziehungen zu diesen Göttern setzte und sich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte, um den Glauben, daß er Wunder thun könne, eher zu bekräftigen als zu zerstören.

Der Geheimbund und das Spiel mit dem Heiligen sind, bei aller Erhabenheit des Zweckes, doch sehr bedenkliche Dinge. Es drängt sich die Frage auf, warum der Verfasser, wenn er einmal die Quellen so frei umdeutete, mit der Rechtfertigung seines Helden auf halbem Wege stehen blieb.

Diese Halbheit würde in der That unerklärlich sein, wenn die Apologie des Apollonius der eigentliche Zweck des Buches wäre. Aber die hohen Absichten des Wundermannes werden nur darum so hervorgehoben, damit sie noch ungleich höheren zum Fußgestell dienen. Sie werden nur darum durch die Unlauterkeit einiger angewandten Mittel getrübt, damit diese höheren, von allen solchen Flecken freien, desto glänzender strahlen. Apollonius hat die Ehre als sechs und neunzigjähriger hochbeglückter Greis die Hauptrolle in einem Wielandschen geschichtlichen Roman zu spielen, schwerlich einem andern Umstande zu verdanken,

als diesem Zwecke, welcher erst im letzten Viertel des Ganzen zum Vorschein kommt.

Es ist die letzte und höchste der Mittheilungen an den staunenden Hegestas, der bis dahin von den „Christianern" nur als von einer „lichtscheuen und menschenfeindlichen Art von Schwärmern" gehört hatte. „Unter meinen Zeitgenossen — verkündet ihm Apollonius — hat ein Mann gelebt, der das war, was ich schien, und der bloß durch das, was er war, ohne alle Geheimnißanstalten, Kunstgriffe und Blendwerke, auf dem geradesten Wege und durch die einfachsten Mittel, zum Heil der Menschheit zu Stande bringen wird, was ich vermuthlich durch die meinigen verfehlte. ... Ich glaubte nicht an die Götter, deren Dienst ich reinigen wollte; ich wußte sehr wohl, da ich mich für ihren Gesandten ausgab, daß sie mich nicht gesandt hatten. Meine Andacht zu ihnen, die Mirakel, die ich that, alles das war absichtliche Täuschung, die der Zweck allein rechtfertigen sollte. Jener hingegen wollte nicht täuschen, er glaubte auch der zu sein, für den er sich gab, er trug den Gott, von welchem er sich gesandt glaubte, in seinem Busen. Was er that, glaubte er durch Gott, bloß um Gottes Willen, zu thun, und ich bin versichert, daß er eben dadurch viel Wunderbares that. Sein Verhältniß zu seinem Gott war so zart und innig, daß er sich ihn nicht anders als seinen Vater denken konnte, denn er fühlte sich selbst als seinen Sohn, und der unbedingte Gehorsam, die gänzliche Ergebung, das alle Proben aushaltende Vertrauen, das ihn selbst im Tod am Kreuze nicht verließ, sind Gefühle und Gesinnungen eines Sohnes, wie es wol vor ihm noch keinen gegeben hat, für einen über Alles geliebten Vater. Den Willen seines Vaters zu thun,

das Geschäft, wozu er von ihm in die Welt gesandt zu sein glaubte, mit Eifer und Treue auszurichten, war das Einzige, was er suchte und wofür er allein lebte. Alles Andere war ihm nichts; er begehrte nichts und fürchtete nichts, dachte nie an sich selbst, hatte keinen selbsterfundenen Plan auszuführen, noch für die Mittel dazu zu sorgen, sondern überließ dies Demjenigen, dem er, als sein bloßes Werkzeug, mit dem Gehorsam eines treuen Knechts und mit dem theilnehmenden Eifer eines liebenden Sohnes diente. Du siehst von selbst, wie weit der Mann, der die ganze Theorie dessen, was jeder Mensch zur Erfüllung seiner moralischen Bestimmung und zum Aufstreben nach dem höchsten Gipfel menschlicher und geistiger Vollkommenheit von nöthen hat, auf so kindlich einfältige Principien zurückführte, uns andere, mühselige Verbesserer und Veredler der Menschheit, so viel unser sind, hinter sich gelassen hat."

Alles, was dann weiter über das Werk Jesu und seine Durchführung und über die erste Verbreitung der christlichen Religion gesagt wird, strebt zwar, das Uebernatürliche zu beseitigen, ist aber sonst warm apologetisch gehalten. In welchen scharfen Gegensatz mit diesem Heil für die Menschheit der Autor die Entwickelung der Hierarchie stellt, ist schon oben im Text angegeben.

1800—1802. Aristipp und einige seiner Zeitgenossen.

(Zu S. 33.)

Und nun, nachdem er in der dritten Ausgabe des Agathon und im Agathodämon den Forderungen einer strengen Pflichtenlehre und einer auf historischer Grundlage ruhenden Religionslehre Genüge gethan zu haben meint, hält Wieland, der angebornen Neigung folgend,

sich für berechtigt, Meinungen und ein ihnen gemäß geordnetes Leben zu schildern, in welchen dem Erlaubten die Grenzen nicht durch abstracte Grundsätze gezogen sind, sondern durch Adel der Gesinnung, Humanität, feines Gefühl und guten Geschmack, wenn die strenge Moral auch zu manchen, von einer solchen Stimmung gestatteten Handlungen den Kopf schütteln sollte. Es war Wielands Absicht, hier das Spiegelbild eines Eudämonismus zu geben, wie er sich durch einen glücklichen Zusammenfluß von Umständen finden kann, mehr im Leben, als in der, durch das Wort, in dem sie sich zusammenfassen muß, immer beengten und Mißverständnissen ausgesetzten Lehre.

Dieser Zusammenfluß der günstigsten Umstände aber, wo wäre er zu finden, wenn nicht in Hellas, auf der Höhe seiner feinsten Geistesentwickelung? Und welchen andern Meister gefälliger Lebensweisheit konnte unser Autor hier in den Mittelpunkt treten lassen, als den Aristipp?

Mit nicht geringem Behagen und froher zuversichtlicher Aussicht auf das Gelingen ging er an die Arbeit. „Es war endlich einmal Zeit — sagte er in einer Unterredung —, daß ich ein solches Werk begann. Eigentlich habe ich die Personen und Sachen, die darin vorkommen, schon von Jugend an in der Seele getragen, und zum Theil auch, mehr oder minder historisch, zum Besten gegeben. Aber nun erst ist es für mich die rechte Zeit, das classische Griechenthum in einer seiner anziehendsten und inhaltreichsten Perioden zu überschauen und zu behandeln. Hoffentlich wird es mir in meinem schon begonnenen Greisenalter nicht an Jugendfrische fehlen. Das schöne und reiche Menschenleben in jener Griechenzeit, die ich mit meinem Aristipp durchleben und durchschmecken will, wirkt schon

an und für sich wie die Quelle der Jugend, welche unsre romantischen Ritterhelden suchten und nicht fanden." (Gruber Bd. LIII. S. 278.). Und an seinen Verleger schrieb er: „Sie werden finden, daß ich allen meinen Werken dadurch die Krone aufsetze, und daß funfzig Jahre meines vergangenen Lebens dazu nöthig waren, um mich fähig zu machen, dieses Buch zu schreiben."

Aristipp hatte, wie wir gesehen haben (S. 201 fg.), schon im Leben ein Traum seine Rolle gespielt, Goethe sogar dessen System, als das, zu dem Wieland sich selbst bekannte, bezeichnet, was dieser nicht zugeben wollte. Und schon früher, schon in der ersten Ausgabe des Agathon, war seine Vorliebe für den Philosophen von Cyrene deutlich hervorgetreten, und mit großer Bitterkeit hatte er sich gegen Die erklärt, welche „den guten Aristipp für einen Wollüstling ausschrieen, dessen ganze Philosophie darin bestehe, daß er die Forderungen unsrer sinnlichen Triebe zu Grundsätzen gemacht, und die Kunst gemächlich und angenehm zu leben, in ein System gebracht habe." — Was er aber zur Vertheidigung des Angeklagten vorgebracht hatte, weis't nur den ersten Punkt zurück, den zweiten, die Systematik der Gemächlichkeit, räumt er ziemlich ein, wenn auch die Worte anders lauten. Aber wir wissen auch von der Lehre des Mannes nicht viel mehr, als daß er die Lust (ἡδονή) für das höchste Gut erklärt hat; zu genaueren Bestimmungen reichen unsre Quellen nicht aus. Wir wissen nicht, was in den überlieferten Lehrsätzen dem Aristipp selbst angehört und was seinen Nachfolgern in der Schule, bei der auch keineswegs Alles feststand, die sich vielmehr in einem gewissen Schwanken über die Grundsätze der Moralphilosophie befand (Tenne-

mann, Gesch. d. Philos. Bd. II. S. 100. Brandis, Gesch. d. gr.-röm. Philos. Th. II. Abth. 1. S. 104 fg.). Indeß haben Aristipps Bedeutung als Sectenhaupt und die Formulirung seiner Lehre nur für die Geschichte der philosophischen Systeme Interesse; ein weit allgemeineres nimmt er als Mensch in Anspruch. Hier kommt zur Frage nicht seine Ansicht von dem Verhältnisse der natürlichen Triebe zu irgend einem geistigen Gesetze, sondern die vom Verhältniß des Menschen zu den ihm entgegentretenden, erscheinenden Dingen. Ihn von diesem Standpunkte zu betrachten fand Wieland, funfzehn Jahre nach jenen Aeußerungen im Agathon, Gelegenheit in seinem Commentar über die Briefe des Horaz. Aus den Stellen, wo Aristipp dort vorkommt, schließt der Erläuterer auf folgenden Kern seiner Lehre: den Weisen müsse seine Denkart dahin führen, daß er sich frei und unabhängig erhält, während die ganze Welt sein ist; daß er Alles genießen und sich in Alles schicken kann.

Dieses „sich in Alles schicken können" war denn auch praktisch die Sache und die Meisterschaft des Aristipp, wie Horaz von ihm rühmt: Alles stand ihm wohl an, jede Farbe, jede Lage; nach höherem Glücke strebte er, blieb aber zufrieden mit Allem, was ihm beschieden war.

Ueber diese erstaunliche Lebekunst des Mannes konnte Horaz doch noch ungleich besser urtheilen, als wir, denen aus seinem Leben und Treiben fast nichts zugekommen ist, als Anekdoten, von welchen wir sagen können, wie von dem größern Theile aller über berühmte Männer überlieferten: es ist viel wahrscheinlicher, daß sie erfunden sind, um etwas Allgemeines anschaulich zu machen, als daß sie sich erhalten haben durch das Frappante in ihnen. Aber

auch in diesen Anekdoten malt sich Aristipp, wie er gewesen sein muß, und für besonders echt dürfen wir seinen Ausspruch halten: Ich halte, ohne gehalten zu werden. — „Allein — bemerkt hierzu ein eben so feiner als gründlicher Kenner des griechischen Alterthums — das vermochte nur er, und vermögen nur Menschen wie er, die zu den seltensten Erscheinungen gehören." (Lehrs, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum S. 163.).

Streng sein konnte eine solche Sittlichkeit unmöglich, ja, getrennt von dieser außerordentlichen Persönlichkeit hörte sie überhaupt auf Sittlichkeit zu sein. Darüber täuschte sich Wieland gewiß nicht, als er Aristipp zum Helden eines weitschichtig angelegten Buches machte, und, wenn auch nicht in Absicht auf sein eigenes Leben, doch auf die Gebiete, durch die er die Leser führte, durfte er das Verhältniß seines Aristipp zu seinem Archytas und seinem Agathodämon als bezeichnet erachten durch Horazens Worte (Br. I, 1, 13—19. nach Döderleins Uebersetzung):

Keinem der Meister ergeb' ich mich ganz, noch bet' ich ein Wort nach,
Wo mich der Sturm hintreibt, da land' ich, da kehr' ich als Gast ein;
Stürze mich bald, ein geschäftiger Mann, in das staatliche Leben,
Gleich einem strengen Beschützer und Hort der echtesten Tugend;
Sinke verstohlen zurück in die Aristippische Weisheit,
Suche die Welt mir selbst, nicht mich ihr dienstbar zu machen.

Ja, er konnte sich gegen alle Mißdeutungen, als ob er die strengeren Grundsätze schon wieder ganz vergessen habe, völlig geschützt glauben durch eine Stelle im Agathodämon,

da er gewiß an Diejenigen, die er sich zu Lesern wünschte, die Forderung stellte, daß sie seine Werke im Zusammenhang lesen und das eine auf das andere bezögen.

Den Agathodämon läßt er nämlich ethische Grundsätze aussprechen von der Art des Archytas und dabei äußern, er habe es für Pflicht gehalten, dem Hange zur Lust zu widerstehen, wiewol er es einem Aristipp nicht habe ableugnen können, „daß dieser Hang, durch Vernunft veredelt, geläutert und gemäßigt, glücklich organisirte und unter besonders günstigen Gestirnen geborne Menschen auf einem sehr angenehmen Wege zu einem nicht gemeinen Grade von sittlicher Vollkommenheit, innerer Harmonie, Zufriedenheit und Lebensgenuß führen könne."

Damit ist der dem geschichtlichen Charakter des Philosophen entnommene Grundton angegeben, in welchem das Buch, das sein Leben und seine Grundsätze entwickeln soll, geschrieben ist. Aber eine Schilderung dieser feinen Schwebe zwischen dem Leben, das man lebt, und der Ueberzeugung, die es begleitet, ist sehr schwierig und war gar nicht durchzuführen, wenn der Autor in eigener Person erzählte, schilderte, und sich dann nicht enthielt, sein eigenes Urtheil einzumischen. Dies zu vermeiden, mußte er Alles, die Handlungen wie die Stimmungen, aus denen sie hervorgehen und von denen sie begleitet sind, von den Personen selbst beschreiben lassen, wozu die Briefform sich von selbst und mit Nothwendigkeit darbot. Er hat sich ihrer mit großem Geschick bedient und einen unschätzbaren Vortheil daraus gezogen. Schwerlich wird ein Briefschreiber eine Begebenheit, an der er selbst Theil hat, mit völliger Unbefangenheit darstellen, schwerlich einen Menschen, dessen Natur- und Weltanschauungen der seinigen entgegengesetzt

sind, ganz richtig beurtheilen. Zuweilen wird ein anderer Briefschreiber ihn berichtigen; öfters bleibt diese Berichtigung dem Leser überlassen, der sie, je mehr er in den Charakter des Schreibenden eingedrungen ist, um so leichter vollzieht. Es entsteht dadurch eine feine, sich über das Ganze lagernde Ironie, die dem Verfasser nirgends so gut gelungen ist, wie hier, weil sie aus der Darstellungsform von selbst hervorgeht. Nirgends ist er für das, was er seine Personen sagen läßt, weniger verantwortlich, nirgends darf man ihn deswegen weniger beim Worte nehmen. Die Urtheile über Menschen und Dinge lassen zuweilen eine tiefe Auffassung sehr vermissen, zuweilen aber bezeugen sie eine feine Beobachtungsgabe. Kurze oder ganz fragmentarische geschichtliche Ueberlieferungen und Andeutungen, Witzworte u. dergl. haben, nach Wielands, aus seinen frühern Werken wohl bekannter, bald sehr treffender, bald allzusubtiler Weise, eine sinnreiche, vergeistigende Auslegung erhalten; zuweilen sind sie auch in ihr Gegentheil umgedeutet. Es fehlt natürlich nicht an erdachten Situationen; manche sind glücklich erfunden und allerliebst ausgeführt. Auch auf die Entwickelung der Gedanken und Empfindungen und auf den stilistischen Ausdruck hat die Briefform vortheilhaft eingewirkt. Das Weitschweifige und Redselige ist nicht ganz verschwunden, tritt aber weniger hervor als sonst.

Da Aristipp geschildert werden soll wie er lebt und — bei aller Herzenswärme, die ihm keineswegs abgesprochen wird — das Leben als ein großartiges Spiel faßt, kann die Auseinandersetzung seiner Lebensweisheit als System glücklicherweise sehr zurücktreten. Was noch am bestimmtesten als Formulirung desselben gelten kann, läßt Wieland

einen Freund an den Aristipp schreiben. „Nur mit Unwillen könne er hören, wie dieser von einigen Sokratikern verleumdet werde. Sie streuen aus, daß er die Wollust, und zwar bloß die körperliche, für das höchste Gut erkläre, da ihm die Sinnenlust doch nur eben so wol ein Gut heiße als irgend ein anderes. Die Hedone sei ihm nicht Genuß wollüstiger Augenblicke, sondern dauernder Zustand eines angenehmen Selbstgefühls, worin Zufriedenheit und Wohlgefallen am Gegenwärtigen mit angenehmer Erinnerung des Vergangenen und heiterer Aussicht in die Zukunft ein so harmonisches Ganzes ausmachen, als das gemeine Loos der Sterblichen nur irgend gestatten will."

Unter diesen Sokratikern, welche als Gegner, hier sogar als Verleumder des Aristipp bezeichnet werden, ist Niemand anders als Plato zu verstehen, auf den aber sonst nicht bloß solche halbverdeckte Streiche fallen, sondern der häufig genug mit seinem Namen auftritt, um bestritten zu werden. Durch diese, bei jeder Gelegenheit zum Vorschein kommende und zuweilen recht gezwungen herbeigezogene Polemik gegen Plato und seine Philosophie wird man am unangenehmsten berührt. Zwar hat auch dies sein Gegengewicht. Es werden in Plato's Werken glänzende Eigenschaften anerkannt und gepriesen, und mit Wärme. Auch kann der Verfasser nur gemeint haben den Philosophen zu heben, wenn er den Hippias mit Verachtung von ihm sprechen läßt, da man ja aus dem Agathon weiß, wie tief Wieland diesen Sophisten und sein Urtheil stellt. Aber große Bitterkeit gegen Plato, die unser Autor nicht los werden konnte, seitdem er hauptsächlich ihm die Verirrungen seiner Jugend zuschreiben zu müssen glaubte, behält

doch die Oberhand und versteigt sich sogar bis zu einer von Aristipp einem Freunde mitgetheilten, sehr ausführlichen Kritik der Bücher vom Staate. Dergleichen war nun Wielands Sache gar nicht, und doch hat er auf diese Arbeit, wenn wir Gruber Glauben beimessen dürfen, einen großen Werth gelegt. Er hätte sie aber schon darum in sein Werk nicht einlegen sollen, weil sie aus dessen Charakter und Absicht herausgeht.

Den Plan, den er einmal hatte, es mit einem fünften Bande abzurunden, hat er nicht ausgeführt. Es würde ihm auch unmöglich gewesen sein, das ganze noch übrige Leben des Aristipp im Raume eines einzigen Bandes zu schildern, wenn die Ausführung der Darstellung in den herausgegebenen Theilen nur einigermaßen hätte entsprechen sollen. Auch konnte er abbrechen, ohne das Werk nach seiner innern Beziehung unvollendet zu lassen. Denn wohlweislich hat er den Charakter seines Helden ganz aus der ursprünglichen Anlage seiner Natur hervorgehen lassen, so daß eine Entwickelung desselben aus mannigfaltigen Lebensschicksalen für eine genügende Zeichnung seines Bildes nicht nöthig war.

Anders steht es mit der zweiten Hauptperson, der Lais, deren der Verfasser bedurfte, um dem männlichen Repräsentanten des feinen Eudämonismus einen weiblichen gegenüber zu stellen. Ihre letzten Schicksale mußten an eine innere Umwandlung geknüpft werden, die durch ein äußeres Ereigniß herbeizuführen war. Vermöge dieser Wechselwirkung der Begebenheiten und des Seelenlebens kann das Werk in Bezug auf die Lais ein Roman genannt werden.

Wem ist unbekannt, daß man im alten Hellas nicht genug zu erzählen wußte von der außerordentlichen Schön-

heit der Lais, von der Unzahl und dem Eifer der Bewerber um sie! Unter den Epigrammen der Anthologie, die auf sie gehen, schließt eines, von Antipater von Sidon, so (nach der Uebersetzung von Jacobs):

Als sie erblaßte, zerriß Amathusia trauernd das Antlitz;
Schluchzend im bittersten Schmerz jammerte Kypriens Sohn.
Hätte sie nicht zu gemeinsamer Lust sich verkauft der Umarmung,
Hellas hätte für sie Iliums Schlachten erneut.

Die stumme Schönheit kann es aber nicht allein gewesen sein, die so viele Verehrer aus Leuten aller Art um sie versammelte. Daß Wieland nach seiner Ansicht von der Bildung der Hetären dem Geiste der Lais dabei eine große Rolle zugetheilt haben wird, versteht sich von selbst, und er räumte ihm sogar die erste ein. „Ihre Bildung und ihre Liebenswürdigkeit — äußerte er in der angeführten Unterredung — waren noch außerordentlicher als ihre Schönheit und ihr Liebreiz, wie groß diese auch gewesen sein mögen. Ich weiß zwar, mit welchen Complimenten ehrbare Matronen und strenge Sittenrichter über den Gebrauch, den ich von ihr mache, mich beehren werden. Aber es ist nicht meine Schuld, daß das classische Griechenland auch seine Aspasia, Lais, Danae und wenige ihres Gleichen hatte, und daß diese für die Geschichte der Menschheit ein größeres Interesse haben und behalten werden, als Alle, die sich von Gott und der Tugend berufen glauben, das Verdammungsurtheil über sie zu sprechen. Uebrigens wird sich in der Griechenwelt, die vor mir liegt, auch Gelegenheit finden, dem Ehestande, wie ich seines Orts immer gethan habe, alle gebührende Hochachtung zu erweisen, und häusliches Familienwohl, so wie es sein kann und sein soll, als das reinste und voll-

haltigste Glück dieses Lebens darzustellen." Damit deutet er auf die Zufriedenheit hin, die er dem Aristipp aus seiner Ehe erwachsen läßt.

In den Augen der Lais freilich ist der Unterschied zwischen dem geistigen Zustande einer fein gebildeten Hetäre und einer zur Hausfrau erzogenen Griechin ein unermeßlicher. Wenn die griechischen Ehefrauen — läßt Wieland sie sagen, indem sie sich gegen Aristipp über die Wahl ihrer Lebensweise erklärt — auf die Geschäfte des Spinnrockens und des Webestuhls und auf den Umgang mit ihren Mägden, Schwestern, Basen und Nachbarinnen beschränkt, aller Gelegenheit, sich zu entwickeln, beraubt sind, was bleibt da einer jungen Person meines Geschlechts, wenn sie mit der Gabe zu gefallen und einem Geiste, der sich nicht in den engen Raum eines Frauengemachs einzwängen lassen will, von der Natur ausgestattet worden ist, was bleibt ihr anders übrig, als — fährt sie mit einer Umschreibung fort — eine Hetäre zu werden? —

Folgt nun hieraus, daß dieses Argument für den Verfasser dieselbe Stärke hat, wie für seine Heldin, der er es in den Mund legt? Daß er den Unterschied zwischen den ehrbaren und den unehrbaren Frauen bei den Griechen ganz so aufgefaßt hat und von seinen Lesern ganz so aufgefaßt wissen will, wie Die, welche ihn zur Rechtfertigung oder Beschönigung ihrer Wahl mit recht grellen Farben zeichnet? Diese Frage hätte sich der sonst billige und gerechte Jacobs doch wol vorlegen sollen, ehe er Wieland deswegen so hart anklagte, wie er es in der Vorrede zum IVten Theile der Verm. Schriften that, mit einem nicht sehr feinen Seitenblick auf die „Oßmanstädtische" Philosophie.

Uebrigens ist es allerdings Niemand zu verargen, der von keiner Darstellung dieser Art von Geschöpfen durch Poesie oder Redekunst etwas wissen will, als von einer ihnen den Stempel der Verachtung aufdrückenden. Wer es aber über sich gewinnen kann, einmal statt des streng moralischen Standpunktes den rein ästhetischen einzunehmen, wird der großen Individualisirungskunst, die unser Dichter — denn hier hat er ganz als Dichter gehandelt — in dieser Schilderung gezeigt hat, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine Danae und seine Lais — beide sind griechische Hetären aus derselben Periode, aus der Zeit, wo die hohe Bildung in die bedenklichste Ueberverfeinerung umschlug; aber außer ihrem Antheile an der Höhe dieser Bildung, ihrer strahlenden Schönheit und der zu ihrer Lebensweise nothwendig gehörenden Gefallsucht, haben sie nichts mit einander gemein.

Danae's Lebenslauf und Schicksale sind von Anfang an durch Andere bestimmt; schon als Kind wird sie systematisch zur Buhlerin gebildet, und dies Erziehungswerk vollendet der Verführer Alcibiades. Neben der Sinnlichkeit spielen Herz und Gemüth bei ihr eine bedeutende Rolle. Den Agathon liebt sie nicht minder seiner seltenen seelischen Begabung als seiner Schönheit wegen mit schwärmerischer Zärtlichkeit. Darum hält sie sich auch später, da das Schicksal sie mit ihrem Geliebten wieder zusammenführt, für unwürdig, ihn zu besitzen. Reuig und aus freien Stücken büßt sie durch Entsagung. In der von dem Dichter selbst gegebenen Zeichnung ihres Charakters (oben S. 224.) wird dies nicht ganz so anschaulich, wie durch die Vergleichung mit ihrem Gegenbilde.

Bei diesem, der ungleich begabteren Lais, verhält sich

Alles umgekehrt: die Gemüthsbeschaffenheit, die äußeren Schicksale, die innere Wendung. Nach voller, reifer Ueberlegung wählt Lais ihren Stand, und diese Kaltblütigkeit, diese Besonnenheit bewahrt sie sich während des größten Theils ihrer Laufbahn. „In überschwenglicher Lebhaftigkeit des Geistes, üppiger Einbildungskraft, reizend muthwilligem Witz und unerschöpflichen Gaben und Künsten zu gefallen und zu bezaubern" hat sie nicht ihres Gleichen; aber ein zärtlicher Sinn und das Bedürfniß zu lieben scheinen ihr versagt. Bei der vollsten Selbstgenügsamkeit ist Herrschaft über Andere, ohne selbst beherrscht zu werden, das Ideal, das sie zu verwirklichen trachtet. Dies ist es, was das Hetärenleben so anziehend für sie macht. Dadurch meint sie ihm die Schmach zu nehmen. Sie schwelgt in den Huldigungen der Männer, aber nur weil dies ihre Herrschaftslust befriedigt. Alles soll das freieste Spiel, Alles in ihrer Hand bleiben; sie scheint nur anzulocken, um versagen zu können, und am meisten weis't sie mit neckender Anmuth Die zurück, die ihres Sieges schon vollkommen sicher zu sein glauben. Indem der Dichter sie dieses Ideal sich bilden läßt, kann er sie selbst so idealisiren, daß sie ihm nicht zur gemeinen Lustdirne herabsinkt.

Sollte ihr aber dieses Ideal bis ans Ende ausreichen? Sollte sie damit in den sichern Hafen gelangen, von dem sie mit Befriedigung zurücksehen kann auf die Lebensfahrt? Wir würden alle Ursache haben, über Wielands Mangel an sittlichem Sinn zu klagen, wenn es sich so verhielte.

Ueber den Ausgang der historischen Lais haben wir abweichende Nachrichten, was ohne Zweifel daher kommt, daß man verschiedene bekannte Hetären dieses Namens mit

einander verwechselt und verwirrt hat *). Nach einer dieser Erzählungen faßte Lais Liebe zu einem Thessalier, folgte ihm heimlich in sein Vaterland, lebte dort ehrbar mit ihm, wurde aber zuletzt von den thessalischen Weibern aus Neid und Eifersucht über ihre Schönheit ermordet. — Von dieser Erzählung hat Wieland den Thessalier und sein Vaterland herübergenommen, sonst alle Umstände verändert. In einem Alter von fast vierzig Jahren, aber noch immer höchst reizend, muß seine Lais, welche so lange alle schwärmerische, leidenschaftliche Liebe für eine lächerliche Schwachheit hielt, deren sie gänzlich unfähig sei, ihr Herz und ihre Freiheit verlieren an einen der unwürdigsten Menschen, an einen jungen thessalischen Taugenichts, der sie gänzlich unterjocht und ihre Schätze verschwendet, dem sie Alles opfert und zuletzt nach Thessalien folgt, wo er sie nach einiger Zeit verläßt und dem Elende preisgibt. Das Ende durch die wüthenden Weiber würde für Wieland eine äußerlich zu stark hervortretende Tragödie gewesen sein, und zu dem Ton und der Haltung des Ganzen nicht gepaßt haben. Bei ihm mußte sich die Tragödie

*) Man kann schon darum nicht alle Erzählungen von der Lais auf die eine, die zu Korinth lebte und dorthin so viele Liebhaber lockte, beziehen, weil diese, die in der 89sten Olympiade geboren war, alsdann in der 114ten, d. h. in einem Alter von etwa 96 Jahren, ihr Gewerbe noch getrieben haben müßte, was hinausgehen würde über alle Wunder, welche von der Ninon de Lenclos erzählt werden, mit der übrigens unter allen wirklichen Weibern, die je Männerköpfe verwirrt haben, die Wielandsche Lais die meiste Aehnlichkeit hat. Ueber die historische und über die Schwierigkeiten bei der Feststellung ihrer Geschichte vergl. man mit einander die sie betreffenden Artikel von Bayle und von Jacobs a. a. O. S. 398—435.

innerlicher vollzogen. Man erfährt nicht mit Bestimmtheit, wie Lais gestorben sei, aber angedeutet wird, daß sie selbst sich den Tod gegeben.

So hat denn Wieland den beiden Hetären, die er, wie von einem unwiderstehlichen Hange gezogen, mit großer Vorliebe gemalt hat, wenigstens einen Ausgang gegeben, bei dem das moralische Gefühl sich beruhigen kann. Die eine muß ihre Verirrungen durch das Opfer der einzigen edlen Neigung, die sie je gefaßt, büßen, die andere eine strengere Züchtigung erfahren. Eine furchtbare Nemesis muß über Die kommen, welche in stolzer Selbstgenügsamkeit sich vermaß, hinauszuschreiten über die Natur und die Grenzen des menschlichen Herzens und über die Bestimmung des Weibes.

1803. 1804. Menander und Glycerion. Krates und Hipparchia.

Zwei Genrebilder, vom Verfasser mit der Liebe zu griechischen Figuren und Verhältnissen entworfen und ausgemalt, in die er sich durch die lange Beschäftigung mit ihnen in der Arbeit am Aristipp wieder recht hineingelebt hatte. Auch an der Briefform hatte er dadurch so vielen Geschmack gefunden, daß er sie auch bei diesen kleinen Romanen anwandte.

Das Liebesverhältniß des berühmten Menander mit der reizenden Hetäre Glycerion oder Glycera ist historisch. Glycera war die Hauptrolle in einem seiner Stücke, dieser Komödien, deren Verlust zu den empfindlichsten in dem ganzen Schiffbruch der griechischen Litteratur gehört. Ernst hat Wieland das Band, welches den Dichter an Glycera knüpft, in keiner Weise genommen; es wird ohne viele Umstände gelös't, und ohne daß es im Seelenleben der früher durch ihre Liebe Beglückten Spuren zurückläßt.

Menander scheint zuletzt den Liebesverhältnissen ganz entsagen zu wollen. „Ich fühle, sagt er in einem den Roman beschließenden Briefe an einen Freund, daß es hohe Zeit ist, von meinen Verirrungen zurückzukommen, um mich der Liebe der Musen, deren Zauber doch über allen andern geht, gänzlich und einzig zu ergeben.“ Und diese Verirrungen bestehen nach einer frühern Aeußerung in dem Glauben, den er in der Zeit der lebhaften Neigung zu Glycerion gehegt hatte: es gebe in der Liebe etwas über den Sinnengenuß Hinausgehendes, was doch „eitel Zauberwerk und Selbsttäuschung“ sei. Diese frivole Sinnesart läßt sich auch ganz wohl in Uebereinstimmung bringen mit der Vorstellung, die man sich von der Lebensanschauung des historischen Menander, des Freundes und Gesinnungsgenossen des Epikur, machen darf *). Dieser vorherrschen-

*) M. s. Otfr. Müller, Gesch. d. griech. Litter. Bd. II. S. 278. Diese Ansicht wäre freilich unrichtig, wenn O. Ribbeck Recht hätte, welcher (Ueber die mittlere und neuere attische Komödie S. 36.) den Lustspieldichter von „tiefem Schmerz über eine alternde, hoffnungslose Welt“ erfüllt sein läßt. Diese Meinung wird aber schwerlich großen Beifall gewinnen. Anders stellt sich schon das Ergebniß, zu dem Horkel in seiner Schrift „Die Lebensweisheit des Komikers Menander“ gelangt, obschon auch dieser Gelehrte bemüht ist, eine sehr ernste, durch die Lustspiele hindurchgehende Gesinnung nachzuweisen. Sollten aber die Fragmente zu einem systematischen Aufbau der Lebensweisheit des Komikers irgend ausreichen? Schon ganz im Allgemeinen wäre man zu der Annahme berechtigt, daß ein Dichter von Menanders Meisterschaft die auftretenden Personen nicht aus seiner Seele heraus wird haben sprechen lassen, sondern aus der ihrigen. Und nun rühmen die alten Kritiker noch ausdrücklich von ihm, wie alle seine Lebensbilder der Verschiedenheit der Umstände, der Charaktere, der Gemüthsbewegungen angemessen

den Gesinnung entsprechen Haltung und Ton der Darstellung. Man kann von unserm Dichter sagen, daß er in seinen früheren und größeren Werken oft durch die vielen Bedenken, die er lösen will, und durch breite Redseligkeit die Leichtigkeit schwerfällig gemacht habe. Hier, am Ende seiner Laufbahn, ist dies, wie nie vorher, überwunden; hier erscheint der Greis, der das siebzigste Lebensjahr überschritten hat, leicht, zierlich und wie gaukelnd um seinen Gegenstand.

Fast eben so leicht im Ton, aber weit ernster nach dem Sinn und der Bedeutung, ist Krates und Hipparchia. Daß eine höchst unfläthige Geschichte, mit der die Klatschsucht des spätern Alterthums das Andenken dieses philosophischen Ehepaares aus der cynischen Secte beschmutzt hat, ihren Ursprung einem bissigen, aber doch nur symbolisch zu verstehenden Epigramm zu danken hat — mit dieser Vermuthung hat Wieland gewiß Recht. Aber zu einer solchen Rettung wäre nicht ein ganzer Roman erforderlich gewesen. Auch hier bezweckt der Dichter etwas Bedeutenderes.

---

gewesen seien. Jede Person stellte also ihre Betrachtungen nach ihrer Eigenthümlichkeit mit Bezug auf die augenblickliche Lage und auf die Anwesenden an. Darauf nahmen aber die späten Sammler, die nur nach schönen Sentenzen angelten, keine Rücksicht. Wie wenn Jemand ähnliche Excerpte aus Moliere gemacht hätte, ohne alle Rücksicht auf die Personen, welchen die Aussprüche in den Mund gelegt sind? In welchen Irrthum würde da Einer gerathen, der hinterher käme und aus einer solchen Sentenzensammlung auf eine und dieselbe Grundansicht des Dichters schließen wollte! Man wird also Wieland keiner Abirrung von der historischen Wahrheit zeihen können, wenn Menander bei ihm leichtfertig und flatterhaft erscheint.

Würdig aufgefaßt ist die seltsame Richtung der Hipparchia in folgendem Epigramm der Anthologie (nach Jacobs):

Nicht stolz prunkend im Faltengewand, nach der Weise der Frauen,
Hab' ich Hipparchia mir kräftiges Leben gewählt.
Nimmer erfreute mich je der geheftelte Mantel, des Prunkschuhs
Weichliche Zier; auch nicht duftende Netze des Haars;
Sondern der Cyniker Doppelgewand, und die Streu an dem Boden,
Und der Tornister, des Stabs würdiger Reisegesell.
Rühm' Atalanten nicht höher als mich. Wie die Jagd auf Gebirgshöhn
Himmlischer Weisheit weicht, so die Mänalische mir.

Dies Alles war vermittelt durch die Liebe zum Cyniker Krates, und sehr natürlich rückt Wieland diese in den Mittelpunkt. Im Allgemeinen geht aber seine Absicht dahin, durch diese Darstellung zu zeigen, daß die Furcht vor den engen Schranken, in welche die Bildung und Entwickelung der griechischen Hausfrauen gezwängt wurden, keineswegs nothwendig zum Hetärenstand führte. Hipparchia verabscheut wie Lais „den Gedanken, sich in das Gynäceon irgend eines Mannes zu einem Webstuhl, einem Spinnrocken und einem Dutzend Mägden einsperren zu lassen." Aber die Grundsätze, „welche die stolze und kalte Lais, die sich alle Männerherzen unterwerfen wollte, ohne ihr eigenes dabei aufs Spiel zu setzen," Hetäre werden ließen, machen „die bescheidene und warme Hipparchia, die sich an dem Herzen Eines Mannes begnügte," zur Hausfrau, nicht eines schönen, angesehenen, reichen, jungen

Mannes, der sich um ihre Hand bewarb, sondern des in strengster Genügsamkeit lebenden Krates.

Und damit ist deutlich genug ausgesprochen, was der Dichter wollte — Diejenigen eindringlich widerlegen, welche, trotz der über Danae und Lais gekommenen Nemesis, in ihm einen unbedingten Apologeten des Hetärenwesens zu sehen meinten.

1805. Euthanasia. Drei Gespräche über das Leben nach dem Tode.

Die unüberwindliche Begierde, den Schleier, den das Jenseits vom Diesseits trennt, zu lüften, kann allein erklären, daß das deutsche Publicum sich damals durch eine höchst abgeschmackt ersonnene Geschichte mystificiren ließ. „Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode" heißt das 1805 erschienene Buch, welches sie vorträgt. Es erregte das lebhafteste Interesse und erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen. Der Verfasser, ein Dr. Wötzel, erzählt, er habe seine todtkranke Gattin gebeten, ihm auf eine für ihn ganz untrügliche, völlig überzeugende und befriedigende Art bald nach ihrem Tode wieder zu erscheinen, damit ihm die lebendige Fortdauer des menschlichen Geistes außer allen Zweifel gesetzt würde. Die Frau habe ihr Wort gegeben und es auch redlich gehalten, sie sei ihm zur Nachtzeit erschienen und habe die Worte gesprochen: „Karl, ich bin unsterblich! Erst einst sehen wir uns wieder!" — Um den Verdacht zu beseitigen, daß er sich durch erhitzte Phantasie und Leichtgläubigkeit habe täuschen lassen, fügt der Verfasser eine Menge besonderer Umstände hinzu, welche der Erscheinung vorangegangen seien und sie begleitet haben sollen.

„Ich konnte — schreibt Wieland an Böttiger (Histor. Taschenb. Jahrg. X. S. 444.) — dem Gelüste nicht widerstehen, mich ein wenig lustig über den Menschen zu machen, dessen mit vieler Pfiffigkeit verbundene naive Dummheit und lächerliche Großthuerei über allen Begriff geht."

Es ist eine ganz treffende Charakteristik des Geistersehers. Und sehr gut zeigt Wieland in seinem Buche, daß gerade alle jene Umstände nur dazu dienen, die ganze Geschichte, auch für Den, der sonst geneigt sein möchte, sie für wahr zu halten, unglaublich zu machen.

Aber der Anlaß, die Aufdeckung des unverschämten Trugspiels, dient ihm abermals nur als Anknüpfungspunkt für eine weit darüber hinausreichende Betrachtung. Durch diese und einige andere unglaubliche Gespenstergeschichten meint er den Leser zu der Ueberzeugung führen zu können, „daß der Tod aller Gemeinschaft und allen Verhältnissen zwischen den Verstorbenen und den Lebenden ein Ende macht," und weiter zu der „daß es im künftigen Leben keine Erinnerung an das gegenwärtige geben könne." Worauf er denn mit der Folgerung hervortritt, „daß unser eigentliches, den Tod überlebendes Ich, dadurch, daß es aufhört der individuelle Mensch zu sein, den es im vorigen Leben vorstellte, nichts Bedeutendes verliere; ja, daß wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und echtem Lebensgenuß sehr viel gewinnen würden, wenn der Sadducäische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte." — Diese praktische Nutzanwendung nennt er zwar selbst parador, glaubt sie aber doch einleuchtend zu machen durch die Behauptung: „daß der mächtigste

Antrieb, dieses kurze Dasein wohl anzuwenden und uns um die Menschheit verdient zu machen, die Gewißheit sein müßte, daß es für uns, als Menschen, keine andere Unsterblichkeit gäbe, als im Andenken unserer Freunde und Zeitgenossen — und da auch diese so vergänglich sind wie wir selbst, im Gedächtniß und in der Achtung einer nie aussterbenden Nachwelt fortzuleben."

Man bemerke, wie der Verfasser der endlich nach vielen Wendungen rund und unumwunden hervortretenden theoretischen Lehre den moralischen Nutzen, wie eine Gunstbewerbung, voranschickt.

Merkwürdig sind die Wandlungen unsres wandelbaren Autors auch in der Unsterblichkeitsfrage.

In dem eben angeführten Briefe an Böttiger schreibt er: „Ich arbeite an Gesprächen über das Leben nach dem Tode, worin ich (vielleicht thörichterweise) laut und öffentlich behaupte, was andere gescheite Leute nur denken."

Doch so dachte er ja in keiner frühern Periode seiner Laufbahn. Wir sahen (oben S. 169.), daß er in der ersten Ausgabe des Agathon den Gedanken „für eine edlere Art von Existenz als unsere dermalige bestimmt zu sein," einen erhebenden genannt hatte, und in einer spätern Schrift (S. 203.) das Leben „eine Vorübung auf eine bessere Zukunft". Weit später noch, in der dritten Ausgabe des Agathon, ist die Rede von dem Glauben des weisen Archytas „an den Zusammenhang unseres gegenwärtigen Lebens mit einem zukünftigen, welches den Schlüssel zu Allem, was uns in jenem unerklärbar ist, enthält."

Bleiben wir bei dem letzten Ausspruch stehen, so ist es, wie ich oben bemerkte, allerdings sehr wahrscheinlich, daß der Autor sich zu diesem, wie zu der Lehre seines Archytas überhaupt, im Stillen skeptisch verhält. Im Agathodämon läßt er den Zweifel wieder laut werden, indem er diesem die Worte in den Mund legt: „Ich betrachte den Tod als einen guten Genius, der mich, im schlimmsten Falle, zu einer ewigen Ruhe, aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung führen wird. Die schöne Ordnung und weise Zweckmäßigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren sehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen sein werde. Dies ist Alles, was ich davon weiß und wissen kann; und es ist zu meiner Beruhigung genug."

Nun aber genügt ihm auch dieser skeptische Standpunkt nicht mehr. Wenn man die Geringfügigkeit des Anlasses erwägt, bei dem er seine nunmehrige Annahme vorträgt, daß das individuelle Leben mit dem leiblichen Tode völlig erlischt; so muß man glauben, er habe nicht Ruhe finden können, bis er sein Herz darüber erleichtert hatte.

Woher kam ihm nun, fast ganz am Ende seiner Schriftstellerlaufbahn, diese Ueberzeugung? Fand er Gefallen daran, sich wieder einzusenken in die oberflächliche Frivolität jener Tage, wo er dem Platonismus und dem Christenthum den Rücken gekehrt hatte? Fiel ihm etwa der epikureisch gesinnte Chaulieu ein, den er damals mit großem Behagen gelesen hatte?

Man hat von diesem gewandten Dichter drei poetische Episteln, welche eben so viele Arten, über den Tod zu denken, schildern: die christliche, die deistische und die „nach den Grundsätzen von Epikur und Lucrez", unter welchen

die letzte offenbar die Meinung des Poeten enthält. In dieser (Ausg. v. 1774. P. I. p. 23.) heißt es:

La mort est simplement le terme de la vie;
De peines ni de biens elle n'est point suivie:
C'est un asyle sûr, c'est la fin de nos maux,
C'est le commencement d'un éternel repos.

Oder war es ein pantheistischer Anflug aus einer der kämpfenden philosophischen Schulen jener Tage? Es wird schwer sein, darüber zu entscheiden.

6. Wielands Schicksale in den Urtheilen der Zeitgenossen.

Unter dem Titel „Kritik der Zeit über Wielands Werke" hat Gruber Auszüge aus öffentlichen Beurtheilungen dem 3ten und dem 15ten Bande seiner Ausgabe beigefügt, in jenem über die erste, in diesem über die zweite Periode des Dichters, welche er willkürlich genug mit dem Neuen Amadis abschließt. Als Materialiensammlungen sind diese Beilagen dankenswerth. Aber über die ganze Folgezeit fehlen sie, wie Gruber auch sonst den Lesern Erläuterungen und Erörterungen, die er in den Noten verspricht, schuldig geblieben ist. Offenbar ist er über der Arbeit ermüdet, und seine Ausgabe ist eine in jeder Hinsicht unvollkommene und unvollendete geblieben.

Der hier folgende Versuch einer Geschichte der Beurtheilung Wielands seit dem Eintritt seiner Reife faßt nur die bedeutenden Momente und die Wendepunkte ins Auge. Auf die öffentlichen Stimmen darf sie sich nicht beschränken. Was von vertraulichen Aeußerungen der Besten, der Einsichtsvollsten, überliefert ist, wiegt eben so schwer.

Manches hieher zu Ziehende hat seine Stelle schon bei den einzelnen Werken gefunden. Dies liegt in der Doppelnatur der Dichterwerke, nach der sie sowol für sich bestehen, als sich auf die gesammte Entwickelung des Urhebers beziehen.

Lessing bildet den natürlichen Ausgangspunkt. Wie tief bleibt Alles, was er je über Klopstock gesagt hat, unter seinem Preise Agathons! Und der Ort, den er ihm anweis't, ist für den Grad desselben besonders bezeichnend. Längst hatte er sich zurückgezogen von der Kritik deutscher Litteraturwerke als solcher, d. h. in so fern sie nicht in bestimmter Beziehung zu den Fächern standen, mit denen er sich besonders beschäftigte. Es muß ihm also sehr am Herzen gelegen haben, seine Bewunderung jenes Romans auszusprechen, wenn er es in der Dramaturgie that. Und er that es gewiß darum um so lieber, weil er es für seine Pflicht hielt, dem Publicum und dem Verfasser zu zeigen, daß mit dessen großer Umwandlung sich auch sein Urtheil über ihn gewandelt hatte. Daß Jacobi ihm dies bei dem Autor halb verderben würde, konnte er nicht ahnen. Bald nach der Unterredung, die zu dem groben Mißverständniß Anlaß gab (oben S. 165.), erschien Emilia Galotti, und wurde von Wieland mit nicht minderer Bewunderung betrachtet, als Agathon von Lessing. Der Brief, in welchem er sie aussprach, ist nicht gedruckt, aber die Antwort Lessings ist es (Bd. XII. S. 371. Lachm.), und aus dieser läßt sich schließen, daß sie eine begeisterte war. Lessing schreibt in einem sehr warmen, bei ihm nicht häufigen Tone. Er habe sich immer weit unter Wieland gefühlt; er habe es nie anders gewußt, als daß sie längst Freunde seien. Aber der Brief ist zu schön, als daß man ihn nicht

ganz lesen müßte. Er zerstört vollends den Verdacht, daß Lessing sich über den Agathon so doppelzüngig hat vernehmen lassen, wie Jacobi behauptete.

Aber die hier bezeigte, ungeheuchelte Verehrung für den Dichter konnte ihn nicht abhalten, ihm scharf zu Leibe zu gehen, wenn er ihn in einer falschen Vorstellung, in einer Begriffsverwirrung befangen sah, welche auf seine Dichtungen einen verderblichen Einfluß üben mußte. Dies that er in dem Aufsatze „Ueber eine zeitige Aufgabe" (oben S. 124.). Daß er für den Druck und zu einer Warnung für Wieland bestimmt war, kann ich nicht bezweifeln. Es findet sich in Lessings Nachlasse nichts in eine so zusammenhängende Form Gegossenes, was nicht zum Entwurf einer künftigen Druckschrift gehörte. Bei der Fiction, nicht zu wissen, wer der Frager im Mercur war, dem er antwortete, konnte Lessing um so unumwundener und um so eindringlicher sprechen. Warum er den Vorsatz, mit seiner Warnung hervorzutreten, nachher wieder aufgegeben hat — darüber läßt sich nicht einmal eine Vermuthung aufstellen.

Während Lessing den Agathon so hoch setzte, fanden Andere sich mehr von der Musarion angezogen. In einem 1771 erschienenen Briefwechsel von Mauvillon und Unzer „Ueber den Werth einiger deutschen Dichter", der Urtheile enthält, die für jene Zeit als neu und kühn gelten konnten, wird (nach dem Citate bei Koberstein S. 1453.) Musarion ein Werk genannt, welches den Dichter „zum Stolze seines Vaterlandes und zum Mitgenossen der Unsterblichkeit macht." Und zwar besonders weil es das

vollkommenste, ja das einzige wahre Lehrgedicht in der deutschen Litteratur sei. Von welchem ganz andern Gesichtspunkte aus das Gedicht auf Goethe eine bedeutende Wirkung übte, haben wir oben (S. 189.) gesehen. Diesem Preise des plastischen Genies des Dichters steht in einer etwas spätern Stelle (Bd. XXI. S. 172.) ein anderes gegenüber. Der Grundsatz, sagt da Goethe, daß die Betrachtung eines bewegten Lebens und die Kenntniß der Leidenschaften die vorzüglichsten Bildungsmittel der Geisteskräfte sind, habe auf die strebende Jugend einen um so entschiedener wirkenden Eindruck gemacht, weil er durch das Beispiel Wielands, der sich nach solchen Maximen gebildet habe, verstärkt worden sei. — Er also, und er unter den damaligen deutschen Dichtern allein, war in den Augen des Jünglings Goethe der, von dem man die Anwendung dieses höchst fruchtbaren Grundsatzes auf poetische Hervorbringungen lernen konnte. — Welch ein Lob, und aus welchem Munde!

Wie günstig Goethe in diesen Jahren über Wieland dachte, zeigt auch die Recension des Goldnen Spiegels (oben S. 220.). In dieser nimmt er ihn auch gegen eine gewisse Classe von Tadlern in Schutz. „Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Kador abgebildet zu haben: denn alle schiefen Urtheile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von seinen Grundsätzen fallen hören, sind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kadors von ihm behaupten."

Aber die schwache Seite der Wielandschen Poesie, welche in der Eintönigkeit häufig wiederkehrender Meinungen und Figuren um so auffallender hervortritt, konnte diese günstige Meinung bei Goethe, zumal bei dem jugendlich stür-

mischen, nicht immer vorwalten lassen. Wenn die Veranlassung zu „Götter, Helden und Wieland" sich auch nicht auf den ganzen Dichter bezieht, so trifft ihn der Schluß um so entschiedener. Derselben Zeit und Stimmung gehört folgende Stelle in einem Briefe an Jacobi an: „Ich wünschte Rost [d. i. Heinse] regalirte mich mit einem Märchen, dessen Stoff wäre wollüstig, ohne geil zu sein, dessen Ausdruck wäre ohne Wielandische Mythologie i. e. ohne Hippiasse und Danaes, die ich sehr müd bin, und ohne Allusion auf alte Schriftsteller." (21. Aug. 1774. Briefw. zw. G. u. F. H. J. S. 31.).

Wie sich indeß die ganze Spannung doch wieder lös'te, besonders durch die persönliche Bekanntschaft mit Goethe, der so gern bereit war, das Bedeutende in Wieland anzuerkennen, ja seine Bestrebungen zu fördern, haben wir oben gesehen.

Nachdem Wieland damals sich auch aus den Angriffen Klopstocks und des Hainbundes herausgewunden hatte, trat er in die Periode seiner vollen Wirksamkeit und Anerkennung. Das Feld war keineswegs leer, keineswegs mühelos zu besetzen und zu behaupten. Klopstocks Messiasruhm fing zu erblassen an, dagegen hatte die Wirkung seiner Lyrik erst recht begonnen. Lessing war mit der Emilia Galotti auf den Gipfel seiner Popularität gekommen, und wie viele Herzen wurden nicht entzündet von Goethe's großen Anfängen! Aber es war die schöne Zeit, wo die Deutschen mit frischer, warmer Empfänglichkeit für Poesie, für jede Art der Nationallitteratur, nach deren Entwickelung sie sich so lange gesehnt, verschiedene Seiten und Richtungen derselben neben einander sich aneigneten, oder darin theilten. Wielands Ansehen wurde jetzt das

ausgebreitetste, seiner Biegsamkeit wegen und weil er zwar eintönig, aber zugleich vielgestaltig war. Indem Goethe in den Tag- und Jahresheften bei 1794 einen Rückblick auf die Vergangenheit wirft, sagt er (Bd. XXVII. S. 32.): „An Wieland schlossen sich Wenige persönlich: das litterarische Zutrauen aber war grenzenlos; — das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Cultur schuldig."

Im Januar 1778 schreibt Merck an Lavater (Beiträge zur Kenntniß Lavaters v. Hegner S. 114.): „Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhomischer guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Pursche gemacht, und das ist wieder nichts nütze."

Dieser Kleinmuth, in so fern er an dem Ausreichenden der ganz eignen Natur verzweifelte, trieb den Dichter über sie hinauszugehen, ein Streben, welches, gepaart mit der höchsten Anspannung seines Talents, den Oberon mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln erzeugte.

Gerade daraus aber erwuchs, wie wir oben (S. 41.) sahen, der höchste Gipfel des Wielandschen Ruhmes. Eine nach verschiedenen Seiten hin fügsame Weltansicht ward über eine energische und selbstständige gesetzt. Das Wohlgefallen am Oberon ist das Gegentheil des Wohlgefallens Lessings am Agathon. Dieses ging aus von der Befriedigung durch die poetische Anschaulichkeit eines im Mittelpunkt stehenden bedeutenden Gedankens und Problems, jenes von der Befriedigung durch die Virtuosität im Einzelnen. Ein Recensent in der Allg. Litter. Zeit. (Febr. 1786.), ganz erfüllt von der begeisternden Schönheit des

Oberon (obschon er nicht umhin kann, die Erzählung der Birnbaumscene, noch dazu von Rezia mit angehört, einen Mißklang in der würdigen Haltung des ganzen Gedichts zu nennen), rühmt, daß das Verschiedenartigste darin zu einem großen, wunderbaren und schönen Ganzen vereinigt sei. Nebeneinanderstellen galt also dem guten Manne schon für Vereinigung. Auch von Andern wird die Einheit, die dem Gedichte gerade am meisten fehlt, besonders gepriesen. Ich finde einen andern Recensenten des Oberon (den bekannten J. K. Wezel; N. Bibl. d. sch. Wissensch. Bd. XXV. St. 2. 1781.), der mehrere wohl begründete, obschon ungeschickt und pedantisch vorgetragene Ausstellungen macht, und auch jenen großen Fehler erkennt. Aber solche Stimmen verhallten.

Selbst Schiller, so verschiedene Wege er auch ging, wurde für Wieland eingenommen. In der Anthologie, die er 1782 herausgab, lies't man folgendes Epigramm von ihm:

Klopstock und Wieland
(als ihre Silhouetten neben einander hingen).

Gewiß! bin ich nur überm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst schrieb dieser Mann für mich.
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Ihn darf auch unser einer lieben,
Komm, linker Mann! Ich küsse dich.

Noch merkwürdiger aber ist, daß der Eindruck des Oberon und der ganzen mit ihm eingeschlagenen Richtung, verstärkt durch die Abderiten, dem Dichter auch seine früheren Feinde so zu sagen zu Füßen legte. Joh. Heinr. Voß hatte schon etwas vorher (1779) sich ihm genähert,

weil er seine Odyssee durch den Mercur empfohlen sehen wollte; Wieland hatte ihm freundlich geantwortet und dabei geäußert: jenes „häßliche“ Epigramm auf ihn habe er gleich damals mit Voßens Jugend entschuldigt. Nun (1784) schreibt ihm Voß: „Lassen Sie uns Freunde sein, Sie stehen hoch über mir, aber mein Herz ist Ihrer nicht unwerth.“ Worauf Wieland höflich erwiedert: dieses Hochstehen sei ein gewaltiger optischer Betrug Voßens; nur als sein Geistesverwandter wollte er erkannt sein. (Ausg. Br. Bd. III. S. 301. 364.)

Sollte er wirklich so gedacht haben? Die meisten Zeitgenossen meinten gewiß: Voßens Ausspruch sei eine sehr gegründete Selbstkenntniß. Von dieser Zeit an gibt sich ein wahrer Wetteifer kund, Wielands Muse zu preisen. Der eben angeführte vom Oberon so entzückte Recensent hält der ganzen Poesie des Urhebers eine überschwengliche Lobrede und beginnt sie mit den Worten: „Wir haben noch kaum ein paar Dichter, die in gleichem Range mit ihm stehen.“ Dies ist nur die etwas gedämpfte Erklärung, daß der erste Sitz auf dem deutschen Parnaß durch ihn eingenommen sei.

Ein sehr geachteter belletristischer Kritiker war damals Eschenburg. Dieser erschöpft an verschiedenen Stellen seiner 1788—1795 erschienenen Beispielsammlung fast die Ausdrücke der Sprache zum Preise des großen Poeten, des „auf einer der ersten Stufen dichterischer Vollkommenheit stehenden“ Geistes.

Die Herausgabe der Sämmtlichen Werke gibt neue Gelegenheit zu Huldigungen. Ein Recensent in der Neuen Bibl. d. sch. Wissensch. (Bd. LVI. St. 1. 1795.) sagt: „Ohne Zweifel ist es die seltene Vereinigung einer höchst

feurigen Einbildungskraft mit philosophischem Geiste, durchdringendem Verstande, feiner Cultur und rastloser Thätigkeit, wodurch Wieland einen eben so hohen als unbestrittenen Rang unter Deutschlands Dichtern behauptet. Mit allen diesen Eigenschaften aber, deren jede schon allein ihren Besitzer auszeichnet, vereinigt er noch ein gewisses, unnennbares Etwas, das die Producte seiner Phantasie wie mit einem zarten Nebel umhüllt und ihnen die vollkommenste Haltung und Anmuth ertheilt. Unstreitig besitzen wir Dichter, deren Einbildungskraft einen kühnern und höhern Flug zu nehmen gewagt hat — denn die Regionen des Erhabenen sind nie das eigenthümliche Gebiet der Wielandischen Muse gewesen — andere haben, eine wo nicht tiefere, doch ausgebreitetere Kenntniß des menschlichen Herzens besessen; noch andere haben sich durch einen größern Tiefsinn oder schärfern Witz ausgezeichnet; aber wir für unsre Person kennen keinen einzigen, der so viele dichterische Eigenschaften auf einmal in eine so vollkommene Harmonie vereinigt habe." — Unter den Dichtern, deren Einbildungskraft einen höhern Flug genommen hat, ist vornehmlich Klopstock zu verstehen, dem damit sein hoher Ehrenplatz neben Wieland gesichert sein soll.

Dieser Recensent ist Jacobs, der sich unter den Kritikern der alten Schule durch Feinheit des Sinnes für einzelne dichterische Eigenschaften auszeichnet. In die Erkenntniß der Poesie als eines Ganzen ist er freilich nicht tief eingedrungen, so wenig als die ganze Schule, der er angehört.

Die augenscheinliche Rücksicht auf Klopstock, die Jacobs bewahren will, nimmt ein anderer Beurtheiler des Beginnes der Gesammtausgabe in der Allgem. Lit. Zeit. (1796.

Num. 1.) nicht. Was der Recensent von 1786 nur verhüllt gesagt hatte, spricht dieser (vielleicht ist es derselbe) ohne weitere Umschweife aus. Die Göschensche Ausgabe nennt er „ein herrliches Monument, das typographische Kunst in Deutschland dem großen Dichter errichtet, welchem, in so fern man alle Dichtertalente zusammen in die Wagschale legt, kein noch so verdienter Mitbewerber das Uebergewicht streitig machen dürfte."

Aus welchen Gründen auf diese Epoche der höchsten Höhe ein schneller Fall folgte, und wie Wieland und Klopstock von derselben größern poetischen Macht überflügelt wurden, ist im Texte (S. 49.) angegeben. Der letztere verlor aber sein Ansehen nicht allein durch die höheren Anforderungen an die Poesie. Er wurde schon seit längerer Zeit sehr wenig, Wieland wurde sehr viel gelesen. In Bezug darauf konnte noch 1795 Jacobs in der angeführten Recension mit vollem Recht bemerken, „daß der bessere Theil der Nation keinen Dichter fleißiger gelesen und studirt hat." Fälschlich aber sucht er den Grund davon in der Vortrefflichkeit seiner Poesie. Das Anmuthige und Liebliche derselben hat allerdings dazu viel beigetragen, der Hauptgrund aber liegt in der innigen Verschmelzung dieser Poesie mit dem einschmeichelnden Vortrage von Gedanken und Ansichten, welche in den siebziger und achtziger Jahren die größte Popularität hatten. „Dieser vorzügliche Mann — sagt Goethe in den Noten zum West-östlichen Divan (Bd. IV. S. 323.) — hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er sichs zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete." Nun kam aber die Zeit, wo der Schriftsteller und die Leser sich trennten. Jener be-

harrte bei seiner Weltansicht und deren Darstellungsweise, die Zeitgenossen gingen über Beides hinaus. Das Fundament war tief erschüttert; so stürzte, was darauf aufgeführt war, der große Geschmack an den Schriften des Autors, zusammen.

Unter den beiden großen Repräsentanten der mächtigern Poesie war es Schiller, der die Wielandsche, zurückgekommen von jenem Wohlgefallen an ihr, mit wachsendem Mißfallen ansah. Am Ende des Jahres 1794 bemerkt Böttiger in seinem Tagebuche (Lit. Zust. Bd. I. S. 149.): „In Jena spricht Schiller mit seinem Anhange sehr ungünstig von Wieland als Dichter und productivem Genie. Nirgends, selbst in seinem Oberon nicht, sei Individualität und Haltung der Charaktere. Schiller schlug daher auch die Recension der neuen Auflage aus, weil er nicht wisse, was er außer den Verdiensten des Verlegers daran loben solle."

Anders Goethe vermöge der größern Mäßigung und Universalität seines Geistes. Gewiß nicht ohne die Absicht, ungünstigen Stimmen, die in den eben entstandenen Horen über Wieland laut werden könnten, von vorn herein ein Gegengewicht zu geben, und einer gewissen Verstimmung Wielands über die Gründung und Tendenz der neuen Zeitschrift zu begegnen, sprach er in einem dort (1795. St. 5.) eingerückten Aufsatz „Litterarischer Sanscülottismus" die Behauptung aus, „daß ein verständiger, fleißiger Litterator, durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unseres Wielands, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit stolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Correcturen dieses un-

ermüdet zum Bessern arbeitenden *) Schriftstellers, die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können." (Werke Bd. XXXII. S. 199.).

Spätere Stücke desselben Jahrgangs brachten Schillers Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung". Hier heißt es freilich: „Auch in unserm Wieland erkenne ich den Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie

---

*) Zum Bessern arbeiten heißt nicht das Bessere immer erreichen; sonst würden diese Worte im Widerspruch stehen mit der oben (S. 263.) angeführten Rüge Goethe's, daß Wieland das Curiose, Tolle, Närrische, Phantastische durch sein Aendern nur verdorben habe. Das mag sein. Im Allgemeinen haben aber unsres Autors versificirte Werke durch die häufig angewandte Feile sehr gewonnen, wie die Vergleichung der verschiedenen Ausgaben des Idris und des Neuen Amadis deutlich zeigt. Wenn Wieland wie Ariost arbeitete, mit unsäglicher Mühe immer wieder ausstrich und änderte (oben S. 180. 184. 279.); so geschah es in dem richtigen Bewußtsein, daß ihm die Dinge auf den ersten Wurf nicht gelangen. Andere Dichter haben durch das Feilen weit mehr verschlimmert als verbessert. Es kommt eben auf die Naturen an, und auf das richtige Verhältniß der Selbstkritik eines Dichters in späteren Jahren zu seinen Erzeugnissen in früheren.

Interessant sind auch Wielands eigene Aeußerungen über seine Art zu arbeiten bei Böttiger (a. a. O. S. 177. 208.): „Mein Gedanke bildet und formt sich erst, indem ich ihn drei-, viermal und noch öfter umkehre, ausstreiche, drehe, wende. Daher nichts fürchterlicher als meine Brouillons. ... Meine ganze Schriftstellerei hält und nährt sich von der Feile. Ich möchte das kleinste Billet zweimal schreiben, und was ich drucken lasse, schreibe ich gewiß mehrmals ab." An einem spätern Orte (S. 253.) berichtet Böttiger: Wieland habe den Oberon siebenmal abgeschrieben, ehe er ihn in den Druck für den Mercur gab.

des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sich ihr Gepräge, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten emporzutragen." Schwerlich aber wird der an ausschweifende Lobeserhebungen damals so gewöhnte Wieland sich an diesem Ausspruche so erfreut, wie an dem ein paar Dutzend Seiten nachher erfolgten Angriff geärgert haben. Es ist oben (S. 84.) davon die Rede gewesen, und von der Bemühung Goethe's, die Waffe Schillers abzustumpfen.

Aus den kurz darauf in die litterarische Welt geworfenen Xenien möchte man schließen, daß Alles schon wieder ausgeglichen und Schiller wieder milder gegen unsern Dichter gesinnt war. Denn mit ihm fahren die Xenien ganz säuberlich *); und unter den auf ihn bezüglichen sind einige gewiß von Schiller. Wieland der Seltene (diese Xenie gehört Goethe) ist ein feines Compliment, und die schmollende zierliche Jungfrau von Weimar eine verbindliche, anmuthige Neckerei.

Aber bald kam eine neue, rücksichtsloser verfahrende Macht auf. Das Schlegelsche Athenäum brachte im zweiten Bande (1799) unter der Ueberschrift „Litterarischer Reichs-

---

*) Dagegen würden sie ihn feindselig genug behandeln, wenn er in allen gemeint wäre, welche Boas in seinem „Xenienkampfe" auf ihn beziehen will. Aber Boas hat damals mit wahrer Leidenschaft einigen Epigrammen, um ihre Spitzen gegen Wieland gerichtet sein zu lassen, die erzwungenste Deutung gegeben. Bei Xenie 282. hat er sie später selbst wieder zurückgenommen. M. s. Xenienmanuscript S. 174. Auch Xenie 361. u. 362., „Lucian" überschrieben, gehen gewiß auf diesen selbst und nicht auf den Uebersetzer.

anzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" *) eine Reihe bitterer Spöttereien, darunter folgende gegen Wieland gerichtete verhängnißvolle.

„Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner Sämmtlichen Werke herausgeben unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte und völlig verwerfe. Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird."

„Citatio edictalis. — Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird Jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hierdurch vorgeladen, sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen."

Verhängnißvoll nenne ich diese Spöttereien, weil sie das Signal gaben zur entschiedensten Vernachlässigung und zu einer rasch wachsenden Mißachtung unsres Dichters. Die Macht, dies zu bewirken, wenn das Gebäude des Wielandschen Ruhmes nicht auf einem schon ganz aufgelockerten Boden gestanden hätte, würden sie schon darum nicht gehabt haben, weil sie den Kern der Sache, die tieferen

---

*) Daß dieser Reichsanzeiger ganz dem ältern Bruder angehört, zeigen schon Ton und Stil; urkundlich verbürgt es die Aufnahme in dessen Sämmtliche Werke durch Böcking.

Mängel der Wielandschen Poesie, nicht einmal berühren. Nur wegen der großen Mittelmäßigkeit der in Supplementbände gebrachten Schriften und wegen seiner vielen Plagiate wird der Autor verhöhnt. Auf die Jugendschriften legt er aber selbst gar keinen Werth; und auch der Spott über die Plagiate hat nicht viel auf sich. Ja, wenn er auf ein Prunken mit fremdem Gut ginge, dessen Ursprung der Autor sorgfältig verhehlte. Aber es werden ja als die Beraubten fast nur Autoren genannt, von denen Jeder weiß, daß er sie als Vorbilder verehrt, deren Namen er immer im Munde führt, in welchen er sich mit Vorliebe und Behagen bespiegelt. Eine Satire auf litterarischen Diebstahl, auf den ein Autor die Blicke aller Welt absichtlich lenkt, ist eine schwache. Und das thut er nicht bloß, indem er einzelne Meinungen und Aussprüche anführt; er scherzt einmal über das Entlehnen des Fremden überhaupt und über sich selbst im Neuen Amadis (XV, 33.):

Wir könnten zwar, wo uns die Farben fehlen,
Den Ariost, und — den er selbst bestahl —
Den alten Amadis bestehlen,
Den Theuerdank, die Ritter vom heiligen Gral,
Den Herkuliskus, und andre dicke Bücher
Von diesem Schlage: wir wären wenigstens sicher,
Daß unser Plagiat dem Völkchen, das aus Pflicht
Schnell schreiben muß und ungleich schneller lesen,
Verborgen bliebe, so gut als ihm verborgen gewesen,
Wie oft Freund Lucian aus unserm Munde spricht.

Gewiß hat er nicht geglaubt, damit etwa den Anspruch auf Eigenthümlichkeit einzubüßen. Und dieser Anspruch ist ein berechtigter. Ein Schriftsteller kann seiner Originalität unbeschadet Gedanken von Andern entlehnen. Es kommt auf die Art und auf die Verarbeitung an. Einer

scharfen Bestimmung ist der Begriff des Plagiats nicht fähig. Hat man ihn doch sogar, wie ich oben schon einmal zu bemerken hatte, völlig irrig auf die Entlehnung eines poetischen Stoffes ausgedehnt.

Sehr tief ging also die Satire nicht, und neu und unerhört war sie eben so wenig. Man schrie über die unverschämte Frechheit Schlegels gegen einen Autor, welcher die höchste Achtung verdiene, und vergaß, daß Klopstock ihn mit ungleich größerer Bitterkeit und Schärfe angegriffen hatte in der Gelehrtenrepublik an mehreren Stellen. Auf eine ist schon im 1sten Bande (S. 154.) hingewiesen; an einer andern, wo Wieland wie in jener nicht genannt, aber unverkennbar bezeichnet ist, heißt es: „Es war einmal ein Mann, der ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz." — Freilich war dadurch das Aufsteigen des Mißhandelten so wenig verhindert worden, wie jetzt die Schlegelschen Epigramme das Herabsinken verursachten.

Aber weil Beides zusammentraf, versetzte der Hohn Wieland in eine äußerst gereizte Stimmung, die sich in Briefen an seinen Verleger Göschen Luft machte. In die heftigsten Scheltworte brach er da aus gegen die Richtung und die Erzeugnisse der neuen Schule. Ein jacobinischer Sanscülottismus, sagt er, sei mit den Xenien in unserer Litteratur eingerissen, eine Periode der schändlichsten Anarchie in der Gelehrtenrepublik sei eingetreten. Er spricht von jämmerlichen Ausgeburten angebrannter Köpfe, von Lotterbuben und Tollhäuslern. (Bei Gruber Bd. LIII. S. 268 fg.).

Dazwischen finden wir einen gegen Gruber mündlich gethanen Ausspruch (das. S. 272.), der die Sache von einer ganz andern Seite betrachtet. „Die Schlegel haben einen Begriff von einem Dichter aufgestellt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekannt hat. Hätten sie recht, so muß ich freilich selbst gestehen, daß ich nur drei Dichter kenne, — Homer, Shakspeare, Goethe — und so habe ich wenigstens den Trost, noch in sehr großer und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen zu sein." Gewiß eine sehr merkwürdige Aeußerung! Ihr zufolge muß doch hinter der Kritik der neuen Schule etwas mehr stecken als die Absicht, einen tollen Lärm und Aufsehen zu machen. „Keine Zeit hat einen solchen Begriff gekannt." Indem er aber die Dichter nennt, die darunter fallen, gibt er zu, daß sich ein solcher, welcher die vollkommenste Poesie von jeder andern scheidet, gar wohl aufstellen läßt. Wenn er den Kreis, der die Poeten ersten Ranges umschließen soll, gar zu eng zieht, so thut er dies weit weniger, weil er es nun mit diesem Begriff so streng als möglich nimmt, sondern damit die Gesellschaft, welcher er, wie er sagt, dadurch angehören würde, nicht bloß „eine nicht ganz schlechte" sei, sondern Poeten von strahlendem Glanz und Ruhm aus alter und neuer Zeit in sich schlösse.

Neben jenen Zornausbrüchen stehen in den Briefen an Göschen Klagen über „den Verfall seines Credits und seiner Gunst bei dem lesenden deutschen popello". Die Abnahme der Leser und Käufer mußte der Verleger, besonders weil das Unternehmen durch die Prachtausgabe in Quart ein sehr kostspieliges war, freilich stark fühlen. Am 24. Decbr. 1799 schrieb ihm Wieland über den Aristipp, an dem er eben arbeitete: „Die Schuld läge

nicht an mir, wenn es keine allgemeine Sensation unter dem gebildeten Publico machen würde, wiewol sich seit einiger Zeit eine obscure Cabale gegen mich erhoben hat, die vielleicht unter der Hand von berühmten Männern begünstigt wird." Damit ist gewiß vorzüglich auf Schiller gezielt. Es ist wol überflüssig zu bemerken, daß dieser Verdacht der unbegründetste von der Welt war. Er ist ihm durch die seltsame Vorstellung gekommen, Schiller sei eifersüchtig auf seinen Ruhm *). Auch über Goethe war Wieland damals unwillig. Er mochte wol an dessen unmittelbare Einwirkung auf die Schlegel glauben, in einer Art, wie sie gar nicht vorhanden war. Und in jedem Fall war Goethe Miturheber der Xenien, die er ja als Quell und Anfang alles Unheils in der Litteratur

*) Ein abschließendes Urtheil Schillers über den Werth Wielands, unmittelbar nach der Xenienzeit gefällt, lies't man in einem Briefe an Körner vom 1. Mai 1797 (Briefw. m. K. Th. IV. S. 28.): „Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen, als Voltaire und Pope. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyma hielt. Was einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfter zum alten Weibe und zum Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Producten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respectabel, wie viel es auch bei seiner Bildung gelitten hat." — Dabei ist zu bemerken, daß die Kraft dieses Naturells erst erscheint, nachdem Wieland sich das, was hier seine Bildung heißt, angeeignet hat. Denn in den Jugendwerken ist sehr wenig davon zu entdecken.

betrachtete. Dagegen stand er in einem sehr guten Vernehmen mit Herder, dem er sich schon seit längerer Zeit genähert hatte. Zeugniß davon geben die Briefe aus Oßmanstädt seit 1797 im 4ten Bande der Züricher Sammlung. Besonders sind die an Frau von Herder gerichteten voll zärtlicher Freundschaft. Unverkennbar ist der Einfluß Herderscher Gedanken und Anschauungen auf den Agathodämon.

Die Revolution im Geschmacke blieb nicht beim Geiste der Poesie stehen; sie wandte sich auch gegen Formen, gegen sehr beliebt gewesene Versmaße, namentlich gegen die Umbildung der aus Italien stammenden, um welche unser Dichter sich kein geringes Verdienst erworben zu haben glaubte. Als im Jahre 1800 Gries seine die italiänischen Ottaven streng nachahmende Uebertragung des Befreiten Jerusalems zum ersten Male herausgab, schrieb ihm Wieland: „Ob diese Ottave rime (deren Monotonie in einem so langen Werke meinen auriculis wenigstens wenig Befriedigung gibt) für einen hinlänglichen Ersatz alles Dessen, was wir ihretwegen entbehren müssen, gelten können, ist bei mir freilich keine Frage, indessen entscheidet vor der Hand die Stimmenmehrheit." — Womit er deutlich genug zu verstehen gab, daß er diesen Geschmack nicht nur für einen falschen halte, sondern auch seinen Triumph, den er über sich ergehen lassen müsse, für einen vorübergehenden *).

*) Acht Jahre später, als der Sieg der strengen Weise entschieden schien, nahm sich der Wielandschen ein gründlicher Kenner des Italiänischen an, Fernow, in einer Abhandlung „Ueber die Nachahmung des italiänischen Verses in der deutschen Poesie" (im Prometheus von Seckendorf und Stoll Bd. I.

Glücklicherweise verdarben ihm alle Schläge, die seine Art und Kunst erfuhren, die ruhige Stimmung und die gute Laune nicht, wie er sie zu den Werken, an welchen er eben eifrigst arbeitete, besonders bedurfte. Ja, man darf sagen, in keinem seiner frühern Erzeugnisse spricht sich ein

---

Heft 4.). Er verwirft dort, wie Gotthold (der diesen Vorgänger nicht gekannt zu haben scheint), jene genaue Nachbildung, weil die achtzeilige Stanze „im Deutschen durch den immer gleichen, festen, gehaltenen Schritt einen ernsten, feierlichen Ausdruck hat, im Italiänischen, in leichter, anmuthsvoller Bewegung hin- und herschwebend, durch das wechselnde Maß mit größter Gewandtheit jeder Art des Ausdrucks sich anzuschmiegen weiß." — Von Wieland sagt er: „Keiner hat den leichten, schalkhaften, oft muthwilligen, oft nachlässigen, und immer geistvollen und anmuthigen Erzählungston des Ariosto so glücklich in eigenen Werken wiedergegeben, als Wieland in seinem Idris und Oberon, wie unähnlich er sonst auch seinem Muster ist. ... Offenbar hat dieser Dichter bei der Bildung seiner Versart mehr auf die Bewegung als auf die Form der Stanze Rücksicht genommen, und darüber die letzte, wenn sie der italiänischen Stanze ähnlich bleiben sollte, vielleicht zu sehr vernachlässigt. Aber wer darf ihn deshalb tadeln? Hat er nicht mit den gewählten Mitteln seinen Zweck so gut erreicht, daß jene beiden Gedichte, ihrer lockern Stanzenform ungeachtet, noch immer für den erzählenden Ton der episch-romantischen Dichtungsart die besten Muster in unserer Sprache sind. ... Wenn einmal unsere Verskünstler in der strengen Stanzenform diese zierliche Leichtigkeit und geistvolle Anmuth erreichen werden, dann und nicht eher dürfen wir gelungene Uebersetzungen romantischer Dichterwerke von ihnen erwarten." Unter Denen, welche deutsche Stanzen in der strengen Form gedichtet haben, will Fernow nur Goethe gelten lassen. Gegen Gries und Alle, die aus der Schlegelschen Art und Schule hervorgegangen sind, ist er sehr ungerecht; aber in seiner Vertheidigung der Wielandschen Weise ist viel Wahres. M. vgl. oben S. 183.

so reines Behagen, eine so überwiegende Heiterkeit aus, wie im Aristipp und in den beiden kleinen griechischen Romanen, die auf ihn folgten.

Nicht geringe Befriedigung gewährte ihm auch die Uebersetzung und Erläuterung der Briefe Cicero's, die er als dreiundsiebzigjähriger Greis, gleich nach dem großen Unglück, welches durch die Schlacht bei Jena über Norddeutschland gekommen war, begann, indem ihn, wie er sagt, „sein guter Genius aus der schrecklichen, trostlosen Gegenwart hinaustrieb und in das classische Land rettete." (Ausgew. Br. Bd. IV. S. 281.). Er gab sich ganz dieser Arbeit hin, in der man keine Spur von abnehmenden Geisteskräften entdeckt, die er fast vollendete, und die großen, wohlverdienten Beifall fand. Es gewährte ihm diese Beschäftigung einen um so größern Genuß, da er ihn auch aus dem Befragen der Commentare zu ziehen wußte. Denn obschon er in die Tiefen der Philologie und Kritik nie eingedrungen war, erquickte er sich doch nicht nur an dem in den Alten selbst lebenden Geiste, sondern auch an dessen Abspiegelung in den Größten ihrer Ausleger. Höher kann man diese und ihren Beruf nicht stellen, als er es that in einem Ausspruche, den Böttiger (a. a. O. Bd. I. S. 164.) aufbehalten hat: „Eine Conjectur von Hemsterhuys, Bentley, Wolf kann mich unendlich glücklich machen. Die irren sehr stark, die glauben, daß solche Männer bloß Büchermotten gewesen wären. Sie hatten Genie zu Allem, was sie anfingen. Sie hätten eben so gut große Dichter als große Kritiker werden können."

Die altgläubigen Kritiker hätten ihre ganze Ansicht von der Poesie aufgeben müssen, wenn sie sich in ihrer Bewunderung Wielands hätten stören lassen sollen durch die Angriffe Schillers und der neuen Schule. Delbrück streut in seinem 1800 erschienenen, besonders dem Preise Klopstocks gewidmeten Buche (Bd. I. S. 259.) auch der Muse Wielands Weihrauch. Er, ein streng moralischer Mann, nimmt an dem starken Eudämonismus in der Musarion keinen Anstoß; er ist entzückt von dem Gedicht. Nachdem er die Behauptung aufgestellt hat, daß der Genuß des Schönen durch Beimischung des Interessanten erhöht wird, fährt er fort: „Vieles scheint mir an der Musarion bewunderungswürdig, aber nichts bewunderungswürdiger als die geschickte Vertheilung des Interesse. Die lieblichsten, lachendsten, reizendsten Bilder wechseln mit den köstlichsten Lebensregeln, den sinnvollsten Weisheitssprüchen, den durchdachtesten Lehren der Vernunft und der Tugend. Den Liebhaber, den Denker, den Ernsten, den Freund der Fröhlichkeit — Alle weiß der Dichter an sich zu locken und festzuhalten." (Lyr. Gedichte m. Anm. S. 169.).

Allmälig werden aber auch Altgläubige umgestimmt. Wie Manso 1808 in seiner Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie (Nachträge zum Sulzer Bd. VIII. St. 2.) zu Wieland gekommen ist, spricht er über ihn in einer Weise, die sehr kühl erscheint, wenn man sie mit dem emphatischen Lobe vergleicht, welches er zwei Jahre vorher Klopstock ertheilt hatte *). Er leitet diesen Abschnitt mit

*) M. s. Bd. I. S. 261. Dort ist aus Versehen als das Jahr der Herausgabe des Klopstock preisenden Heftes 1808 angegeben. Es muß 1806 heißen. Jene Jahrzahl ist die richtige

einer Bemerkung über die Verschiedenheit der Meinungen bei ältern und bei neuern Kritikern ein, wobei er einen Ausspruch A. W. Schlegels anführt. Es ist deutlich, daß die Grundsätze der neuen Schule in der Zwischenzeit einige Wirkung auf ihn zu üben angefangen hatten.

So finden wir auch in der, gleichfalls 1808 erschienenen Abtheilung der Geschichte der Litteratur von J. G. Eichhorn im Lobe Wielands Zurückhaltung und Kälte, obschon Eichhorn nicht, wie einigermaßen Manso, von neuen Ideen bewegt ist. Ganz anders und mit derselben Absicht wie bei Klopstock (Bd. I. S. 265.), für den früheren Geschmack eine Lanze zu brechen, ließ sich elf Jahre später Bouterwek über Wieland vernehmen. Als Philosoph verdammt er dessen eudämonistische Lehre mit harten Worten, als ästhetischer Beurtheiler preis't er ihn als einen „Dichter im ganzen Sinne des Worts"; die Kritiker, die das bezweifeln, nennt er „von Vorurtheilen verblendete". Es wäre das mit dem größten Rechte auf ihn selbst anzuwenden, wenn nicht aus dem Uebermäßigen seines Lobes die polemische Absicht noch weit mehr hervorleuchtete als das Vorurtheil. Am meisten wird man seinem Ausspruch über das Verhältniß des Originellen zum Angeeigneten in Wieland beipflichten können. Mit Ausnahme einiger Werke, sagt er, „ist das vielfache Fremde, das er sich angeeignet hatte, so harmonisch ver-

---

für das zweite, Wieland behandelnde Stück. Der Unterschied dieser zwei Jahre hat eine Bedeutung, die sich auch über die Gebiete des Geistes erstreckt. Mit der Zerstörung des Glaubens an die Unerschütterlichkeit alter Reiche nahm auch der Zweifel an der festen Wahrheit alter Lehrgebäude zu.

schmolzen mit dem Geist und Stil, an dem man ihn selbst erkennt, daß er über alle Dichter, in deren Werken das bloße Nachahmungstalent vorherrscht, erhaben ist.“ (Gesch. d. Poesie u. Beredſ. Bd. XI. S. 111.).

Die neue Schule, gegen welche Bouterwek so erbittert auftritt, hatte es indeß bei jenen satirischen Ausfällen fast gänzlich bewenden lassen. Auch wo sie sich ernster äußerte, war es nur im Vorbeigehen und nicht in demselben Sinne. In den litterarhistorischen Vorlesungen, welche Friedrich Schlegel 1812 zu Wien hielt, wird, wie über manche andere früher tief herabgesetzte Autoren, auch über Wieland mit Milde geurtheilt. „Die Erregung des romantischen Gefühls durch ihn sei, ungeachtet aller Unvollkommenheiten seiner Gedichte und vieler allzu moderner Einmischungen, für die damalige Zeit alles Lobes werth; der größte Vorwurf, den man ihm machen könne, sei, daß Derjenige, welcher der deutsche Ariost, oder doch der Nebenbuhler des italiänischen hätte werden können, statt dessen es vorgezogen habe, der Nachahmer eines Crebillon in Prosa zu sein.“ (Werke Bd. II. S. 262.). Abgesehen von der letzten, ganz irrigen Behauptung, liegt in dem Urtheil etwas vom Eingeständniß eines Unrechts, von den Vertretern der romantischen Poesie gegen einen Dichter begangen, welcher durch seine Bearbeitung mittelalterlicher Stoffe dieser Poesie den Weg zu bereiten geholfen hatte. Dies hängt zusammen mit dem Vorwalten des stofflichen Interesses in diesen Vorlesungen Friedrich Schlegels. Denn in der geistigen Auffassung des Romantischen stand Wieland der neuen Schule sehr fern.

Dagegen äußerte um dieselbe Zeit Tieck, der früher im Zerbino gegen Wieland einige Spöttereien, aber nur leichte, hingeworfen hatte, sich im Phantasus (Schriften Bd. IV. S. 111.) mit großer Härte über ihn. Nicht seiner Poesie gilt es, sondern seiner Sittenlehre, welche die edlere Natur des Menschen verkenne. Ja, indem er ihn gleichfalls mit dem jüngern Crebillon zusammenstellt, scheint es fast, als ob er den Vorwurf, den er gegen diesen erhebt, als gegen einen Sophisten, der „uns überreden will, daß gegen die Sinnenlust keine Tugend, Andacht oder Seelenerhebung bestehen könne," auch auf den deutschen Dichter ausdehnt. Ganz unumwunden sprach dies Solger in seinen Vorlesungen über Aesthetik (herausg. v. Heyse S. 247.) aus: Wieland lehre in allen seinen Schriften, „daß das Leben für die Tugend und für das Große im Menschen immer kränkliche Selbsttäuschung sei."

Ganz ohne die Schuld des Autors ist das Schicksal dieser schweren Beschuldigung nicht über ihn gekommen. Auf den ersten Blick streift er hier und da an das Gebiet dieser Weltansicht; es bedarf einer etwas sorgfältigen, zusammenhängenden Lectüre seiner Schriften — eine Mühe, die er vielleicht nicht in Aller Augen verdient — um das Mißverständniß zu zerstreuen. Ich habe an mehreren Stellen dieses Bandes ausführlich über diesen für die Beurtheilung unsres Dichters so wichtigen Punkt gesprochen, und will hier am Schlusse noch das Ergebniß in wenige Worte zusammenfassen. Wieland spielt wol scherzend mit dem Begriffe der Tugend; aber an ihre Wirklichkeit, Erhabenheit und beseligende Kraft glaubt er. Nur hält er die Fälle, wo sie Siegerin bleibt, wenn leicht entzündbare Sinne in Versuchung gerathen, für außer-

ordentlich selten, und schildert die unterliegende mit Vorliebe. Als humoristischem Schriftsteller muß ihm dies gestattet sein, und zu einem solchen besaß er eine große Begabung. Was ihm zum vollen Rechte der Vorführung von Situationen jener Art fehlt, ist gerade das, was ihm zum vollkommnen Humoristen fehlt: die Tiefe einer die Gegensätze ausgleichenden Weltanschauung, eine gleichmäßige Verbreitung des Humors über alle Figuren und die Verschmähung des ausdrücklich Lehrhaften.

Damit zerfällt auch der Vorwurf jener beiden Häupter der romantischen Schule, der ihn als Nachahmer des oben (S. 105.) kurz charakterisirten jüngern Crebillon mit diesem auf Eine Linie stellt; nach Schleiermacher würde er sogar noch darunter fallen. Für diesen unwürdigen Franzosen ist ein Ding, wie das, was man Tugend nennt, nicht einmal in der Idee vorhanden; es ist nur Affectation, Ziererei, Lüge, wenn man davon spricht. Wo Wieland Crebillon vor Augen gehabt hat — und es ist nur in einigen seiner weniger bedeutenden Werke der Fall — da hat er nur die Anlage, die Manier, den Ton, gewisse Redeweisen nachgeahmt; von seiner Gesinnung und Tendenz hat er sich fern gehalten. Ohne zu heucheln hat er im Goldnen Spiegel seinen Abscheu dagegen ausdrücken dürfen.

In spätern Jahren pflegte Tieck in Gesprächen über Wielands Werth als Schriftsteller ein im Ganzen ziemlich billiges Urtheil zu fällen. „In meiner Jugend, sagte er, wurde er überschätzt; heutiges Tages ist er bei weitem mehr vergessen, als er verdient.“ M. s. L. Tieck v. R. Köpke Th. II. S. 182.

So hat auch A. W. Schlegel, dreißig Jahre nach der Verspottung im Athenäum, von unserm Dichter gesagt (Krit. Schr. Th. I. Vorw. S. XI.): „Es wäre wol an der Zeit, von der allzu großen Vernachlässigung dieses von manchen Seiten liebenswürdigen Schriftstellers abzumahnen.“

Indeß war dem einst so hoch Gepriesenen, dann so hart Gescholtenen schon gleich nach seinem Abscheiden von der Hand, die es am besten vermochte, ein schönes und würdiges Denkmal gesetzt worden, zuerst nur einem engern Kreise bestimmt, später der ganzen deutschen Lesewelt zugänglich gemacht.

Goethe war durch den Tod Wielands äußerst bewegt. Am Begräbnißtage hatte er ein langes Gespräch über ihn mit Falk, woraus dieser (in der Schrift über G. S. 153.) sehr interessante Aeußerungen aufbehalten hat. Ueber die Angriffe der neuen Schule sprach er mit Empfindlichkeit. „Aber laßt — setzte er hinzu — nur ein paar Jahrzehende vergangen sein, so wird aller dieser Schattenseiten, die man so geflissentlich in Wieland aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden; er selber aber wird als humoristischer, geschmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten, worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt.“ Eine Prophezeiung, die freilich nicht eben in Erfüllung gegangen ist.

„Es war Wieland — sagte Goethe ferner — weit weniger um einen festen Standpunkt, als um eine geistreiche Debatte zu thun. Gerade diese Unentschiedenheit ist es, welche den Scherz zulässig macht, indeß der Ernst

immer nur Eine Seite umfaßt und an dieser mit Ausschließung aller heitern Nebenbeziehungen festhält. Die besten und anmuthigsten seiner Producte sind auf diesem Wege entstanden, und würden ohne diese Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar sein."

Kurz darauf hielt Goethe bei den Freimaurern, in deren Gemeinschaft der Verstorbene kaum vier Jahre vorher erst aufgenommen worden war, die „Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland", aus welcher oben bei verschiedenen Gelegenheiten Stellen aufgenommen sind.

Auch sie ist zu den unzähligen Zeugnissen für die edle Gesinnung, die Feinheit des Urtheils und die Kunst des großen Mannes zu rechnen, der damit seinem Freunde einen Denkstein setzt. Eine solche Rede wird ihrer Natur nach immer überwiegend auf den Preis des Abgeschiedenen zielen; gewiß aber kann man von dieser nicht sagen, daß das Lob, welches sie spendet, ein unbegründetes oder übermäßiges sei. Sie verweilt mit Wohlwollen und Liebe bei den glänzenden, schönen, liebenswürdigen Eigenschaften des Menschen und des Dichters; die Schattenseiten deutet sie nur an, aber sie verschweigt sie nicht. Der Standpunkt ist der großartige, der das Ganze ins Auge faßt.

Von liebevoller Gesinnung eingegeben ist auch was sich auf den Freund bezieht im Maskenzuge von 1818. So die Strophen:

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewies'nen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort aufs reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Und noch in den Sprüchen, die in den spätesten Abend seines Lebens fallen, wehrt Goethe eine sich gegen unsern Dichter fortwährend wiederholende Anklage ab mit den sinnvollen Worten:

„Wo die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland neckend.“

Berichtigungen und Nachträge.

Seite 54 Zeile 4 v. o. st. Bagle's l. Bayle's.
" 55 " 5 v. u. st. aus der l. uns der.
" 78 Anmerkung: Das Gedicht Hölty's, hier als ein in den bisherigen Ausgaben fehlendes bezeichnet, ist in die neueste, während des Drucks dieses Bandes erschienene, von Voigts besorgte, aufgenommen.
" 81 " 10 v. u. st. als daß er, als der l. als daß er, der.
" 121 " 12 v. u. l. In einer Stelle der 1sten Ausgabe des Agathon (Th. II. S. 286.) und der 2ten (Bd. IV. S. 33.), welche in der 3ten wieder weggeblieben ist u. s. w.
" 185 " 14 v. u. st. ganz l. fast ganz.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.